Gustav Struve's

Weltgeschichte

in neun Büchern.

Viertes Buch.

Einzig rechtmäßige, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.

New York:
Verlag von Gustav Struve.
1857.

Expedition:
Ludwig Neu, Gustav Struve,
New York, 85 Chrystie-Street.



Buchdruckerei und Stereotypie von L. Hauser & Comp.

Geschichte des Mittelalters

von

Gustav Struve.

Erstes Buch.

Vom Jahre 476—1095.

Geschichte des Mittelalters.

---

§ 1. Einleitung.

Von Jahrtausend zu Jahrtausend ringt der Mensch nach Wohlstand, Bildung und Freiheit. So oft auch verruchte Tyrannen den edleren Bestrebungen der Völker feindlich entgegentraten, sie vermochten wohl, denselben eine verkehrte Richtung zu geben, niemals aber sie gänzlich zu unterdrücken. Wenn in einem Volke die niederen Triebe vorherrschend waren und es durch diese die Beute der Despoten wurde, ging es zu Grunde. Andere, frischere Nationen traten an dessen Stelle. In veränderten Formen begann das frühere Streben nach besseren Zuständen von neuem. Was der oberflächliche Beobachter den Untergang höherer Bildung nannte, war in der That nur der Uebergang von einer altersschwachen zu einer neuen, lebenskräftigen Bildungsperiode.

Nachdem Griechenland und Rom gefallen waren, brach über den Theil der Welt, welcher früher von diesen großen Mittelpunkten der Freiheit ihr Licht empfangen hatten, eine trübe Zeit des Aberglaubens und der Knechtschaft herein. Die Priester schlugen die Gewissen in Bande, die weltlichen Herrscher schmiedeten Ketten für ihre Völker. Beide verlangten unbedingten Gehorsam. Die einen behaupteten, Stellvertreter Gottes auf Erden zu sein, die anderen nannten sich „von Gottes Gnaden," und bewaffnet mit dem Medusenschilde der Göttlichkeit, warfen sie, Jahrhunderte hindurch, jeden Widerstand nieder, der ihnen aus dem Gebiete der Vernunft entgegengesetzt wurde. Ein Glück war es für die Menschheit, daß die Tyrannen auf weltlichem und geistlichem Gebiete sich gegenseitig bekämpften, sich einander der Anmaßung und der Lüge beschuldigten. So wurden die Völker zuerst aufmerksam gemacht auf das ihnen zugefügte Unrecht.

Wohl war die Nacht des Mittelalters finster, doch finsterer waren die Jahrhunderte, da afrikanische und asiatische Despoten die Welt beherrschten. Während in den ersten Anfängen der Geschichte die Despoten ganzen Welttheilen Gesetze vorschrieben und zur Zeit des sinkenden römischen Reiches die blühendsten Völker dreier Welttheile dem Herrscherwillen eines Einzigen gehorchten, wurde im Mittelalter der Despotismus dadurch gemildert, daß sein Gebiet sich verringerte. Am größten war die Tyrannei auf geistlichem Gebiete. Auf diesem dehnte sie sich am meisten aus. Weit über die Grenzen des größten christlichen Staates des Mittelalters, sogar über das Gebiet des römischen Reiches hinaus herrschte der römische Papst. Doch auch in der furchtbarsten Zeit der päpstlichen Gewalt erstreckte sich diese nur über einen Theil des abendländischen, römischen Reiches. Der ganze Osten Europa's, Asien und Afrika und selbst der größere Theil Spanien's — huldigten anderen geistlichen Herrschern, sei es der griechischen, oder der mohammedanischen Kirche.

Der Aberglaube des Mittelaltes war finster gegenüber den weltlichen und den geistlichen Tyrannen. Allein er gründete sich doch auf eine reinere Lehre und auf eine großartigere Weltanschauung, als der Aberglaube des Alterthums. Die christlichen Völker wurden nicht in Uebereinstimmung mit der von Christus gelehrten Religion, sondern im schreiendsten Widerspruche mit derselben, geknechtet. Die Staatsverfassungen der Indier, Egypter und der alten Deutschen hegten den religiösen Glauben, daß die Verschiedenheit der Stände auf göttlicher Anordnung beruhe. Das Christenthum, wie es aus der Lehre seines Gründers und der ersten Apostel hervorging, kennt keine Verschiedenheit der Stände, verleiht allen Menschen gleiche Rechte und legt ihnen vor allen anderen die Pflicht der Bruderliebe auf.

Nur dadurch, daß die christlichen Despoten des Mittelalters das oberste Gebot ihrer Religion, das Gebot allgemeiner Menschenliebe, mit Gewalt in den Hintergrund drängten und den unbedingten Gehorsam an dessen Stelle setzten, vermochten sie, ihre Gewalt zu behaupten. Diese wurde mehr und mehr erschüttert, je mehr die Völker die ursprüngliche Lehre Christi kennen lernten und je mehr das Licht der Vernunft ihnen zu leuchten begann.

Das Mittelalter umfaßt den Zeitraum, in welchem das Christenthum zwar niedergehalten wurde, allein am Ende sich dennoch Bahn brach. Ein halbes Jahrtausend verwendeten ruchlose Priester dazu, die Religion der allgemeinen Menschenliebe in eine Religion des Hasses gegen Andersglaubende, die Religion brüderlicher Gleichheit in den Glauben des blinden Gehorsams umzuwandeln. Ein Jahrtausend blieb die so verunstaltete christliche Religion die herrschende in Europa. Wenn wir im Mittelalter die Gewaltherrschaft siegreich und die ursprüngliche Lehre Jesu durchaus verunstaltet sehen, so gewahren wir doch auch schon die ersten Versuche der Rückkehr zu der reinen Lehre Christi. Die Völker des Mittelalters besaßen nicht geistige Kraft genug, sich am Stabe der niedergeschriebenen christlichen Lehre aufzurichten. Viel weniger konnte die Vernunft ihnen zum Stützpunkte dienen. Doch wie im Laufe des Mittelalters die Völker sich emporrangen zum Begriffe eines reineren Christenthums, so hoben sie sich im Laufe der neueren Zeit empor zu der Erkenntniß vernunftmäßiger Zustände.

Jeder Uebergang von einer Lage in die andere, jeder Kampf einer Weltanschauung mit der anderen ist mit mannichfachen Schwierigkeiten, Verwirrungen und Irrthümern verbunden. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß auch der Uebergang von der römischen zur germanischen Weltherrschaft und von der heidnischen zur christlichen und mohammedanischen Weltanschauung reich an Armseligkeiten und Trübsal war. Freuen wir uns, daß in unseren Tagen dieser Uebergang vollendet ist und der nicht minder bedeutungsvolle von der christlichen zur vernunftmäßigen Weltanschauung sich vorbereitet.

Wenn wir auf diese Weise einen Unterschied zwischen christlicher und vernunftmäßiger Weltanschauung, zwischen Christenthum und Vernunftmäßigkeit aufstellen, so treten wir dadurch dem Christenthum nicht zu nahe. Wer sich den Lehren der Geschichte nicht gänzlich verschlossen hat, muß erkennen, daß nur mit Hülfe der Wissenschaft das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt werden konnte; und wer sich nicht vollständig außerhalb des Kreises gebildeter Menschen stellt, muß zugeben, daß im Christenthume nicht alle Weisheit enthalten ist. Hier genügt es, diese Ansichten auszusprechen. Sie werden ihre Begründung im Laufe der Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit finden.

Erster Abschnitt.

Uebergang von der alten zur mittleren Zeit. (476—622 n. Chr.)

§ 2. Rückblick auf die Vergangenheit.

Ein Jahrhundert war vergangen, seit die Gothen, von den Hunnen getrieben, die Donau überschritten hatten, ein Jahrhundert voll von Schrecknissen, in welchem das tausendjährige römische Reich allmälig in Trümmer zerfiel. Beim Anfange dieses Zeitraumes (476) hatten sich aber noch keine feste, neue Gestaltungen gebildet. Das Reich der Hunnen war schneller wieder vergangen, als es entstanden war. Die Westgothen hatten lange eine zweifelhafte Rolle gespielt. Bald hatten sie den römischen Kaisern gedient, bald sie bekämpft. Nachdem Alarich und sein Schwager Adolph die Gelegenheit versäumt hatten, dem römischen Reiche ein Ende zu machen und auf dessen Trümmern ein gothisches zu gründen, ließ sich ihr Volk (419) in der gallischen Provinz Aquitanien nieder, von wo aus es sich später über die pyrenäische Halbinsel ausbreitete.

Die Ostgothen hatten längere Zeit unter der Herrschaft der Hunnen gestanden. Im Jahre 455, nach Attila's Tode, nahmen sie Panonien von Vindobona bis Sirmium, mit Bewilligung des griechischen Kaisers, Marcian, ein. Dieselben Häuptlinge, welche ihre Schaaren unter Attila's Oberanführung, bei Chalons a. d. Marne, befehligt hatten, die drei Brüder: Walamir, Theodomir und Widemir, standen noch an ihrer Spitze. Am Tage, an welchem die Ostgothen die Ketten der Hunnen brachen, wurde deren Fürsten Theodomir ein Sohn, Theodorich, geboren, welcher, im Alter von acht Jahren, als Geisel nach Constantinopel geschickt wurde und nach seines Vaters Tode (475) an die Spitze der ostgothischen Nation trat.

Noch östlicher als die Gothen hatten die Alanen gelebt. Sie waren zuerst mit den Hunnen kriegerisch zusammengetroffen und hatten im Kampfe mit denselben die gebietende Stellung verloren, die sie früher behauptet. Doch ein Theil des Stammes wahrte sich seine Unabhängigkeit und verband sich später mit wandernden Vandalen, Sueven und Burgundern, welche am letzten Tage des Jahres 406 vereint über den Rhein nach Gallien zogen. Die Burgunder ließen sich in der Nähe des Oberrheins an der Saone und Rhone nieder. Die Alanen, Sueven und Vandalen zogen durch Gallien nach Spanien. Die Alanen nahmen (411) Besitz von Lusitanien, die Sueven und Vandalen ließen sich in Gallizien und den benachbarten, nördlichen Provinzen Spanien's nieder und die Silingienser, ein Zweig der Vandalen, nahmen Andalusien ein. Die Westgothen trieben die Sueven und Alanen in die Enge, schwächten die Letzteren, schränkten die Sueven auf wenige Landstriche ein und rieben die Silingienser auf (414). Die große Masse der Vandalen ging (429) nach Afrika und eroberte diese ganze Provinz.

Als die Vandalen den Rhein überschritten, kämpften Anfangs die Franken, im Bunde mit den Römern, gegen sie. Bald aber besannen sie sich eines andern, ahmten das Beispiel der übrigen deutschen Stämme nach und setzten sich an der Maas und Schelde fest.

Die Britten, welche, nachdem die römischen Legionen abgezogen, nicht im Stande waren, sich gegen die Einfälle der Picten und Scoten zu vertheidigen, riefen (449) die Angeln und Sachsen zu Hülfe, welche sich zu Herren des Landes machten. Armorika, der

Küstenstrich zwischen der Seine und Loire, welcher längst von den Römern aufgegeben worden war, wurde von den, den Angelsachsen entfliehenden Britten in Besitz genommen.

Dieses sind im wesentlichen die Bewegungen der Völker, welche im Laufe des letzten Jahrhunderts des Abendländischen Reiches statt gefunden hatten. Wir mußten uns dieselben vergegenwärtigen, um der noch nicht vollendeten Völkerwanderung folgen zu können.

§ 3. Das oströmische Reich. (474—565.)

Nachdem das weströmische Reich untergegangen war, bestand das oströmische, wenn auch geschwächt, von allen Seiten bedroht und angegriffen, noch immer fort. Von Illyrien erstreckte es sich bis an das kaspische Meer und an die Südgrenze Egypten's. Es verdankte seine Fortdauer weniger der eigenen Kraft, als der Rohheit seiner Feinde, welche nur zu rauben und zu morden, aber nicht die Grundlagen eines Reiches zu erschüttern vermochten. Das oströmische Reich wäre längst, gleich dem abendländischen, erlegen, wenn sich an der Spitze der Gothen, Heruler, Gepiden, Longobarden, Bulgaren und Slavonier, welche die Provinzen des Reiches plündernd durchzogen, ein zweiter Odoacer gefunden hätte. Die Völker, welche in einem Jahre dem römischen Kaiser feindlich entgegenstanden, dienten ihm willig im folgenden. Die Byzantiner schlugen ihre Schlachten mit den Streitkräften, welche sie aus der Mitte ihrer gefährlichsten Feinde zogen. Die Tücke der Kaiser, welche die Gothen und andere Stämme des Nordens auf den Westen hetzten, sicherte dem oströmischen Reiche eine schimpfliche und bedauernswerthe Fortdauer. Kurz bevor Odoacer der Wiedererwählung eines römischen Kaisers für das Abendland ein Ende machte, starb Kaiser Leo (474). Er hinterließ eine Tochter, Ariadne, welche an den Isaurier Trascalisseus verheirathet war, und einen Enkel, welcher den Namen seines Großvaters, Leo, führte. Trascalisseus vertauschte seinen ausländischen Namen mit dem wohlklingenderen Zeno. Die Isaurier, eine Völkerschaft Kleinasiens, welche in ihren Bergen, wie früher den persischen, so jetzt den römischen Kaisern Trotz boten, waren wegen ihrer Wildheit und Raubsucht übel berüchtigt. Dessenungeachtet wurde Zeno nach dem Tode seines unmündigen Sohnes und nachdem die Wittwe Leo's, Verina, ihrem Bruder, Basiliscus, auf kurze Zeit die Kaiserkrone verschafft hatte, auf den Thron berufen. Ariadne übte den wohlthätigsten Einfluß auf die Regierung ihres Gatten aus, während die Herrschsucht ihrer Mutter Verina, Syrien und Egypten in Aufstand brachte. Als Zeno im Jahr 491 starb reichte Ariadne dem Anastasius, einem bejahrten Diener des Palastes, ihre Hand und mit ihr zugleich die kaiserliche Krone. Anastasius besaß keine hervorstechenden Talente und Tugenden, allein er war doch frei von den schlimmstern Lastern der Kaiser damaliger Zeit. Er war sparsam, erleichterte die schwere Abgabenlast des Volkes und sammelte einen Schatz von 150 Millionen Gulden an. Auf Anastasius, welcher 518 starb, folgte Justin I. Geboren in einem Dorfe unweit Sardica (Sophia) hatte sich dieser junge Mann im Kriegsdienste zu dem Range eines Senators und des Befehlshabers der Garde emporgeschwungen. Amantius, der im Palaste allmächtige Eunuche, welcher nach dem Throne strebte, händigte dem Justin bedeutende Geldsummen ein, um mit deren Hülfe die kaiserliche Leibwache zu bestechen. Justin machte sich kein Gewissen daraus, die Gelder zu seinem eigenen Bester zu verwenden. Mit Beseitigung der Verwandten des Kaisers Anastasius und des Eunuchen Amantius bestieg Justin, 68 Jahre alt, den römischen Kaiserthron. Der dacische Bauer hatte im Laufe seiner langen Dienstzeit nicht einmal das Alphabet gelernt. Dessenungeachtet erhielt er sich bis zum Ende seines Lebens (527) auf dem Throne, an dessen Stufen sein Neffe, Justinian, stand. Vor des Oheims Tode war der Neffe von dem Kaiser gekrönt und von dem Volke als Herrscher anerkannt worden. Justinian war da-

mals 45 Jahre alt. Er beherrschte das römische Reich acht und dreißig Jahre lang und zur Schmach der folgenden Jahrhunderte sei es gesagt, seine Herrschaft ist noch heutzutage in der ganzen civilisirten Welt fühlbar. Die Kriege, welche dieser Kaiser führte, sind spurlos verschwunden, von den Werken, welche er in allen Theilen seines Reiches erbaute, liegen die meisten in Trümmern und diejenigen, welche, gleich der Sophienkirche zu Constantinopel, sich erhalten haben, sind einem Glauben gewidmet, welchen Justinian noch mehr als die von ihm so bitter verfolgten, christlichen Ketzereien zu hassen aufgefordert war. Allein die Sammlung der römischen Gesetze, welche Justinian veranstaltete, hat ihn und sein Reich überlebt. Fast anderthalb Jahrtausende sind seither vergangen, und noch ist es dem Menschengeiste nicht gelungen, eine Gesetzgebung zu schaffen, welche auf einer edleren und menschenfreundlicheren Grundlage ruhte, als das römische Recht.

Justinian's Charakter spricht sich am deutlichsten aus in seinem Verhältnisse zu Theodora, wie sich derjenige seines Feldherrn, Belisar, am klarsten kund thut in seiner Beziehung zu Antonina.

Theodora, die Tochter des Bärenhüters Acacius, hatte sich frühzeitig in Constantinopel bekannt gemacht, indem sie auf dem Theater ihre Reize nur verhüllt durch einen Gürtel, (da sie nicht ganz nackt erscheinen durfte,) den lüsternen Beschauern blosstellte. Diesem öffentlichen Leben entsprach das geheime, welches sie führte. Sie wälzte sich im tiefsten Kothe des Lasters. Eine kurze Zeit hindurch nahm sie den Schein guter Sitte an und gewann die Neigung Justinian's, welcher damals, als voraussichtlicher Thronerbe, die höchste Stelle nach dem Kaiser in der römischen Welt inne hatte.

Justinian vermochte wohl das Gesetz abzuschaffen, welches die Ehe zwischen einem Senator und einer Bühnenkünstlerin verbot, allein die Vergangenheit Theodorens konnte er nicht in den Schleier der Nacht hüllen, denn zu viele ihrer Zeitgenossen hatten sie auf den Brettern gesehen und ihre Reize genossen. Trotz alledem ehelichte Justinian die Schauspielerin und die gesammte christliche Geistlichkeit des Reiches huldigte ihr nicht minder als der edelsten Kaiserin.

Theodora hatte in jüngeren Jahren jeder Tugend entsagt, um Geld und Beifall zu gewinnen. Sie streifte später alles menschliche Gefühl ab, um dasselbe Ziel in erweitertem Maße zu erreichen. Als Lustdirne und freche Bühnenkünstlerin konnte sie aber den unversöhnlichen Haß und die kalte Grausamkeit noch nicht zeigen, welche Theodora als Kaiserin zum Verderben ihrer Opfer kund that. Sie rächte auf dem Throne die wirklichen oder eingebildeten Verletzungen, welche sie auf der Bühne erlitten. Sie hatte ihre eigenen Spione, Kerker und Henker, und eine ihrer gewöhnlichen Reden war: „Wenn Du meine Befehle nicht genau vollziehst, schwöre ich bei dem Ewigen, das ich Dir werde die Haut abziehen lassen."

Dieses war das Weib, unter dessen Einflusse Justinian fast sein ganzes Regentenleben hindurch stand.

Justinian ist uns das Beispiel eines Menschen, welcher, mit geringen Talenten und ohne alle Festigkeit des Charakters, durch die Gunst der Zeit eine geschichtliche Bedeutung gewann, wie sie den größten Geistern, im Kampfe mit widerstrebenden Verhältnissen nicht zu Theil geworden ist. Als Bauer geboren, wurde er ohne anderes Verdienst, als dasjenige, der Neffe Justin's I. gewesen zu sein, auf den römischen Kaiserthron gehoben. Er war kein Krieger und eroberte durch die Faust seiner Feldherren, Belisar und Narses, Afrika, Italien und einen Theil von Spanien. Er war kein Baukünstler und errichtete doch in allen Theilen der Welt, in Europa, Asien und Afrika, großartige Bauwerke. Er war kein Kenner der Menschheit und ihrer Bedürfnisse, kein Gesetzgeber, wie Lycurg, Solon oder die Söhne der Cornelia, und dennoch besteht die von ihm veranstaltete Gesetzsammlung noch

heutzutage und werden hunderte von Millionen noch immer nach den Grundsätzen gerichtet, welche seine Gesetzsammlung festgestellt hat.

Es ist immer ein Beweis trübseliger Zustände, wenn die Massen um Nichtigkeiten eifern. Zur guten Zeit Griechenland's fanden bei den olympischen, delphischen und andern Spielen ehrenvolle Wettkämpfe statt. In der traurigen Periode des sinkenden oströmischen Reiches stritten die verschiedenen Parteien der Rennbahn mit der ganzen Wuth sinnloser Leidenschaft gegeneinander. Derselbe Geist, welcher die Rennbahn Constantinopel's beseelte, lebte auch in der Kirche des römischen Reiches. Dieselbe Wuth, mit welcher die Blauen und Grünen der Rennbahn sich gegenseitig verfolgten, wohnte auch in den Herzen der Athanasianer und Arianer, der Freunde und der Feinde der Bilder, dieser und jener christlichen Secte. Die Tugend, die Idee, das höhere Streben war aus dem römischen Leben gewichen. Das Volk hatte keinen Sinn mehr für Wissenschaft und Kunst. Es überließ ausländischen Söldnern die Vertheidigung der Landesgrenzen und inneren Tyrannen die Verwaltung des Staates. An die Stelle der von Christus empfohlenen allgemeinen Menschenliebe war ausgelassene Vergnügungssucht, Sectenhaß und die wildeste Leidenschaft getreten. Früher hatte Herodot seine neun Bücher der Geschichte dem versammelten Volke öffentlich vorgelesen. Die edelsten Söhne des Landes wetteiferten, sei es als Wagenlenker oder Ringer um den Kampfpreis der Spiele, welchem alle Stämme der Griechen mit lebendiger, doch wohlgeordneter Theilnahme, beiwohnten. In den trüben Zeiten Justinian's, wie in denjenigen des alten Rom's, nahmen nur bezahlte Leute thätigen Antheil an den Spielen der Rennbahn. Die verschiedenen Wagenlenker, welche miteinander um die Wette fuhren, hatten immer verschiedene Farben getragen. Zu den ursprünglichen Weiß und Roth traten später Grün und Blau hinzu. Der Mensch hat das Bedürfniß an etwas Theil zu nehmen, für etwas zu wünschen und zu streben. Das tiefgesunkene Volk von Constantinopel wußte sich für nichts lebendiger zu begeistern, als für die Wagenlenker der Rennbahn. Die Anhänger der blauen Farbe thaten sich auf ihre Rechtgläubigkeit und ihre Anhänglichkeit für Justinian viel zu gute. Die Grünen, welche einst die Theodora auf den Brettern ausgezischt hatten, empfanden schwer die Fäuste und Dolche ihrer Gegner und die Ungunst des kaiserlichen Ehepaars. Im Jahre 532 versetzte die Wuth dieser beiden Parteien, aus deren Mitte einige Verbrecher hingerichtet werden sollten, ganz Constantinopel in Verwirrung. Beide Parteien vereinigten sich plötzlich. Der Palast des Stadtpräfecten wurde erstürmt, seine Offiziere und Leibwachen wurden niedergemetzelt, die Gefängnisse erbrochen und die im Dienste des Kaisers befindlichen Heruler zurückgeschlagen. Frauen und Kinder nahmen an dem Aufruhr Theil. Die Stadt gerieth in Flammen. Am sechsten Tage der Volksbewegung wurde Hypatius, der Neffe des Kaisers Anastasius, trotz seinem Widerstreben, vom Volke zum Kaiser ausgerufen. In diesem gefahrvollen Augenblicke entschied die Geistesgegenwart Theodora's das Schicksal Justinian's. Sie widersetzte sich allein der Flucht des Kaisers und flößte den Rathgebern desselben neuen Muth ein. Der Aufstand wurde niedergeschlagen. Hypatius und sein Bruder Pompejus fielen als Opfer des Schreckens, den der Kaiser empfunden hatte.

Als Justinian den Thron bestieg, war der Staatsschatz wohl versehen. Allein seine Bauten, seine Kriege, die Geschenke, welche er der Kirche machte und seine launenhaften Verschwendungen erschöpften diesen bald. Die verächtlichsten Mittel wurden angewandt, ihn wieder zu füllen. Johann von Kappadocien übte, in des Kaisers Namen, die furchtbarsten Erpressungen, bis er endlich, als Opfer des Hasses Theodoren's, fiel. Wenn es galt, der sogenannten, rechtgläubigen Kirche Tempel zu bauen, Weihgefäße und andere Aeußerlichkeiten anzuschaffen, fehlte es dem fanatischen Kaiser nicht an Mitteln. Doch so viel er für die Kirche, so wenig that er für die Schule. Sei es aus Sparsamkeit

oder Haß gegen die Wissenschaft, auf seinen Befehl wurden sogar die Schulen zu Athen, welche, seit den Zeiten Plato's und Aristoteles, fast ein Jahrtausend geblüht hatten, aufgehoben.*)

Die Kriege, welche Justinian im Westen führte, verliehen seiner Herrschaft einen vorübergehenden Glanz. Die Vandalen hatten im Laufe dreier Generationen, unter dem Einflusse des südlichen Klima's und eines verderblichen Luxus ihre frühere Kraft verloren. Mit einem kleinen Heere auserlesener Soldaten besiegte sie Belisar und unterwarf die ehemalige Provinz Afrika dem römischen Kaiser (534). Wenige Jahre darauf vertrieb (537) derselbe Feldherr die Gothen aus Unteritalien und Rom, nahm (539) Ravenna ein und den König der Gothen, Vitiges, gefangen. Bevor jedoch Belisar sein Werk vollendet hatte, wurde er befehligt, nach Constantinopel zurückzukehren. Narses führte, in seiner Abwesenheit, den Krieg fort. Im Jahr 544 wurde Belisar zum zweiten Male nach Italien gesandt, allein schon (548) wieder abberufen. Narses schlug (552) den König Totila, im folgenden Jahre Tejas, den letzten König der Gothen, und besiegte (554) die Franken und die Allemannen.

Doch während Justinian im Westen Eroberungskriege führte, wurde sein eigenes Reich von fremden Freibeutern auf's furchtbarste verwüstet. Gepiden und Longobarden, Bulgaren und Sclavonier, Perser und andere Völker zogen, abwechselungsweise, ungestraft im Reiche umher. Das flache Land nicht blos, auch viele befestigte Städte, Bollwerke und Schutzmauern wurden von ihnen verheert. Der eitle und selbstgefällige Kaiser mochte sich seiner fernen Eroberungen rühmen, in den Augen des nüchternen Beobachters verdient der Fürst den bittersten Tadel, der, während er sein eigenes Land nicht schützen kann, auf ferne Eroberungen ausgeht.

Belisarius, welcher die Schlachten Justinian's focht, stand nicht weniger unter dem Einflusse seines verruchten Weibes, der Antonina, als Justinian unter demjenigen Theodorens. Doch wenn Theodora in jüngeren Jahren ein sittenloses Leben geführt hatte, brach Antonina als Frau ihrem Gatten die Treue. Belisarius wußte es und duldete die ihm angethane Schmach. Er gab sogar die redlichen Diener, die ihn treu berichtet hatten, der Rache seines eben so grausamen, als wollüstigen Weibes Preis. Belisarius ließ sich und seine treuesten Freunde mißhandeln, wie von der Antonina, so von seinem Kaiser und dessen Gemahlin. Von den meisten Geschichtschreibern wird Belisarius gerühmt und hoch gepriesen. Er war unzweifelhaft ein tapferer Krieger, ein geschickter Feldherr und ein gehorsamer Diener. Gleich einem wohlgezogenen Hunde ließ sich Belisar von seinem Herrn, dem Kaiser, gegen die Perser, die Vandalen, die Gothen und die Bulgaren gebrauchen und kehrte, so oft Justinian ihm pfiff, schweifwedelnd und kriechend zu dessen Füßen zurück. Belisarius verstand es weder seinem Kaiser, noch seiner Gattin gegenüber die Menschenwürde zu behaupten. So wenig er aus Rücksicht für Theodora die Schandthaten seiner Ehefrau, ganz eben so wenig durfte er, aus Rücksicht für seine persönliche Sicherheit, die Mißhandlungen ruhig hinnehmen, mit welchen Justinian, Theodora und Antonina ihn überhäuften. Von den vier bedeutungsvollsten Personen der Zeit Justinian's trat zuerst Theodora von der Bühne ab. Sie hatte ihrem Gatten eine Tochter geboren, welche aber bald starb. Der einzige Sohn, welchen Theodora in früherer Zeit zur Welt gebracht hatte und welcher sich, als Jüngling, hoffnungsvoll im Pallaste der Kaiserin einfand, wurde später nicht wieder gesehen. Ohne Zweifel fiel er, um der Mutter die Erinnerung an vergangene Sünden zu ersparen. Theodora starb im Jahr 548, 24 Jahre nach ihrer Verheirathung, im 22. Jahre nach ihrer Thronbesteigung, am Krebs; Belisarius im Jahre 561, nachdem er kurz zuvor noch in den Kerker geworfen und in

*) Bd. II. § 22.

Gefahr gewesen war, als Hochverräther hingerichtet zu werden. Er hatte sein ganzes Leben hindurch dem Kaiser, Theodoren und Antoninen mit blinder Unterwürfigkeit gedient; es ist aber eine Fabel, daß Justinian ihm die Augen habe ausstechen lassen. Justinian überlebte Belisar um 8 Monate. In seinen alten Tagen gedachte er nur seines Seelenheils und glaubte dieses, als ächter Pfaffenknecht, dadurch am besten zu wahren, daß er die Geschäfte seines Reiches vollständig vernachlässigte. Früher war er immer sehr arbeitsam gewesen; allein der mönchische Aberglauben, welcher ihn durch sein ganzes Leben begleitete, verschlang von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr von seiner besseren Kraft, bis am Ende von dieser nicht mehr übrig blieb, als erforderlich war, sinnlose religiöse Ceremonien mitzumachen. Antonina, Belisar's Gattin, welche an innerer Verworfenheit mit Theodora auf gleicher Stufe stand, welche ihren unglücklichen Gatten geschändet und mißhandelt und nicht einmal den Schein der Tugend angenommen hatte, so lange sie noch einige Jugendkraft besaß — überlebte ihre Freundin Theodora, Belisar und Justinian. Sie erhielt einen ansehnlichen Theil des Vermögens ihres Gatten zurück und gründete ein Kloster, um ein bekanntes Sprüchwort zu bewähren. Antonina hatte nicht, wie Theodora, ihren Sohn getödtet, sie hatte ihn aber, nachdem er zum Rang eines Consul emporgestiegen war, foltern, geißeln und in das Gefängniß werfen lassen. Nach dreijährigen Qualen entfloh das Opfer ihrer mütterlichen Wuth und wurde Mönch.

§ 4. Fortsetzung. (565—628.)

Gegen das Ende der Regierung Justinian's verminderte sich von Jahr zu Jahr der Glanz, welcher seine frühere Zeit umgab. Theodora hatte ihm keinen männlichen Erben geboren. Doch sieben Neffen harrten mit Ungeduld des Augenblicks, welcher Einem von ihnen die Krone, den Anderen den Tod bringen konnte. Justinus, der Sohn der Vigilantia, der Schwester Justinian's, war der Glückliche, der, bevor seine Mitbewerber noch Kenntniß von dem Tode ihres Oheims hatten, den erledigten Thron bestieg. Er zahlte die Gläubiger Justinian's und erweckte durch diese erste Handlung seiner Regierung die Erwartung, er werde gerechter sein, als sein Vorfahr. Diese, wie jede andere Hoffnung, welche auf Justin II. gesetzt ward, täuschte das Volk. Er entließ die Gesandten der Avaren mit hochtönenden Worten, doch da diesen keine entsprechenden Thaten auf dem Fuße folgten, wurde der Chagan (so nannte sich der Beherrscher dieses Volkes) nur für den Augenblick eingeschüchtert, aber bald schon erhoben sich die Avaren wieder furchtbarer, als zuvor. Die schönen Provinzen, welche jetzt unter dem Namen der Moldau, der Wallachei und Siebenbürgens bekannt sind, und ein Theil Ungarn's jenseits der Donau wurden von den Scythen eingenommen, welche daselbst 230 Jahre verblieben und von da aus mehr als einmal das oströmische Reich, Constantinopel und die entferntesten Städte der europäischen Provinzen in Schrecken setzten. Die neuerworbenen Länder, Afrika und Italien, und die Grenzprovinzen Persien's litten furchtbar, da der schwache Justinus ihnen keine kräftige Hülfe zu senden vermochte. Endlich entschloß er sich, (574), in der Person seines früheren Befehlshabers der Leibwache, Tiberius, einen Nachfolger zu ernennen, welchem er bei seinen Lebzeiten die volle kaiserliche Gewalt übergab. Tiberius vermied die Netze, welche ihm Sophia, die Gattin Justin's II., spannte. Er herrschte mit Umsicht und Milde. Er lehnte mit Ernst die Geschenke ab, welche seine Minister nach der herrschenden Gewohnheit ihm brachten und welche sie unter furchtbaren Bedrückungen zehnfach dem Volke aussogen. Er war sparsam und erließ gerne, wenn es die Umstände erheischten, die rückständigen Abgaben. Auf seinem Krankenbette ernannte er (582) einen ausgezeichneten Krieger, Mauritius, zu seinem Schwiegersohne und Nachfolger. Der

neue Kaiser setzte den König Chosroes von Persien, welcher seine Hülfe angerufen hatte, auf den Thron seines Großvaters Nushirvan. Doch während Mauritius im fernen Osten Kriege führte, welche dem Perser Chosroes erfreulich waren, litten seine Donauländer unter den Einfällen der Avaren und sank Italien in immer tieferes Elend. Er fröhnte den Launen des übermüthigen Chagan's. Der jährliche Tribut, welchen der römische Kaiser diesem bezahlte, wurde von 80,000 auf 120,000 Goldstücke erhöht, und unter mannichfaltigen Namen mußten diese Summen wiederholt noch vermehrt werden. Der Chagan Bajan nahm, ungeachtet aller ihm bezahlten Gelder und aller von ihm geleisteten Eide, die Städte Sirmium und Singidunum.

Mauritius hörte, als Kaiser, auf, Krieger zu sein. Er führte zwar mit großem Pompe sein Heer gegen die Avaren, kehrte aber nach Constantinopel zurück, als ein Lieblingspferd ihm gestorben, ein wilder Eber ihm begegnet war und ein Sturm und eine Mißgeburt ihn in Schrecken gesetzt hatten. So verlor der Kaiser die Achtung seines Heeres. Nichtsdestoweniger wollte er die Mißbräuche abschaffen, welche sich in dessen Verwaltung eingeschlichen hatten. Der Sold der Soldaten sollte herabgesetzt, die Mannszucht geschärft werden. Die Antwort des Heeres war die Absetzung des Kaisers. Ein früher wenig bekannter Hauptmann, Namens Phocas, rückte, an der Spitze der unzufriedenen Soldaten, (602) gegen Constantinopel. Mauritius floh und betete. Seine Flucht konnte ihn nicht retten und der Preis, den er der Gerechtigkeit zollte, als seine fünf Söhne hintereinander vor seinen Augen ermordet wurden, konnte diese nicht retten. Hätte er, statt sich dem Aberglauben zu ergeben und zu beten, an der Spitze seines Heeres die Feinde des Landes geschlagen, so hätte er seine Truppen zügeln, sich und seinen Kindern den Tod durch Henkershand ersparen können. Allein seit Constantin Kaiser wurde, nahm die Feigheit aller Christen gar gern den Schein frommer Ergebung in den göttlichen Willen an.

Phocas wird uns von seinen Zeitgenossen gleich häßlich an Körper und Geist geschildert. Der Mord seines Vorgängers Mauritius, der fünf jüngeren und später des älteren Sohnes desselben, genügte ihm nicht. Constantina, die Gattin des Kaisers Mauritius, und ihre drei Töchter, wurden auf Phocas' Befehl an derselben Stelle geköpft, an welcher Mauritius und seine fünf Söhne ermordet worden waren. Den gefährlichsten Gegnern des neuen Kaisers folgten noch zahlreiche Genossen in's Grab nach. Während Phocas zu Constantinopel wüthete, überschwemmte der persische König Chosroes die asiatischen Provinzen des römischen Reiches und Egypten. Die Avaren brandschatzten die europäischen Provinzen bis vor die Thore Constantinopel's, und zu Chalcedon, der Hauptstadt gegenüber stand ein persisches Heer bereit, sich mit ihnen zu verbinden.

Der einzige Feldherr, welcher den Persern Achtung und Furcht einflößte, war der alte Narses, der zur Zeit des Kaisers Mauritius Chosroes auf den Thron gehoben hatte. Er wurde, auf Phocas Befehl zu Constantinopel öffentlich verbrannt, weil er versucht hatte, den Tyrannen zu stürzen. Die Provinz Afrika stand, als Phocas den Kaiserthron bestieg, unter dem Exarchen Heraclius. Dieser weigerte dem Thronräuber den Gehorsam. Sein Sohn erschien (610) mit einer Flotte vor Constantinopel, Phocas wurde gefangen genommen und unter Qualen hingerichtet. Das Volk und die Geistlichkeit, welche sich, als Phocas die Hand nach der Kaiserkrone ausstreckte, nur nach dem Glauben des Hauptmanns erkundigten, und ihn mit Jubel als Kaiser anerkannten, nachdem er seine Rechtgläubigkeit bewiesen hatte, — dieses Volk und diese Geistlichkeit jauchzten auch dem jungen Heraclius, ihrem neuen Kaiser, Jubel zu. Doch das Reich befand sich in dem traurigsten Zustande. Chosroes zog nach dem Sturze des Phocas seine Truppen nicht zurück. Zehn Jahre lang bedrohten die Perser von Chalcedon aus die Hauptstadt, welche nur durch einen engen Meeresarm ihnen unzugänglich gemacht wurde. Zwölf lange Jahre brachte Heraclius

inmitten seines, dem Verderben Preis gegebenen, Reiches in schlaffer Ruhe zu. Endlich (1622) ermannte er sich, zog den Persern an der Spitze seines Heeres entgegen, landete seine Truppen an der Grenze von Syrien und Cilicien, schlug wiederholt die übermüthigen Feinde, rückte bis in das Herz des persischen Reiches vor, eroberte den Lieblingsaufenthalt des Königs, Dastagerd, und brachte das persische Volk gegen Chosroes, welcher noch immer nicht Frieden schließen wollte, in die äußerste Wuth. Siroes [Kabad], der Sohn des persischen Königs, lehnte sich gegen seinen Vater auf, ließ ihn hinrichten und schloß mit dem römischen Kaiser Frieden [628].

Doch diese günstigen Erfolge wurden nur unter Mithülfe derselben Türken errungen, welche später dem oströmischen Reiche das Ende bereiteten. Die Horde der Chazaren, welche Heraclius in seine Dienste nahm und auf seinen Kriegszügen durch die fruchtbarsten Provinzen seines Reiches führte, hatte früher ihre Zelte in den Ebenen der Wolga und in den Gebirgen Georgien's aufgeschlagen. Indem Heraclius mit deren Hülfe die alten und oft bezwungenen Feinde Rom's besiegte, legte er selbst den Grund zu der Macht des türkischen Volkes. Bevor Heraclius mit den Persern Frieden geschlossen, hatten sich die Avaren schon von Constantinopel zurückgezogen, nachdem ihre wiederholten Stürme glücklich zurückgeschlagen worden waren [626].

Triumphirend zog Heraclius in Constantinopel ein. Damals sahen zuerst türkische Krieger das Innere jener Hauptstadt, welche sie später eroberten und zum Mittelpunkte ihres Reiches machten.

§ 5. Italien bis 563.

Odoacer hatte dem weströmischen Reiche ein Ende gemacht, indem er den Romulus Augustulus absetzte und die Wiedererwählung eines anderen Kaisers verhinderte. Allein es ist leichter, einem Reiche den Todesstoß, als den Keim neuen Lebens zu geben. Odoacer war ein Deutscher und ein Arianer und stand daher den Bewohnern Italien's in zwei wichtigen Beziehungen des Lebens: in der Nationalität und in der Religion feindlich gegenüber. Damals hatten Abstammung und Glaube eine noch höhere Bedeutung, als jetzt. Die Römer betrachteten den Deutschen als Barbaren und den Arianer als Ketzer. Odoacer konnte wohl, so lange er die Gewalt besaß, die Italiener unter sein Joch beugen, nimmermehr aber erwarten, daß sie es willig trügen. Wollte er ein neues Reich gründen, mußte er den thatsächlichen Voraussetzungen, welche ihn an die Spitze des italienischen Volkes gehoben hatten, den Sieg über diejenigen verschaffen, die ihm feindlich widerstrebten. Mit anderen Worten: er mußte das Deutschthum an die Stelle des Römerthums und den arianischen Glauben an die Stelle des athanasianischen setzen. Wollte er dieses nicht thun, so mußte er gewärtigen, früher oder später das Schicksal selbst zu haben, welches er seinen natürlichen Feinden nicht bereiten mochte. Die Truppen, auf welchen Odoacer's Macht ruhte, waren Heruler, Rugier, Scyrren und andere Deutsche, welche früher am baltischen Meere und in der Nähe der Odermündung gewohnt hatten. Alle diese Stämme und besonders derjenige, welchem er selbst angehörte, der Stamm der Scyrren, waren wenig zahlreich und vermochten daher ihrem obersten Heerführer nicht diejenige Fülle der Gewalt zu verschaffen, welche der Fürst eines der großen Stämme Deutschlands, der Gothen, Franken, Allemannen oder Sachsen besaß. Schon dadurch wurde gleich anfangs die Stellung Odoacer's sehr gefährlich. Mit Klugheit und Umsicht erfüllte er das Versprechen, welches er seinen Söldnern gegeben hatte. Sie erhielten den dritten Theil des Grundbesitzes Italien's, ohne daß die große Masse des Volkes dabei irgend einen Verlust erlitten hätte. Die reichen Landeigenthümer, welche zum Verderben des Volkes die ganze

Oberfläche Italien's sich zugeeignet hatten, mußten einen Theil ihres Ueberflusses herausgeben, und da dieser aus den Händen arbeitsscheuer und schlaffer Menschen in den Besitz arbeitsamer und rühriger Leute gelangte, so gereichte dieser Wechsel dem Volke und dem Lande nicht zum Schaden. Doch seit Jahrhunderten hatte Italien nicht so viel Getreide hervorgebracht, als verbraucht. Egypten, Afrika und Sicilien mußten ihre Ueberschüsse an Nahrungsmitteln den Italienern zuführen. Afrika und Sicilien waren im Besitze der Vandalen, und Egypten gehörte zum oströmischen Reiche. Italien litt daher bitteren Mangel, welcher durch den umfassenden Wechsel im Grundbesitze nothwendig vermehrt wurde.

So lange Odoacer glücklich herrschte, wurden die Grenzen Italien's nicht mehr von ausländischen Freibeutern überschritten, im Gegentheile eroberte er Dalmatien im Kampfe mit den Mödern des Kaisers Nepos und einen Theil von Noricum, woraus er Feletheus, den König der Rugier, vertrieb.

Odoacer verstand es aber so wenig, als die übrigen Führer deutscher Stämme, im Schooße seiner Nation Frieden zu halten. Wie in früheren Zeiten, als das römische Reich noch furchtbar war, so stritten auch jetzt die deutschen Stämme miteinander. Hatten sie früher im römischen Solde gekämpft, so fochten sie jetzt um des Sieges Beute. Gegen die Rugier hatte Odoacer mit Glück gefochten. Schwerer fiel ihm der Kampf mit den Ostgothen. Diese hatten, seitdem das Hunnenreich zerfallen war, ihre Wohnsitze an beiden Ufern der Donau, von Wien bis nach Sclavonien hin, aufgeschlagen. Ihr Fürst, Theodorich, hatte in Constantinopel oströmische Staatskunst gelernt und so viel Zuneigung für das oströmische Reich gewonnen, daß er seiner Eroberungssucht lieber im Westen, als im Osten des römischen Reiches freien Lauf lassen wollte. In Uebereinstimmung mit dem Kaiser Zeno führte Theodorich seine Schaaren gegen Odoacer. Die Bulgaren, Gepiden und Sarmaten, welche sich in Dacien und Pononien niedergelassen hatten, widersetzten sich, getrieben von Odoacer, vergeblich den übermächtigen Gothen. Theodorich stützte seine Macht auf den damals mächtigsten deutschen Stamm der Gothen. Die nicht durch Stammeseinheit zusammengehaltenen Truppen Odoacer's, welche überdies mehr den Charakter von Söldnern, als freien Volkskriegern an sich trugen, wurden von den Gothen zurückgetrieben. Doch Odoacer sammelte neue Kräfte bei Pavia. Die Schlacht von Verona, die er verlor, zwang ihn (490) sich nach Ravenna zurückzuziehen. Aus dieser sicheren Zufluchtsstätte lockte ihn Theodorich unter dem Versprechen hervor, die Herrschaft über Italien mit ihm theilen zu wollen. Doch bald schon entledigte sich der Gothe seines Mitherrschers, indem er ihn bei einem feierlichen Gastmahle ermorden ließ (493).

Theodorich war weniger Staatsmann, als Odoacer. Er faßte nicht den von seinem Vorfahren ausgeführten Gedanken, dem weströmischen Reiche ein Ende zu machen. Im Gegentheile that er, was an ihm war, die Leiche des weströmischen Reiches von neuem zu beleben. Natürlich gelang ihm dieses nicht und die Folge der verkehrten Stellung, die er dem römischen Reiche gegenüber einnahm, war der gänzliche Untergang seines Stammes. Statt auf der von Odoacer wenigstens theilweise betretenen Bahn fortzuschreiten, die ihm feindlichen Elemente des römischen Reiches zu erdrücken und sich durch befreundete Stämme zu verstärken, erkannte Theodorich den oströmischen Kaiser als Oberherrn an, beherrschte er Italien nach römischen Gesetzen, gewährte er unbeschränkte Duldung den fanatischen Athanasianern und grub dadurch selbst an dem Grabe seines Stammes und seiner Glaubenspartei. Zwar theilte Theodorich seinen Gothen gleichfalls den dritten Theil des Grundes und Bodens Italien's zu, allein er nahm dieses Drittheil nicht den Italienern, den natürlichen Feinden seines Stammes und Glaubens, sondern den Deutschen ab, welchen Odoacer es zugewiesen hatte. Odoacer hatte für die Verpflichtung zum Kriegsdienste seine

Leute steuerfrei gemacht; Theodorich legte seinen Gothen dieselbe Verpflichtung auf, wie Odoacer, enthob sie aber nicht des Steuerdruckes, welcher um so lästiger war, als die ganze alt-römische Verfassung und Verwaltung aufrecht erhalten wurde und daneben, wie ein Staat im Staate, die gothische Verfassung und Verwaltung stehen blieb. Es ist zwar immer ein trauriges Verhältniß, wenn die Mehrzahl eines Volkes von einer Minderzahl beherrscht wird. Wenn aber jene Mehrzahl körperlich und geistig schwach, die Minderzahl dagegen frisch und kräftig ist, so kann sich, wie das Beispiel Frankreich's und Brittanien's beweist, im Laufe der Jahrhunderte daraus doch ein tüchtiges Gemeinwesen entwickeln, indem Mehrzahl und Minderzahl sich vereinigen, die Gesammtheit durch die kräftige Minderzahl erneut wird, während von der Mehrzahl die schwächsten Theile ausgeschieden und die besseren gehoben werden.

Theodorich machte einen derartigen Entwicklungsgang unmöglich, indem er die alte Gesellschaft aufrecht erhielt, die neue neben derselben bestehen ließ und die Bildung eines gemischten Staates verhinderte. Italien hatte zu Theodorich's Zeiten zwischen 20 und 30 Millionen Einwohner. Seine Ostgothen erreichten schwerlich, mit Frauen und Kindern, eine Million. Allein das Mißverhältniß der Zahlen wurde, mehr als in Frankreich und Brittanien, ausgeglichen durch die frische Kraft der neuen und die Schwäche der alten Bevölkerung. Theodorich versuchte das Unmögliche. Er bildete sich ein, zugleich dem Gesetze des Rechtes und der Gewalt huldigen, zugleich durch das Schwert und durch den guten Willen der Italiener herrschen zu können. Er hielt zwar, so lange er lebte, seine Gewalt in Italien aufrecht; ohne Schwertstreich gewann er von den Vandalen Sicilien; er rettete für seinen Enkel, Amalarich, den größeren Theil seines Reiches, eroberte die pyrenäische Halbinsel, schlug die Bulgaren zu den früheren Wohnsitzen der Ostgothen hinaus, — konnte aber durch alle diese Thaten die inneren Mängel seines Reiches nicht beseitigen. Vor seinem Tode trat der Zwiespalt zwischen Arianern und Athanasianern, Gothen und Römern noch blutig zu Tage. Theodorich ließ die Männer, welche, ungeachtet ihrer römischen Abstammung und ihres athanasianischen Glaubens großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte geübt hatten, den Boethius und dessen Schwiegervater Symmachus, die beiden einflußreichsten Mitglieder des Senates, hinrichten [525]. Nachdem der Gothe 32 Jahre lang den römischen Adel und die athanasianische Glaubenspartei beschützt und gehoben hatte, schloß er sein Leben, eine grausame Verfolgung gegen beide hervorzurufen.

Jeder Menschenfreund wird erkennen, daß Verfolgungen wegen der Verschiedenheit des Glaubens oder der Abstammung zu den traurigsten Erscheinungen des Lebens zu zählen sind. Wenn aber zwei Nationen oder zwei Glaubensparteien sich so feindlich gegenüberstehen, daß der Sieg der Einen nothwendig das Verderben der Andern bedingt, so muß das Recht der Selbsterhaltung den Ausschlag geben und diejenige Partei, welche aus Rücksichten der Milde das Schwert aus den Händen giebt und sich vernichten läßt, während sie ihre Todfeinde vernichten könnte, verdient gerechten Tadel.

Theodorich konnte durch Grausamkeiten, die er, am Abende seines Lebens, beging, die Verstöße gegen die Staatskunst, welche er, im Laufe einer 30jährigen Regierungszeit, gemacht hatte, nicht widerrufen. Er starb (526) in Angst und Verzweiflung. Er bereute die von ihm angeordnete Hinrichtung angesehener Römer und sah doch nicht ein, wie er seine Herrschaft über die Provinzen des weströmischen Reiches erhalten sollte, falls er die geheimen Umtriebe der Römer zum Sturze seiner Herrschaft nicht strenge bestrafte. Theodorich hinterließ keinen Sohn, wohl aber eine Tochter, die schöne Amalasuntha, die Wittwe Eutharich's, und Mutter eines siebenjährigen Sohnes, Athalarich. Als Vormünderin dieses Kindes ergriff Amalasuntha die Zügel der Regierung. Sie bemühte sich, durch Nachgiebigkeit gegenüber den natürlichen Feinden ihres Stammes und ihres Glaubens-

die durch die letzten Maßregeln ihres Vaters hervorgerufene Aufregung unter den Römern und Athanasianern zu beruhigen. Sie entfremdete sich aber dadurch und durch die unkriegerische Erziehung, die sie ihrem Sohne geben ließ, die Genossen ihres Stammes. Sie ließ drei ihrer einflußreichsten Gegner tödten und hegte einmal selbst die Absicht, nach Constantinopel zu entfliehen. Ihr Sohn starb im fünfzehnten Jahre seines Lebens (534). Amalasuntha wollte von der Regierung nicht abtreten. Um diese sich zu erhalten, gab sie Theoderich's Schwestersohne, Theodat, einem lasterhaften, tückischen und raubsüchtigen Menschen, ihre Hand. Zu spät lernte sie die Verworfenheit ihres Gatten kennen. Doch als Amalasuntha ihm entgegentrat, ließ er sie gefangen nehmen und im Kerker ermorden.

Der Mörder blieb an der Spitze des gothischen Volkes und Italien's. Die Fehler Theoderich's wurden durch die Irrthümer seiner Tochter und die Verbrechen Theodat's unheilbar. Es wäre für Amalasuntha leicht gewesen, die Eroberung Afrika's durch Belisarius zu verhindern. Statt derselben zu widerstreben, nahm sie die oströmische Flotte in den Häfen Sicilien's auf und versorgte sie mit Lebensmitteln. Von Afrika aus unterwarf Belisar [535] ohne Mühe Sicilien, während ein anderes griechisches Heer Dalmatien eroberte. Theodat war nicht minder feig, als verbrecherisch. Da die Gothen sahen, daß er den Römern nirgends einen kräftigen Widerstand entgegensetzte, und er sich sogar bereit erklärte, ein Lehensmann Justinian's zu werden, setzten sie ihn ab und wählten Vitiges zu ihrem Könige [536]. Theodat büßte seine Schandthaten mit dem Leben. Vitiges vermochte jedoch nicht, die Siegeslaufbahn Belisar's zu hemmen. Vergebens suchte er das griechische Heer aus Rom zu vertreiben [537]. Er zog sich nach Ravenna zurück und schloß einen schimpflichen Frieden mit Belisarius ab.*) Die Gothen waren unfähig geworden, ihr Reich in Italien aufrecht zu erhalten. Ildebald, den sie zu Pavia zum Könige erwählten, wurde bald schon ermordet. Ein gleiches Schicksal hatte der Rugier Erarich, welcher fünf Monate lang die Gothen beherrschte [541]. In Totilas setzten sie einen tüchtigen Feldherrn und Staatsmann an die Spitze ihres Volkes, welcher siegreich ganz Italien durchzog [546], Rom einnahm, welches er zwar [im Februar 547] räumte, allein bald schon [549] wieder gewann. Narses, von Constantinopel aus kräftiger unterstützt, als früher Belisar, schlug die Gothen in der entscheidenden Schlacht bei Iguvium [im Juni 552]. An die Stelle ihres gefangenen Königs Totilas, welcher bald schon an einer, in der Entscheidungsschlacht empfangenen Wunde starb, wählten die Gothen Tejas. Die übrigen deutschen Stämme sahen dem Untergange der Gothen zu, ohne ihnen wirkliche Hülfe zu gewähren. Zwar zogen mehrere Heere der Franken und Allemannen über die Alpen, allein die Verheerungen, welche sie in Italien anrichteten, waren die einzigen Spuren ihrer Thätigkeit. Die Italiener zogen sich vor ihnen in ihre festen Plätze zurück. Unmäßigkeit, Hunger, die Hitze, Siechthum und das Schwert des Eunuchen Narses vernichteten bald schon diese wilden Horden. Am Fuße des Vesuv's focht Tejas die letzte Schlacht der Gothen gegen die Römer. Er unterlag und nach wenigen Jahren, zwischen 555 und 563 wurden die letzten Reste der Gothen theils vernichtet und theils unterworfen. So ging der Stamm der Gothen, vor welchem die römischen Kaiser zwei Jahrhunderte lang gezittert hatten, durch die Fehler seiner Herrscher und die Uneinigkeit der deutschen Nation zu Grunde.

§. 6. Fortsetzung bis 636.

Dem Starken gehört die Welt. Nicht das Recht, sondern die Gewalt giebt auf dieser Erde den Ausschlag. Auf der Schärfe des Schwertes beruhte die Macht Rom's, auf der-

*) Siehe oben § 3.

selben Grundlage die Herrschaft Odoacer's, Theodorich's und seiner Gothen. Doch flüchtig wie der Sieg mit dem Eisen gewonnen wird, gehen seine Erfolge verloren, wenn er nicht durch kluge Maßregeln und Einrichtungen festgehalten wird. Der Sieg der Griechen über die Ostgothen war vollständig. Allein das altersschwache griechische Reich besaß keine Mittel, ihn für sich selbst, oder für die Italiener fruchtbringend zu machen. Belisarius hatte das Volk geschont, doch der Krieg dauerte länger als sein Oberbefehl in Italien. Narses, welcher den Gothen die letzten und tödtlichsten Streiche versetzte, war ein habsüchtiger Mensch, welcher in wenigen Jahren unermeßliche Summen zusammenscharrte. Schwer lastete der Druck seiner Herrschaft auf dem Volke. Nicht ohne fremden Beistand hatten die Griechen die Gothen besiegt. Unter den Stämmen, welche den Griechen beigestanden hatten, thaten sich insbesondere die Longobarden hervor. Sie hatten im Heere Narses' Italien kennen gelernt, seine Fruchtbarkeit, seine Schätze und seine schönen Frauen mit lüsternen Augen betrachtet.

Die Longobarden waren zuerst in der Zeit August's und Trajan's aus dem Dunkel der Geschichte emporgetaucht. Damals wohnten sie zwischen der Elbe und Oder und zeichneten sich durch ihre Wildheit aus. Vierhundert Jahre später finden wir sie wieder an den Ufern der Donau mit langen Bärten, wilden Sitten und ungestümer Tapferkeit, wie zuvor.

Im Schooße des römischen Reiches führten sie blutige Kriege mit ihren Nachbarn, den Herulern und Gepiden. Alboin, der jugendliche Fürst der Longobarden, hegte aber weit aussehendere Pläne. Nachdem er, im Bunde mit den Avaren, die Gepiden vernichtet hatte, faßte er den Plan der Eroberung Italien's. Sein Stamm war einer der am wenigsten zahlreichen Deutschland's. Doch schlossen sich ihm, als er sein Banner entfaltete, große Schaaren von Gepiden, Bulgaren, Sarmaten und Baiern, auch 20,000 sächsische Krieger mit ihren Weibern und Kindern an. Der griechische Kaiser hatte den Longobarden, denen er vor 15 Jahren die Wege nach Italien eröffnet, weder einen Feldherrn, noch ein Heer entgegen zu stellen. Narses war, auf die Beschwerde der Römer, abgesetzt worden, und als er später, auf die Bitten des römischen Papstes, von Neapel nach Rom kam, starb er daselbst in hohem Alter, bevor er für die Vertheidigung Italien's etwas erhebliches leisten konnte. Longinus, der neue Exarch an Narses Stelle, war kein würdiger Gegner Alboin's. Das Volk unterwarf sich den fremden Eroberern fast ohne Schwertstreich. Pavia allein widerstand drei Jahre lang und wurde zur Hauptstadt des longobardischen Reiches erhoben. Inmitten seiner Siegeslaufbahn wurde Alboin durch seine Gattin Rosamunda, die Tochter des Königs der Gepiden Cunimund, welche er aus ihres Vaters Schädel zu trinken zwang, ermordet [573]. Rosamunda mußte mit ihren Gehülfen entfliehen und Clepho wurde zum Nachfolger Alboin's erwählt. Auch dieser fiel schon nach achtzehn Monaten von Mörderhand, und Italien stand, während der Minderjährigkeit seiner Sohnes Authari[s], unter einer Herrschaft, welche die Zeit der dreißig Tyrannen genannt wurde. Als Autharis zum kräftigen Jüngling herangewachsen war, schlug er dreimal hintereinander die Franken und Allemannen, welche von den Alpen nach Italien hinabgestiegen waren. Er herrschte vom Comersee bis zur Südspitze Calabrien's. Doch gelang es ihm nicht, die Griechen aus allen Theilen Italien's zu verdrängen. Die Romagna, Ferrara, Commachio, der Küstenstrich zwischen Rimini und Ancona, und fünf Städte zwischen dem adriatischen Meere und dem Appennin, blieben in der Gewalt des griechischen Reiches: Ravenna ward die Hauptstadt dieser Reste der justinianischen Eroberungen in Italien. Rom, Venedig und Neapel erkannten die Hoheit des Exarchen an. Auch Sardinien, Corsika und Sicilien hielten am römischen Reiche fest. Nicht lange vermochte Autharis den südlichen Theil Calabriens zu halten. Im Norden reichte das

Gebiet der Longobarden bis zu den Grenzen der Avaren, Baiern, Franken und Burgunder. Die Longobarden gründeten ihre Macht in Italien auf das Schwert und befestigten sie durch das Lehenswesen. Des Königs Macht ruhte auf dem guten Willen des hohen Adels [der Semperfreien]. Der Adel wählte den König zu Pavia, doch die Wahl erhielt erst Kraft durch die Zustimmung des Volkes.

Als die Herzoge der Longobarden Autharis auf den Thron seines Vaters hoben, statteten sie die Krone mit der Hälfte ihres Grundbesitzes aus. Wie die Herzoge unter dem König, so standen die Gemeinfreien unter den Herzogen. Die Bande zwischen den verschiedenen Theilen der Nation wurden befestigt durch die Bedingungen, unter welchen sie das Land besaßen.*) Die Longobarden legten bald ihre frühere Wildheit in Italien ab, und wußten, sich ihre Herrschaft länger zu erhalten, als ihre Vorgänger, die Gothen. Sie ließen sich durch Theodolinde, die Gattin des Königs Autharis, welche von Gregor, dem Bischofe von Rom, geleitet wurde, überreden, zum athanasianischen Bekenntnisse überzugeben. Sie nahmen das Joch des Pfaffenthums auf sich und um diesen Preis ließen sich die italienischen Athanasianer geduldig das ihrige gefallen.

Auf Autharis folgte (591) Agilulf, Herzog von Turin, welcher die Wittwe von Autharis, Theodolinde, ehelichte, und auf diesen (636) Rotharis, dessen Eidam. Beide kräftigten das longobardische Reich, der Erste durch den Krieg, der Letztere durch Gesetze.

Die Longobarden wurden die eigentlichen Begründer des Lehenrechtes, auf welchem im Mittelalter alle gesellschaftlichen Zustände beruhten, und welches leider noch immer nicht ganz aus dem praktischen Leben verdrängt werden konnte. Unter dem Namen von Exarchen, welche den Rang von Königen hatten, beherrschten Diener des griechischen Kaisers diejenigen Besitzungen, welche ihm in Italien geblieben waren. Der Bischof von Rom machte dazumal noch keinen Anspruch auf Landesherrlichkeit. Belisar, der Feldherr des wegen seiner Rechtgläubigkeit so hochberühmten Kaisers Justinian I., machte mit dem Bischof von Rom, Sylverius, wenig Umstände, als dieser eine sträfliche Verbindung mit den die Stadt belagernden Gothen pflegte. Der Kirchenfürst wurde seiner bischöflichen Gewänder entkleidet, in eine Mönchskutte gehüllt und nach dem fernen Asien verbracht. Auf des Kaisers Befehl wählte die Geistlichkeit ohne Widerstreben einen neuen Bischof. Die Wahl fiel auf den Diaconus, Vigilius, welcher dafür 200 Pfund Gold bezahlte. Die Kaiserin, Theodora, hatte die Mittel dazu geliefert (527).

Die klugen Bischöfe von Rom sicherten ihre Stellung, indem sie sich immer der weltlichen Uebermacht anschlossen. Sie hatten es verstanden, mit Theodorich, dem Arianer, Frieden zu halten, und fügten sich unter der Herrschaft der oströmischen Kaiser, so weit als sie mußten, der Gewalt. Gregor, welchen fanatische Katholiken den „Großen" nennen, wagte keinen andern Titel zu führen, als Bischof von Rom, Primas von Italien und Apostel des Westens. Doch in demselben Maße, als die weltlichen Gewalten schwankten, befestigte sich der Einfluß der Geistlichen, und unter ihnen wußte keiner besser, als der Bischof von Rom, die trüben Zeiten des Mittelalters zur Erweiterung seiner Macht und zur Bedrückung der Menschheit auszubeuten.

§ 7. Afrika.

Die Nordküste Afrika's war zur Zeit der Blüthe Karthago's einer der fruchtbarsten und bevölkertsten Landstriche der alten Welt. später erhob sich unter römischer Herrschaft Karthago wieder aus seinen Trümmern und die Provinz Afrika, gefördert durch einen langjährigen Frieden, wurde einer der schönsten Theile des römischen Reiches. Den ersten

*) Siehe weiter unten § 54.

schweren Stoß erlitt die Provinz durch die religiösen Streitigkeiten zwischen Donatisten und s. g. Orthodoxen, den zweiten durch die Eroberung der Vandalen. Die religiösen Streitigkeiten hörten in Afrika nicht auf, so lange die christliche Religion dort vorherrschte. Während Justinian und die übrigen athanasianischen Despoten die Arianer auf's grausamste verfolgten, übten die arianischen Könige der Vandalen Wiedervergeltung gegen die ihrer Herrschaft unterworfenen Athanasianer. Justinian hielt es für ganz erlaubt und gut, die Arianer zu mißhandeln, allein daß seine athanasianischen Glaubensgenossen in Afrika ein gleiches Schicksal haben sollten, schien ihm unerträglich zu sein.

Nach einer 48jährigen Herrschaft (429—477) starb Genserich, König der Vandalen. Sein Sohn, Hunnerich I., wüthete rücksichtslos gegen die Athanasianer. In seine Fußtapfen trat Gundamund I. (484—496). Der ausgezeichnetste aller vandalischen Könige war unstreitig der Bruder Gundamund's, Trasimund, (496—523.) Er stellte die blutigen und unmenschlichen Verfolgungen, welche die Athanasianer nur trotziger gemacht und erbittert hatten, ein, ohne den Kampf mit ihnen aufzugeben. Sein Nachfolger Childerich, der milde und schwache Sohn des rohen Hunnerich, hatte zwar seinem Vorgänger versprochen, die Athanasianer nicht zu dulden. Allein er erkannte nicht die Gefahr, welche ihm und seinen Glaubensgenossen von Seiten der fanatischen Athanasianer drohte und begann seine Herrschaft damit, daß er allgemeine Religionsfreiheit verkündete. Die Religion der Athanasianer bestand aber wesentlich in dem Hasse, den sie allen Andersglaubenden und insbesondere den Arianern widmeten. Die Vandalen, welche dieses wußten und durch einen hundertjährigen Kampf gegen die Athanasianer selbst fanatisch geworden waren, setzten ihren König ab, welcher nicht im Geiste des Volkes herrschte [530]. Childerich wurde in das Gefängniß gebracht und sein Vetter, Gelimer, ein eifriger Arianer, bestieg den Thron.

Die Verfolgungen, welche die arianischen Könige der Vandalen gegen die Athanasianer verhängten, gründeten sich auf ein Gesetz des Königs Hunnerich, in welchem dieser Herrscher dieselben Anordnungen und Strafen, welche die römischen Kaiser gegen die „Ketzer" erlassen hatten, auf die Athanasianer anwendete. Von gleichen Rechten und allgemeiner Duldung wollten die Athanasianer selbst da, wo sie nicht die Macht besaßen, ihrem Glaubenshasse äußere Geltung zu verschaffen, nichts wissen. Von 466 athanasianischen Bischöfen, welche Hunnerich zu einer Glaubensbesprechung nach Karthago berief, ließ er einen hinrichten, 28 entflohen, 88 fügten sich der Gewalt, 46 wurden als Holzhauer nach Corsica und 302 in verschiedene Theile Afrika's geschickt. Thrasimund verbot den athanasianischen Bischöfen neue Bischöfe zu weihen. Ihr Ungehorsam hatte zur Folge, daß dieser Fürst 220 Bischöfe nach Sardinien verbannen ließ. Childerich rief sie zurück. In den Bezirken, welche den Vandalen besonders zugewiesen waren, wurde der athanasianische Gottesdienst vollständig unterdrückt. Um alle diese grausamen Anordnungen aufrecht zu erhalten, wurden ganze Schaaren von athanasianischen Männern und Frauen in die Wüste getrieben, gemartert und verstümmelt. Die arianischen Geistlichen gingen in ihrer Verfolgungswuth noch weiter, als die harten Gesetze ihnen gestatteten. So waren die Lehren Christi vergessen, oder geradezu in ihr Gegentheil verkehrt worden.

Ungeachtet aller dieser Schandthaten war Afrika zur Zeit Gilimer's noch immer ein blühendes Land. Die Städte waren volkreich, der Grund und Boden wohl angebaut, ein lebhafter Handel und eine rege Schifffahrt verband die verschiedenen Häfen Afrika's sowohl mit dem Innern dieses Erdtheils, als mit den fernsten Gegenden der alten Welt. Gold, Silber und Edelsteine waren in Fülle vorhanden. Doch die Vandalen hatten im Laufe dreier Generationen sich mehr mit den Genüssen des Südens, als mit den kriegerischen Uebungen des Nordens beschäftigt. König Genserich hatte nur 50,000 Krieger nach Afrika gebracht, sie genügten vollkommen zur Eroberung dieser Provinz. Gelimer zählte unter

seinem Befehle 160,000 streitbare Männer. Doch in allen Kämpfen gibt die Zahl weniger den Ausschlag als die innere Tüchtigkeit der Kämpfer.

Wären die Vandalen Athanasianer gewesen, so hätte Justinian schwerlich gewagt, sie anzugreifen. Allein sein schwacher Muth wurde gehoben durch seinen religiösen Fanatismus und die Entschlossenheit Theodoren's. Er begann den Krieg gegen die Vandalen, nicht sowohl weil er eine dem römischen Reiche verloren gegangene Provinz wieder gewinnen, als weil er seinem Hasse gegen die Arianer freien Lauf lassen wollte. Die Vandalen hatten keinen Feldherrn, der sich mit Belisar messen konnte. Ihre Heere waren zwar zahlreich, allein es fehlte ihnen das Selbstvertrauen, die geschlossene Ordnung und die Kriegskunst. Gelimer hatte sich so wenig auf den Krieg mit dem oströmischen Kaiser gefaßt gemacht, daß er noch kurze Zeit vor der Landung des feindlichen Heeres auf afrikanischem Boden seinen Bruder, Zano, mit dem Kerne seines Heeres nach Sardinien abgeschickt hatte. Karthago, die Hauptstadt seines Reiches, war nicht vorbereitet, eine feindliche Belagerung auszuhalten. Zu den äußeren Feinden, welche Belisar befehligte, kamen die zahlreichen Athanasianer hinzu, welche ihren vandalischen und arianischen Drängern den bittersten Haß widmeten. Wäre Gelimer wachsam gewesen, so hätte er mit leichter Mühe die griechische Flotte vernichten können, bevor sie die Küste Afrika's erreichte. Doch Belisarius schiffte seine Truppen aus, ohne auf Widerstand zu stoßen. Ein unbedeutendes Treffen genügte, dem römischen Feldherrn den Weg nach Karthago zu bahnen. Die Schlacht bei Bulla, an welcher auch Zano mit dem aus Sardinien zurückgeführten Heere Theil nahm, entschied über das Schicksal des vandalischen Reiches. Die Vandalen verloren zwar nur 800 Todte; allein ihr Lager wurde von den Römern genommen und ihr Heer auseinander gesprengt. Sie leisteten keinen Widerstand mehr. Zano fiel und Gelimer floh. Sardinien und Corsika ergaben sich ohne Schwertstreich, und um den Triumph Justinian's vollständig zu machen, verließ der Fürst der Vandalen seinen sichern Versteck und überlieferte sich selbst dem Heruler Pharas. König Gelimer küßte dem Despoten, der ihm die Krone geraubt hatte, die Füße und erhielt dafür sein Leben zum Geschenke.

Der Stamm der Vandalen ging spurlos unter. Die tapfersten seiner Krieger, welche die Schlachten überlebt hatten, wurden in den Dienst des griechischen Kaisers genommen und verschwanden allmälig in den Kriegen, welche dieser führte. Nicht weniger als fünf Millionen Menschen verloren, nach glaubwürdigen Quellen, ihr Leben in den durch Raubsucht und Glaubenswuth vergifteten Kämpfen der Griechen und Vandalen. Alle früheren Kriege hatten nicht vermocht, die Blüthe Nordafrika's vollständig zu knicken. Doch von den Streichen, welche Justinian und seine Schergen führten, hat sich Nordafrika bis zum heutigen Tage nicht wieder erholt. Bald empfanden die Afrikaner, welche früher mit der vandalischen Herrschaft so sehr unzufrieden gewesen waren, daß es noch grausamere Herrscher, als diese, gebe. Der Abgabendruck des Volkes wurde furchtbar. Vergeblich waren alle Klagen. Die Unzufriedenheit des Volkes, unter welches sich viele Krieger aus dem römischen Heere gemischt hatten, wurde immer größer. Die Arianer konnten nicht vergessen, daß sie die Herren des Landes gewesen waren. Unter den deutschen Hülfstruppen Justinian's, namentlich den Herulern, befanden sich zahlreiche Arianer. Belisarius hatte Afrika verlassen. Das Zeichen zum Ausbruche des drohenden Aufstandes gab eine Schaar von 400 Vandalen, welche auf ihrer Fahrt nach dem Osten die Schiffleute zur Umkehr nach Afrika zwang. Zehn Jahre lang [535—545] dauerte der Kampf. Stoza leitete die Volksbewegung mit Kraft und Umsicht. Nachdem er gefallen war, wurde der Aufstand bald erdrückt. Das Land aber ging unter der Herrschaft der griechischen Kaiser mehr und mehr zu Grunde. Ein Jahrhundert krümmte Afrika sich noch unter griechischer Herrschaft, bis es endlich dem römischen Reich und dem Christenthum zugleich verloren ging.

§ 8. Die pyrenäische Halbinsel.

Als Odoacer dem weströmischen Reiche ein Ende machte, trat er an Eurich, König der Westgothen, alle Besitzungen jenseits der Alpen bis zum Rheine und zum Meere ab. Eurich war der dritte Sohn des in der Schlacht bei Chalons [451] gefallenen Theodorich. Seine beiden Brüder, Therismund und Theodorich II., fielen von Bruders Hand; Therismund wurde von Theodorich II. [453], Theodorich II. von Eurich ermordet [466]. Gestützt auf den Vertrag mit Odoacer dehnte Eurich seine Besitzungen nach allen Richtungen hin weiter aus. Er zwang die Sueven, welche im Norden Spanien's ihr Reich behaupteten, zum Tribute. Sein Sohn, Alarich II., welcher nach seines Vaters Tod [484] das westgothische Reich beherrschte, wurde in der Schlacht bei Poitiers [507] vom Frankenkönige Chlodowig geschlagen und getödet. Mit Mühe rettete der Ostgothe Theodorich, dessen Tochter Alarich's Gattin gewesen war, für seinen Enkel Amalarich den zwischen der Rhone und den Pyrenäen gelegenen Theil Frankreich's.

Die Westgothen hatten in Spanien und in dem Theile Frankreich's, welches ihnen die Franken noch nicht abgenommen, ähnliche Hindernisse und Schwierigkeiten zu bekämpfen, wie die Vandalen in Afrika und die Ostgothen in Italien. Sie waren Arianer, die Spanier und Franzosen Athanasianer. Als Ketzer wurden sie von den alten Bewohnern der von ihnen eroberten Provinzen gehaßt und als fremde Eindringlinge verletzten sie so viele politische und bürgerliche Interessen, um aus anderen Beweggründen, als der Furcht, geduldet zu werden. Diese Mißverhältnisse schwächten die Kraft des westgothischen Reiches, an dessen Spitze in der bedeutungsvollen Zeit, da Justinian's Feldherren in Afrika und Italien Eroberungen machten, schwache und wenig scharfblickende Könige standen.

Die Römer, welche noch nicht ganz aus Spanien verdrängt waren, benützten diese Verhältnisse, von mehreren Seehäfen aus, die sie noch besetzt hielten, ihre Macht in Spanien zu vergrößern. Leovigild, welcher, von 567 bis 585, König der Westgothen war, unterwarf die Sueven [585]. Er gestattete den Athanasianern volle Religionsfreiheit. Diese hielt jedoch seine Glaubensgegner nicht ab, Verrath und Meuterei gegen ihn zu spinnen. Sein Sohn, Hermenegild, welcher in die Netze der katholischen Geistlichen fiel, wurde von diesen gegen seinen Vater aufgehetzt. Der neubekehrte Königssohn rief die Römer Franken und Sueven gegen seinen Vater auf. Die Verzeihung, die ihm der siegreiche König angedeihen ließ, hielt den von fanatischen Pfaffen beherrschten Hermenegild nicht ab, ein zweites Mal seinen Vater anzugreifen, so daß dieser sich gezwungen sah, dem unverbesserlichen Sohne den Tod zu geben. Doch die Pfaffen waren mächtiger in Spanien, als der König. Sie hatten außer Hermenegild auch dessen Bruder, Reccared, für den athanasianischen Glauben gewonnen. Nach des Vaters Tode schwor er die arianische Lehre öffentlich ab, seinem Beispiele folgten viele Genossen seines Stammes nach, den Uebrigen wurde durch Gewalt und Strenge die s. g. „allein selig machende" Religion aufgezwungen. Sobald das athanasianische Glaubensbekenntniß vom geduldeten zum herrschenden geworden war, begannen die Glaubensverfolgungen. Die Christen waren unter einen Hut gebracht wurden, nur die Juden bewahrten sich ihre religiöse Selbstständigkeit. König Sisebut [612] zwang, durch die grausamsten Strafen, 90,000 derselben zur Annahme der Taufe. Von gleichem Geiste waren die meisten seiner Nachfolger beseelt. Sie bereiteten durch ihre Schandthaten den Arabern den Weg nach Spanien, wie ähnliche Glaubensverfolgungen, welche die römischen Kaiser in Afrika ausübten, die Widerstandskraft der dortigen Christen lähmten und die Herrschaft der Mohammedaner in dieser vor den christlichen Zeiten so blühenden Provinz vorbereiteten.

§ 9. Frankreich.

Die Gallier hatten dadurch, daß die Römer sie unterwarfen, ihre nationale Selbstständigkeit verloren. Allein die Römer gewährten ihnen einen Schutz gegen die Fehden ihrer Fürsten und gegen die Angriffe der Deutschen, welcher jenen Verlust wohl ziemlich aufwog. Außerdem theilten ihnen die Römer Künste und Wissenschaften und die Vortheile einer geregelten Staatsverwaltung mit. Gallien nahm daher unter römischer Herrschaft Jahrhunderte lang an Wohlstand und Bevölkerung zu. Als jedoch die Kraft des römischen Reiches erschlaffte, litt das Land furchtbar unter den Einfällen seiner deutschen Grenznachbarn. Das Volk der Gallier war unter römischem Schutze waffenlos und unkriegerisch geworden. Es vermochte den Schwärmen der tapfern Deutschen, welche sein Gebiet überflutheten, keinen festen Damm entgegen zu setzen.

Als Odoacer dem weströmischen Reiche ein Ende machte, war Gallien der Tummelplatz der wilden Leidenschaften zahlreicher Freibeuter. Den größern Theil Gallien's besaßen die Westgothen. Die Burgunder hatten, seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts, die schönen Landstriche zwischen den Alpen, der Rhone und der Saone eingenommen. Die Provence, Dauphine, Savoyen, Lyon und sein Gebiet, die westliche Schweiz, das Herzogthum und die Grafschaft Burgund bildeten das Gebiet des burgundischen Reiches. Dieses grenzte im Norden an die Gegenden, welche die Allemannen an sich gerissen hatten (Elsaß und Lothringen). Weiter im Norden, an der Maas und Schelde, hatten sich Franken festgesetzt. Im Nordwesten Gallien's bewahrte sich die Provinz Armorica, welche die aus Brittannien entflohenen Britten eingenommen hatten, eine gewisse Selbstständigkeit, und in Soissons hielten sich, unter Syagrius, die letzten Reste der Römer.

Die Ungunst der Verhältnisse hatte Gallien, welches, seit den ältesten Zeiten, von einem mächtigen Volke bewohnt, und zum selbstständigen Reiche durch seine Bewohner, wie durch seine geographische Lage, bestimmt war, zersplittert und zerrissen. Es gelang der Tapferkeit Chlodwig's, des Franken, mit Hülfe des kräftigen Stammes, den er beherrschte, dem Lande seine verlorene Selbstständigkeit wieder zu geben und das Volk durch die frischen Kräfte, die er ihm zuführte, von neuem zu beleben.

In der Mitte des dritten Jahrhunderts traten zuerst die Franken auf die Weltbühne. Sie gründeten damals ihre Macht auf die freie Vereinigung verschiedener deutscher Stämme, der Katten, Bructerer, Chaucen, Sigambrer, Usipeter und Anderer. Wiederholt machten sie Einfälle in das römische Reich, und hatten sich zur Zeit des Unterganges des weströmischen Reiches im Nordwesten desselben festgesetzt. Sie zerfielen wieder in mehrere Aeste und Zweige, unter welchen namentlich die salischen Franken, (die Franken der Sale), und die ripuarischen Franken, (die Franken der Ufer der Maas und Schelde), sich hervorthaten. Klodion ist der erste fränkische König, von dem wir sichere Nachricht haben. Er eroberte das belgische Land bis zur Somme, erlitt zwar (um 448) eine Niederlage im Kampfe mit dem römischen Feldherrn Aetius, behauptete aber doch seine Eroberung. Zu Attila's Zeiten herrschten zwei Brüder über die Franken, von denen der eine Merwig (Merovâus) hieß, wahrscheinlich Klodion's Söhne. Dieser Merwig gab dem Geschlechte der Merovinger den Namen. Sein Sohn Childerich (456—481) zeichnete sich durch seine Schönheit und Stärke aus. Ihm zu Liebe verließ Basina, die Gattin des thüringischen Königs, Haus und Heimath. Aus dem ehebrecherischen Bunde zwischen Childerich und Basina erwuchs Chlodwig. Er war erst fünfzehn Jahre alt, als er, nach dem Tode seines Vaters, an die Spitze der salischen Franken, welche dieser beherrscht hatte, trat. Sein Reich erstreckte sich nicht über die Insel der Bataver mit den alten Diöcesen von Tournay und Arras hin-

aus. Allein an den Ufern der Schelde, der Maas, der Mosel und des Rheins wohnten zahlreiche andere Stämme der Franken, die von Königen aus dem Hause der Merovinger beherrscht wurden. Chlodwig, welcher, in der ersten Zeit seiner Herrschaft, weder Silber noch Gold, weder Lebensmittel noch Waffenvorräthe besaß, verstand es, die kriegerische Jugend dieser benachbarten Stämme für sich zu gewinnen. Sein nächster Nachbar, nach dessen Land und Schätzen dem jungen Frankenkönige gelüstete, war Syagrius, im Süden der Somme. Die Diöcesen Soissons, Rheims, Troyes, Beauvois und Amiens bildeten das Gebiet, über welches dieser Römer herrschte. In der Schlacht bei Soissons (491) wurde Syagrius besiegt. Die Westgothen, zu denen er floh, schützten ihn nicht. Er wurde ermordet, und die belgischen Städte ergaben sich dem Sieger. Im zehnten Jahre seiner Regierung eroberte Chlodwig die Diöcese Tongres, an den Ufern der Maas. Diese Eroberungen befriedigten noch nicht die Herrschsucht und den Ehrgeiz Chlodwig's. Bei Zülpich schlug er die Allemannen (496), verfolgte die flüchtigen bis in das Herz ihres Reiches, jenseits des Rheines, nahm ihnen ihre Besitzungen in Gallien ab und machte ihr Land auf dem rechten Rheinufer tributpflichtig. Doch die Schlacht bei Zülpich hatte lange hin und hergeschwankt. In seiner Angst rief Chlodwig den Gott seiner Gemahlin, Chlotilde, den Gott der Christen, an. Chlotilde und schlaue Pfaffen machten den rauhen Krieger glauben, er verdanke seinen Sieg dem Gotte der Christen. Zum Lohne dafür ließ Chlodwig sich, mit 3000 seiner Krieger, taufen, und zwar nicht, wie alle deutschen Fürsten vor ihm, von einem arianischen, sondern nach der Eingebung seiner Gattin, von dem athanasianischen Bischofe von Rheims. Die Taufe hatte zur Folge, daß die einflußreichen, katholischen Geistlichen Gallien's den König der Franken in seinen Eroberungsplänen nach Kräften förderten. Chlodwig that nach seiner Taufe keine Sinnesänderung kund. Er blieb, wie zuvor, eroberungssüchtig, ehrgeizig und grausam. Er machte aber der Kirche reiche Geschenke, gründete Klöster und förderte die Zwecke der Geistlichen nicht minder, als diese die seinigen begünstigten. Schon im Jahre nach diesem glänzenden Siege bei Zülpich unterwarfen sich Chlodwig die Armoricaner und die letzten Reste der römischen Truppen, die sich in Frankreich erhalten hatten.

Mit Hülfe des Familienzwistes, des Verrathes und der Verläugnung aller kindlichen Gefühle war der arianische König Leovigild von den Athanasianern bekämpft worden. In ähnlicher Weise wurde auch der arianische König, Gundobald, von Burgund von ihnen angegriffen. Wie in Spanien, so verschworen sich auch in Burgund die athanasianischen Geistlichen mit einem Familiengliede zum Verderben des arianischen Königs. Während in Spanien Hermenigild, Leovigild's Sohn, wurde in Burgund Gottegisel, Gundobald's jüngster Bruder, das Werkzeug der Pfaffen. Als die Franken und Burgunder zwischen Langres und Dijon sich feindlich gegenüberstanden, gab der Verrath Gottegisel's den Ausschlag, und entschied die Schlacht zu Gunsten der athanasianischen Feinde und zum Nachtheile des arianischen Königs [500]. Zwar fiel später Gottegisel als Opfer der Rache Gundobald's, doch die Todeswunde war geschlagen und, nach Ablauf von 32 Jahren, wurde das Burgundische Reich zwischen Rhonne und Saone dem französischen einverleibt.

Nachdem Chlodwig den ganzen Norden und Osten Frankreichs erobert hatte, wandte er sich dem Süd-Westen zu. Dort herrschte der Westgothe Alarich über ein mächtiges Reich. Doch auch gegen ihn, den Arianer, wühlten die fanatischen Athanasianer. In der Schlacht von Poitiers (507) verlor Alarich Krone und Leben. Theodorich rettete für seinen Enkel, Alarich's Sohn, Amalarich, die Provinz Septimania, einen Küstenstrich zwischen der Rhonne und den Pyrenäen. Die Provinz Aquitanien, von der Loire bis zu diesen Bergen, wurde mit Frankreich vereinigt.

Die Ostgothen hatten in Frankreich noch die Städte Arles und Marseilles inne. Unfähig sie gegen die Franken zu vertheidigen, traten sie dieselben freiwillig ab. Chlodwig

hatte seine Siege mit Hülfe verschiedener fränkischer Stämme errungen, welche ursprünglich seiner Herrschaft nicht unterworfen waren. Er fürchtete, daß die ihm sämmtlich verwandten Häupter derselben ihm gefährlich werden könnten, und trug, ungeachtet des angenommenen Christenthums, kein Bedenken, sie Alle zu ermorden. Den fanatischen Athananstanern erschienen aber diese Mordthaten als Kleinigkeiten im Verhältniß zu der großen Sünde, ein Arianer zu sein, d. h. zu glauben, Christus habe nur eine ähnliche, und nicht eine gleiche Natur mit Gott gehabt.

So gelang es dem tückischen Chlodwig, mit Hülfe seiner Verwandten, die er ermordete, und der Geistlichen, vor welchen er sich beugte, fast ganz Frankreich und einen Theil Deutschland's unter seine Herrschaft zu bringen. Er starb, reich an Verbrechen und Schandthaten, aber ausgezeichnet durch Muth und Staatsklugheit, im kräftigsten Mannesalter (511).

Mit seinem Tode ging die Einheit des Reiches schon wieder unter. Seine vier Söhne theilten sich in das Land, als wäre es ein bürgerlicher Grundbesitz gewesen. Theodorich, der älteste, erhielt die Gegend von der Maas zum Rhein und Allemannien, nebst einigen Bezirken um Rheims und Chalons (Austrasien). Er wohnte zu Metz. Die drei jüngeren: Clodemir, Childebert und Lothar I. ließen sich zu Orleans, Paris und Soissons nieder, und beherrschten von da aus die benachbarten Landstriche. Theodorich eroberte Thüringen, sein Sohn, Theodebert, befestigte diese Eroberung und verbreitete von Allemannien aus Schrecken bis nach Oberitalien. Dessen Sohn, Theudebald, starb kinderlos (534).

Clodemir war schon [524] gestorben; seine unmündigen Söhne fielen als Opfer der Herrschsucht ihrer beiden Oheime. Im Jahre 558 starb Childebert ohne Söhne, und Lothar I. wurde so alleiniger Herrscher im fränkischen Reiche. Doch schon nach drei Jahren [561] wurde, bei seinem Tode, das Reich unter seine vier Söhne getheilt. Die Geschichte dieser Tyrannen ist nur ein Chaos von Schandthaten, Freveln und Verbrechen. Mord, Verrath und Meineid, Wollust, Ehrgeiz und Rachsucht, ohne alle Beimischung edlerer Bestrebungen, waren an der Tagesordnung. Jene Thaten und diese Leidenschaften deuten an, wie diese Neubekehrten das Christenthum auffaßten. Die Völker litten schwer unter dem Joche ihrer Herrscher. Brunehild, die Gattin Siegbert's, des Königs von Austrasien, eine westgothische Fürstentochter, wüthete gegen Fredegunde, die Buhlerin Chilperich's, welcher in Soissons herrschte. Nach dem Tode ihres Gatten (575) beherrschte Brunehild acht und dreißig Jahre lang den größeren Theil Frankreich's und wetteiferte mit Fredegunde in Schandthaten. Lothar II., Fredegunden's Sohn, stürzte Brunehild, nahm sie gefangen und ließ sie, mit ihren Urenkeln, unter schauderhaften Martern hinrichten (623). Er hielt (615) einen Reichstag zu Paris, auf welchem die geistlichen und weltlichen Machthaber erschienen. Der Sohn Fredegunden's ernannte in der Person Warnachar's, durch dessen Hülfe er zum Alleinherrscher Frankreichs erhoben worden war, zum Dank für die geleisteten Dienste, den ersten lebenslänglichen Großhofmeister (major domus). Lothar hatte ihm diesen Lohn früher zugesagt. Er ahnte nicht, als er (628) starb, daß er den Keim zum Untergange seiner Familie dadurch schon gelegt habe.

§ 10. Deutschland.

Zur Zeit Herodot's hatte unser Volk die weiten Gegenden zwischen der Ost- und Nordsee bis zu den Donaumündungen und von den Quellen der Theiß bis zu den Grenzen Macedonien's, Gallien's und Italien's inne. Außer dem jetzigen Deutschland besaßen die alten Deutschen die Schweiz im Norden der Alpen, Elsaß, Lothringen, die Normandie, die Niederlande, Scandinavien, einen Theil von Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Ser-

bien, Bosnien, die Moldau, die Wallachei, Rumelien, Bulgarien und einen Theil von Bessarabien.

Unmittelbar vor der großen Völkerwanderung hatte sich das Gebiet der Deutschen etwas vermindert. Im Westen waren sie auf die Rheingrenze zurückgedrängt worden; im Südosten hatten sie die Provinzen im Süden der Donau verloren. Während der glänzendsten Zeit der römischen Kaiserherrschaft waren die Verluste der Deutschen noch größer gewesen. Unter Octavian waren die Römer über den Rhein, unter Trajan über die Donau vorgerückt. Als die Hunnen siegreich von Osten nach Westen drangen, verlor der ganze östliche Theil des deutschen Volkes bis weit herein in das jetzige Deutschland seine Selbstständigkeit. Doch schnell wie es sich gebildet hatte, zerfiel auch wiederum das große Hunnenreich. Die bleibende Folge des Hunnenzuges war aber die große deutsche Völkerwanderung, welche dem weströmischen Reiche den Untergang bereitete und zahllose Heereszüge und ganze Stämme der Deutschen veranlaßte, neue Wohnsitze zu suchen.

Wir haben theils im vorigen Buche,*) theils in diesem, die Stämme namhaft gemacht, welche das alte Vaterland verließen. Alle diese Kräfte, welche nicht wieder zurückkehrten, gingen dem deutschen Volke verloren, sei es, daß sie, wie die zahlreichen Hülfstruppen der Römer, im fremden Kriegsdienste umkamen, oder daß sie, wie die Vandalen, Ostgothen, Sueven und andere, nachdem sie sich Wohnsitze errungen hatten, wieder ausgerottet wurden. Auch diejenigen Stämme, welche, wie die Westgothen, Franken, Longobarden und Burgunder, sich Jahrhunderte lang im fremden Lande behaupteten, erlagen doch den politischen, kirchlichen und socialen Einflüssen, unter denen sie standen. Sie entfremdeten sich allmälig dem Mutterlande, führten zwar den altersschwachen Provinzen des weströmischen Reiches neue, frische Kräfte zu, schwächten aber in gleichem Maße die Nation, welcher sie ursprünglich angehört hatten. Die zurückgebliebenen deutschen Stämme waren nicht im Stande, das ausgedehnte Gebiet, welches die Nation früher inne gehabt hatte, zu behaupten. Der Andrang scythischer Völkerschaften vom Osten her ließ nicht nach, als das Hunnenreich gebrochen war. Bulgaren, Avaren, Sclavonier, Sarmaten, Wenden und Slaven drängten dem Westen zu. Das römische Reich mußte untergehen, damit eine neue kräftigere Staatengesellschaft entstehen konnte. Doch auch die deutsche Nation durfte ihre frühere Stellung als vorherrschende Weltmacht nicht behaupten, wenn an die Stelle der despotischen Gesellschaft mit dem Gesetze der Ungleichheit, die freie Gesellschaft mit dem Gesetze der Gleichheit treten sollte. Das römische Reich und das deutsche Reich gingen beide als weltbeherrschende Mächte unter. Das eine lieferte nicht blos die Masse der Bevölkerung, sondern auch die Bildung einer tausendjährigen Vergangenheit, das andere die frische Kraft des Nordens, den hohen Muth und die Empfänglichkeit für alles Neue zu der Mischung, welche sich aus diesen beiden Grundbestandtheilen bildete.

Unmittelbar nach dem Untergange des weströmischen Reiches wohnten in Illyrien und Italien Heruler, Rugier und Alanen unter Odoacer's Herrschaft. Später wurden sie durch die Ostgothen besiegt, welche ihrerseits im Kampfe mit den griechischen Kaisern untergingen. In Spanien lebten neben einander Sueven, einige Reste der Vandalen und die Westgothen, in Gallien Westgothen, Burgunder, Allemannen und Franken. In Holland behaupteten ihre alten Wohnsitze die Friesen. An den Mündungen der Weser und der Elbe wohnten die Jüten und die Angeln. Weiter im Osten hatten die Dänen, die Rugier und die Preußen ihre Stammsitze. Westphalen bis an die Elbe hatten die Sachsen inne. Im Süden der Sachsen wohnten die Thüringer. Im Norden Böhmens, an beiden Ufern der Elbe, hausten die Longobarden. Die Schwaben, oder Markmannen

*) Siehe Buch III. § 53, f. § 2.

hatten Böhmen und einen Theil des heutigen Schwabens inne. Im heutigen Oesterreich und Baiern lebten die Bojer, Bojuvarier oder Baiern. Die Allemannen verbreiteten sich über beide Ufer des Rheines, von der nördlichen Schweiz bis zum Mittelrhein. Für Deutschland waren verloren gegangen die Länder an der unteren Donau, Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Serbien, Bosnien, Bulgarien und die Wallachei. Die Kraft des deutschen Volkes war erschüttert. Jahrhunderte vergingen, bevor die Nation nur so stark wurde, daß sie nicht befürchten mußte, im Osten von den Slaven und im Westen von den Franzosen verschlungen zu werden.

Die Geschichte des deutschen Volkes spielt während zweier Jahrhunderte, von der Mitte des fünften bis zur Mitte des siebenten, fast in ganz Europa und einem Theile Afrika's, nur nicht in Deutschland. Deutsche Krieger kämpften in den Schlachten der griechischen Kaiser am Euphrat und am Tigris, sie halfen das Reich der Vandalen in Afrika und das Reich der Ostgothen in Italien stürzen, sie rotteten in Spanien und Frankreich, unter dem Einflusse athanasianischer Pfaffen, ihre Brüder des arianischen Glaubensbekenntnisses aus. Sie hatten unermeßliche Beute gemacht, doch zum Theil verloren sie sie wieder. Deutschland war durch die Eroberungen der aus seinem Schooße gezogenen Stämme und Heergeleite nicht reicher geworden. Im Gegentheile hatte es unersetzliche Verluste an Menschen, Waffen und Rüstzeug erlitten. Es war für die im Vaterlande Zurückgebliebenen ein schlechter Trost, wenn sie erfuhren, daß die Franken sich einen ansehnlichen Theil, die Burgunder sogar zwei Drittheile, die Ost- und Westgothen wenigstens ein Drittheil der eroberten Ländereien und einen entsprechenden Theil der Slaven zugeschrieben hätten. Der einzige Gedanke, welcher uns die damals gehabten Verluste versüßen kann, ist das Wohl der Menschheit. Was der deutschen Nation verloren ging, wurde der Menschheit gewonnen. Die frischen Kräfte, mit deren Hülfe die alte Welt erneuert wurde, blieben nicht unverändert. Durch ihre Vermischung mit Völkern, welche an den römischen Despotismus gewöhnt waren, wurde ihr ungestümer Freiheitssinn gebrochen. Durch den christlichen Aberglauben, den ihnen herrschsüchtige Pfaffen aufdrangen, wurden sie oft irre geführt. Allein aus der Wechselwirkung zwischen den alten und neuen Bestandtheilen der Gesellschaft entwickelte sich ein reges Leben. Wenn dieses auch Jahrhunderte hindurch furchtbar roh und wirre war, so wurde doch dadurch der Grund zu derjenigen Bildung gelegt, welche die Gegenwart besitzt und welche zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

§ 11. Brittannien.

Aus allen Provinzen, welche die Römer erobert hatten, wurden sie durch feindliche Gewalt vertrieben. Brittannien war die einzige, welche sie, im Anfange des 5. Jahrhunderts, aufgaben, indem die daselbst befindlichen Streitkräfte herausgezogen und zur Vertheidigung Italien's verwendet wurden. Unter der römischen Herrschaft hatte sich Brittannien mit Städten bedeckt, blühten Ackerbau, Gewerbe und Handel. Allein die Streitbarkeit des Volkes, welches sich den Schutz Rom's gefallen lassen und auf den Gebrauch der Waffen verzichten mußte, hatte sehr abgenommen. Nach dem Abzuge der römischen Legionen traten die Städte und die Fürsten des Landes in den vollen Besitz der Selbstherrlichkeit mit allen ihren Rechten und allen ihren Lasten. Während die Britten unter römischer Herrschaft den friedlichen Gewerben obgelegen waren, hatten sich ihre Nachbarn im Norden mit der Unabhängigkeit ihre kriegerische Tapferkeit und ihre Lust an Kämpfen und Schlachten erhalten. Den Britten kostete es daher große Anstrengung, sich der Angriffe zu erwehren, welche die Picten und Scoten auf sie machten. Vierzig Jahre

nach der Räumung Brittannien's durch die Römer rief Vertigern, welcher damals die höchste Gewalt in Brittannien besaß, die Sachsen herbei, ihm in seinen Kämpfen gegen die Caledonier beizustehen. Hengist und Horsa kamen nur mit drei Schiffen den Britten zu Hülfe, befreiten das Land von den caledonischen Freibeutern, zogen aber nach und nach größere Streitkräfte (zuerst 5000 Krieger in siebzehn Schiffen, dann eine Flotte von vierzig Schiffen) an sich und hörten auf, brittische Söldner zu sein.

Bald entwickelte sich ein Kampf zwischen den Deutschen und den Landeseingeborenen, ähnlich den Kriegen, welche die Gothen, Vandalen, Sueven und Franken in anderen Theilen des weströmischen Reiches kämpften. Doch die Britten setzten den fremden Eindringlingen einen weit furchtbareren Widerstand entgegen, als sie ihn irgendwo sonst fanden, während die deutschen Krieger nicht, wie in Italien, Gallien und Spanien, schnell sich mit den Einrichtungen, Sitten und religiösen Ansichten der von ihnen besiegten Völker vertraut machten. Die Sachsen, Angeln, Jüten, Friesen, Dänen, Preußen und Rugier, welche aus dem Norden Deutschland's nach Brittannien übersiedelten, waren nicht, gleich ihren, südlicher und westlicher wohnenden Stammesgenossen, durch den Verkehr mit Christen und Römern von ihren alten Gebräuchen und Sitten abgebracht worden, bevor sie ihr Vaterland verließen. Die deutschen Stämme des Nordens, welche Brittannien überschwemmten, besaßen mit der ganzen Kraft auch die ungemilderte Rohheit der alten Deutschen. Sie waren Heiden und rotteten, so weit die Spitze ihres Schwertes reichte, das Christenthum in Brittannien vollständig aus. Sie waren Eroberer und dachten nicht entfernt daran, durch Annahme der Sitten des Volkes, das sie besiegt hatten, sich diesem anzunähern. Sie wütheten mit barbarischer Grausamkeit gegen die Feinde, welche ihnen Widerstand entgegensetzten. In allen übrigen Provinzen des weströmischen Reiches, welche deutsche Stämme eroberten, wurden diese, früher oder später, durch die höhere Bildung der Landesbewohner und durch die Schlauheit der christlichen Geistlichen überwunden, wenn sie auch nicht, wie die Ostgothen in Italien und die Vandalen in Afrika, durch das Schwert ihrer Feinde besiegt wurden. In Brittannien nahm die Geschichte des Volkes einen entgegengesetzten Entwickelungsgang. Auf den Trümmern des Christenthums machten die Deutschen das Heidenthum zur herrschenden Religion. Die Sprache der Römer und der Britten wurde verdrängt durch die deutsche. Noch im neunten Jahrhundert nach Christus verstanden die in Brittannien wohnenden Sachsen die Sprache der Franken, welche sich jenseits des Canals niedergelassen hatten. Die blühenden Städte Brittannien's wurden zerstört, seine fruchtbaren Ebenen nicht mehr angebaut. Ein hundertjähriger Krieg verdrängte die Britten zwar von der Ostküste ihres Landes, allein im Westen hielten sie sich noch von der Mauer Antonin's bis zur äußersten Spitze von Cornwallis und im Innern setzten zahlreiche Städte den Deutschen noch immer einen ausdauernden Widerstand entgegen. Doch neue Schwärme kamen über das Meer herüber. Die Britten wurden immer weiter zurückgedrängt. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Christus war der Kampf noch nicht zu Ende. Armorica wurde von flüchtigen Britten bevölkert und erhielt von ihnen den Namen Bretagne. In Wallis und den übrigen Gebirgsländern des Westens behaupteten sich die Britten. Sie bewahrten einige Ueberreste der christlichen Religion, wurden aber, da sie sich den Anmaßungen des römischen Bischofs nicht fügten, von diesem als Ketzer verschrieen. In Wallis herrschte, in der trüben Zeit der Kämpfe zwischen Britten und Deutschen, der berühmte Arthur, Fürst der Siluren, welcher in zwölf blutigen Schlachten die Angeln des Nordens und die Sachsen des Westens besiegte, dessen Geschichte aber in späteren Zeiten dermaßen mit romanhaften Erfindungen ausgeschmückt wurde, daß manche Kritiker in ihrem Unmuth die Ritter der „runden Tafel," die Herren Lancelot und Tristram, den Zauberer Merlin und die Königin

Ginevra mit König Arthur auf gleiche Stufe setzten und gemeinsam in das Gebiet der Fabel verwiesen.

Die deutschen Heerführer bildeten nach und nach mehrere kleine Reiche in Brittannien. Wie der Kampf gegen das römische Reich, so wurde auch der Krieg gegen die Britten von den Deutschen nicht nach einem bestimmten Plane und mit einheitlicher Leitung geführt. Jeder berühmte Kriegsheld, oder Fürstensohn, welcher ein Heergeleite um seine Person sammelte, zog auf eigene Faust in den Krieg. Viele gingen unter, andere siegten. Gewöhnlich wird angenommen, daß sieben selbstständige, angelsächsische Reiche (Kent, Sussex, Wessex, Essex, Northumberland, Ostangeln und Mercia) in Brittannien gegründet worden seien. Neuere Forschungen haben dargethan, daß deren Zahl zu keiner Zeit sieben war, bald waren es mehr, bald weniger, je nachdem es ein Fürst verstand, seinen Einfluß auszudehnen, oder seine Macht wieder zerfiel.

Die Deutschen, welche nach Brittannien zogen, waren unstreitig weit zahlreicher, als diejenigen, welche irgend eine andere Provinz des weströmischen Reiches besetzten. 300,000 Sachsen gehorchten Hengist zur Zeit, da seine Macht am größten war. Angeln warf seine ganze Bevölkerung nach Brittannien, so daß dieses Land längere Zeit vollkommen wüste war. Nur in Wallis und Armorica erhielt sich die celtische Sprache.

Der Entwickelungsgang Brittannien's zeigt uns übrigens deutlich, daß die furchtbarsten und grausamsten Kriege keine so verderbliche Wirkung haben, als das schleichende Gift des Aberglaubens und des Despotismus. Ungeachtet Brittannien weit blutigere Kämpfe im fünften und sechsten Jahrhundert zu bestehen hatte, als irgend eine andere Provinz des weströmischen Reiches, und ungeachtet später durch die Dänen und Normannen und durch die inneren Kriege der „weißen und rothen Rose" England schwer bedrängt wurde, war es doch das erste Land von europäischer Bedeutung, welches menschenwürdige und freie Zustände in seinem Inneren hervorrief. In allen übrigen Staaten Westeuropa's gingen die altdeutschen Einrichtungen der Volksgerichte und öffentlicher Berathung nationaler Angelegenheiten früher oder später unter. Nur in Brittannien bestanden dieselben fort, wanderten von da hinüber nach Amerika und legten den Grund zu jener republikanischen Freiheit, zu welcher sich die Völker Europa's, ungeachtet des hohen Grades von Bildung, den sie erreicht haben, noch immer nicht hinanschwingen konnten.

§ 12. Scythische Stämme.

Während der Westen der alten Welt von den germanischen Stämmen überfluthet wurde, war der Osten nicht frei von Bewegung. Was die Germanen für den Westen, waren die Scythen für den Osten. Die germanischen Völker waren aber weniger wild, als die scythischen, und diesem Umstande allein ist es zuzuschreiben, daß es ihnen gelang, das weströmische Reich zu stürzen und auf dessen Trümmern eine Mehrzahl, wenn auch roher, doch lebenskräftiger Staaten zu gründen.

Das oströmische Reich besaß nicht mehr Kraft, als das westliche. Im Gegentheile, es war schwächer und die Völker, aus denen es bestand, waren durch Luxus und Unsittlichkeit weit mehr entnervt, als die Völker des Westens. Allein die scythischen Stämme, welche von allen Seiten das griechische Reich durchzogen, brauchten viele Jahrhunderte, um sich zu dem Gedanken der Zerstörung des oströmischen und der Gründung eines neuen Reiches zu erheben. Unter den scythischen Stämmen herrschte noch weit weniger Eintracht, als unter den germanischen. Sie waren weit leichter zu täuschen und zu bestechen, als jene. Die verschiedenen deutschen Völkerschaften handelten allerdings planlos, allein derselbe Instinkt leitete sie doch in der Hauptsache zu demselben Ziele. Schon die äußere

Erscheinung der Deutschen war vortheilhafter, als diejenige der Scythen. Die Deutschen zeichneten sich aus durch ihren hohen und schlanken Wuchs, durch die weiße Farbe ihrer Haut, ihr helles Haar und ihre Wangenröthe. Die Scythen waren breitschultrig, aber kleiner und weniger schlank, als die Deutschen. Die Farbe ihrer Haut war gelblich, ihr Haar dunkel und struppig, ihre Gesichtszüge waren weniger fein, die Gestalt ihres Kopfes weniger eirund. Die Stärke der Scythen bestand in ihrer Reiterei, die Kraft der Deutschen im Fußvolke. Die Scythen waren geschickte Bogenschützen und ausgezeichnete Reiter, die Deutschen verstanden, Streitart und Schwert besser zu führen. Die Scythen nährten sich fast ausschließlich von der Milch und dem Fleische ihrer Heerden. Die Deutschen bebauten das Land und lebten von dem Ertrage des Ackerbaues und der Jagd. Die Scythen waren Nomaden, die Deutschen hatten feste Wohnsitze und es drängte sie, nachdem sie ihr altes Vaterland verlassen hatten, wieder einen neuen heimischen Heerd zu gründen. Die Scythen, welche ein herumziehendes Leben gewöhnt waren, fühlten diesen Drang nicht und besaßen eben deßhalb weniger Geschick, einen Staat mit festen Wohnsitzen umzustoßen und einen neuen zu gründen. Herodot hat uns die Sitten der Deutschen und der Scythen geschildert, wie sie waren vierhundert Jahre vor Christus. Im Laufe von achthundert Jahren machten diejenigen deutschen Stämme, welche an den Grenzen des römischen Reiches wohnten, allerdings Fortschritte in der Bildung. Allein die Deutschen, welche in keine Berührung mit den Römern kamen und die Scythen standen vierhundert Jahre nach Christus fast auf derselben Stufe, wie vierhundert Jahre vor Christus. Die Deutschen verhielten sich zu dem Westen Europa's ohngefähr, wie die Scythen zu dem Osten und zu Asien. Die Deutschen besaßen, ungeachtet aller ihrer Rohheit, doch reine Sitten, Sinn für ein treues Familienleben und Redlichkeit im Verkehre mit Fremden. Die Scythen, welche der Vielweiberei fröhnten, waren, schon aus diesem Grunde, eines besseren Familienlebens unfähig. Ihre wilden Leidenschaften ließen sich durch kein Versprechen und keinen Eid Zügel anlegen. Alle ihre Lebensgewohnheiten und religiösen Begriffe waren finsterer, despotischer und blutiger, als diejenigen der Deutschen.

Unter den zahlreichen scythischen Stämmen, welche aus dem Dunkel der Geschichte auftauchten, zeichneten sich die Hunnen, deren Schicksale wir im vorigen Buche*) schilderten, besonders aus. Wir erwähnen hier noch kurz der Bulgaren, Avaren, Sclavonier, Anten, Wenden und Ungarn, welche alle in den anderthalb Jahrhunderten nach dem Sturze des weströmischen Reiches sich bemerklich machten.

Schon 600 Jahre vor Christus nahm eine Abtheilung der Bulgaren, welche von ihrem Lande jenseits des kaspischen Meeres vertrieben worden waren, einen Theil Armeniens, im Norden des Araresflusses, in Besitz. Nach mannigfaltigen Wanderungen zeigten sich die Bulgaren, um das Jahr 400 nach Christus, an der unteren Donau. Bei Gelegenheit der Geschichte des oströmischen Reiches†) haben wir wiederholt ihrer Raubzüge Erwähnung gethan. Die Sclavonier kamen den Deutschen in ihrer äußeren Erscheinung näher. Sie standen, was Hautfarbe und Gestalt betrifft, in der Mitte zwischen Scythen und Germanen. Sie besaßen in Rußland und Polen 4600 Dörfer. Ihre Hütten waren von Holz schlecht und mangelhaft aufgeführt. Sie erkannten keine Fürsten über sich, lebten vielmehr in einzelnen, kleinen Gemeinden ohne feste Ordnung. Sie fochten zu Fuß, vergiftete Pfeile und ein langer Strick mit einer Schleife dienten ihnen als Angriffswaffen. Die Anten waren ein Zweig der Sclavonier, gegen welche Justinian zu Felde zog und Befestigungen an der unteren Donau errichtete. Sie wohnten an der Theiß.

Um das Jahr 500 nach Christus wurden die Sclavonier von den Bulgaren besiegt. Später erlitten diese ein gleiches Schicksal durch die Avaren, welche zur Zeit Justin's II.

*) Siehe Buch III. § 36, S. †) S. §§ 3. und 4. Seite.

an die Donau kamen. Die Avaren nannten ihren obersten Führer Chagan, und rühmten sich, die gefrorenen Flüsse Scythiens überschritten zu haben und die Ufer der Donau mit unzähligen Zelten zu bedecken (566). Eingeschüchtert durch die tönenden Redensarten Justin's II. wandten sie sich dem Westen zu, trafen dort mit den Franken zusammen und erkauften, nach zwei blutigen Schlachten, die ihnen erforderlichen Lebensmittel mit dem Versprechen sofortiger Umkehr. Als sie von dieser unglücklichen Unternehmung an die untere Donau zurückgekehrt waren, verbanden sie sich mit den Longobarden gegen die Gepiden und nahmen darauf die Wallachei, die Moldau, Siebenbürgen und einen Theil Ungarn's jenseits der Donau in Besitz (567). Ihr Reich dehnte sich über Ungarn, Polen und Preußen, von der Mündung der Donau bis zu derjenigen der Oder aus. Erst im Jahre 635 warfen die Bulgaren und die Sclavonier das Joch der Avaren wieder ab, worauf dieses einst so mächtige Volk seine geschichtliche Bedeutung verlor. Von den Sclavoniern stammen ohne Zweifel die Slaven und Wenden ab, welche am Ende des fünften Jahrhunderts sich in Böhmen, Schlesien, Meißen und Mähren festsetzten. Die Anten wurden, wahrscheinlich durch die Avaren, Kiew und Nowgorod zu gedrängt. Die Geschichte dieser Stämme und der Länder, welche sie im Laufe des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts nach Christus durchzogen, ist in ein so dichtes Dunkel gehüllt, daß wir uns mit den angeführten Einzelnheiten begnügen müssen.

§ 13. Persien.

Der Friede, welchen Kaiser Jovian (im Jahre 363) mit den Persern schloß, war für die letztern so vortheilhaft, daß sie keinen Grund hatten, denselben zu brechen. Die römischen Kaiser, deren Macht von jener Zeit an immer sank, waren froh, wenn die Perser sie nicht beunruhigten. Doch nicht blos das römische, auch das persische Reich hatte mit mannigfaltigen Gefahren zu kämpfen. Wenn Bulgaren und Avaren von der Donau her das griechische Reich überflutheten, so wurde das persische im Anfange dieses Zeitabschnittes von den Euthaliten (oder weißen Hunnen) überschwemmt, welche von der Küste des kaspischen Meeres bis in das Herz Indien's vordrangen. König Perozes von Persien wurde zuerst von ihnen zu einem schimpflichen Frieden gezwungen, und als er diesen brach, verlor er sein Heer und sein Leben (488 nach Christus.)

Unter seinem Sohne, Kobad, erholte sich Persien wieder. Hunnen und Araber standen ihm bei, und der schwache Kaiser Anastasius vermochte nicht, ihm Widerstand zu leisten. Martyropolis, Theodosiopolis und Amida gingen hintereinander verloren. (502—505.) Mit Golde erkaufte Anastasius den Frieden und die alte Grenze. Die Festung Dara, nicht weit von Nisibus und vier Tagereisen vom Tigris entfernt, sollte die römische Grenze im Osten gegen die Einfälle der Perser schützen. Die Stadt wurde mit zwei Mauern umgeben, zwischen welchen ein Raum von fünfzig Schritten gelassen wurde. Die innere Mauer war sechzig Fuß hoch und enthielt zahlreiche Thürme von hundert Fuß Höhe. Die äußere Mauer war weniger hoch, allein um so fester. Doppelte und dreifache Gräben, welche mit Wasser wohl gefüllt waren, erschwerten die Annäherung. Der Umfang der Stadt betrug etwa eine deutsche Meile. Sechzig Jahre lang leistete die Feste gute Dienste und bis zu dieser Stunde zeigen ihre Ruinen, wie stark sie einst war.

Zu Kobad's Zeiten wurde die große Mauer erbaut, welche die Straße zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere abschloß. Sie bestand aus sieben Fuß dicken und einundzwanzig Fuß langen Steinen, welche, ohne Eisen oder Kalk, künstlich verbunden waren, und lief sechzig deutsche Meilen von dem schwarzen zum kaspischen Meere über Berge und Thäler hinweg. Durch diese Mauer wurde Persien gegen die Einfälle der Scythen

geschützt. Es ist dieselbe, im Betreff welcher Kobad wiederholt von dem griechischen Kaiser verlangte, daß er einen Theil der Kosten tragen sollte. Da dieser sich weigerte, seinen Beitrag zu leisten, entstand einer jener vielen Kriege, welche beide Reiche so sehr schwächten.

Nicht alle Unternehmungen Kobad's waren übrigens glücklich. Er hatte mit seinem eigenen Volke zu kämpfen, fiel in die Hände der Aufrührer, mußte zu den Feinden Persien's fliehen und gewann sein Reich nur wieder, indem er die Ehre seines schönen Weibes Preis gab und sich denselben weißen Hunnen anvertraute, welche seinen Vater besiegt und getödtet hatten! Kobad wünschte, seinem Lieblingssohne, Chosroes, die Krone Persiens zuzuwenden und glaubte, ihn dadurch in der öffentlichen Meinung zu heben, daß der griechische Kaiser ihn an Kindesstatt annähme. Justin I. versprach anfangs, dieses thun zu wollen, nachher fürchtete er aber, die persische Königsfamilie könnte daraus Erbansprüche auf das griechische Reich ableiten, und weigerte sich, sein Versprechen zu halten. Chosroes folgte, nach dem Willen seines Vaters, diesem (521) nach, erhielt den Beinamen Nuschirvan (der Gerechte) und herrschte achtundvierzig Jahre lang über Persien. Seine Gerechtigkeit bestand übrigens nur darin, daß er über seine Unterbeamten eine strenge Aufsicht führte und die wirklichen oder anmaßlichen Rechte Persien's mit großem Nachdrucke geltend machte. Seine beiden älteren Brüder ließ er mit ihren Familien und Anhängern hinrichten. Manche wohlthätige Einrichtungen, und zahlreiche Siege schmückten seine Regierung. Er ließ die werthvollsten griechischen und indischen Schriften in das Persische übersetzen. Für 11,000 Pfund Goldes erkaufte Justinian (533) einen sogenannten „ewigen Frieden," welcher übrigens nicht länger, als sechs Jahre dauerte. Chosroes drang plündernd und verwüstend bis nach Antiochia vor. Belisarius verstand es, dem siegreichen Feinde Furcht einzuflößen. Die Perser zogen sich wieder über den Euphrat zurück und wagten es nicht mehr, das römische Gebiet, welches von Belisar vertheidigt ward, anzugreifen. Im kaukasischen Lande wurde der Kampf noch fortgesetzt (549—556). Dort hatte das Christenthum Wurzel gefaßt und die Vorliebe der Einwohner für das römische Reich angeregt. Endlich behielt im Frieden Justinian das kolchische Land. Die jährliche Zahlung eines Tributs von 30,000 Goldstücken bekundete aber deutlich die Schmach des griechischen und das Kriegsglück des persischen Herrschers. Mit Widerwillen leisteten die Griechen diese schimpfliche Steuer. Justin II., welcher versprochen hatte, die Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen, fand leicht eine Veranlassung, deren Bezahlung zu verweigern. Als jedoch der achtzigjährige Chosroes die Städte Dara und Apamea erobert und Mesopotamien verwüstet hatte, erschrak Justin, legte sein Scepter nieder, und seinem Nachfolger Tiberius blieb, um größeres Unheil abzuwenden, nichts übrig, als einen dreijährigen Waffenstillstand nachzusuchen, den er zu großartigen Rüstungen benützte. Chosroes wartete den Angriff nicht ab. Die feindlichen Heere trafen bei Melitene, in Kleinarmenien, zusammen. Die Römer blieben Herren der Wahlstatt. Nuschirvan, welcher fast ein halbes Jahrhundert der Schrecken seiner Nachbarn gewesen war, sah vor seinem Ende (579) noch die Flammen, mit welchem die siegreichen Römer die fruchtbaren Ebenen Assyrien's verwüsteten.

Hormuz [oder Hormisdas], Nuschirvan's ältester und Lieblingssohn, war seinem Vater, dem er in der Regierung nachfolgte, nicht ähnlich. Sein Geiz entfremdete ihm das Heer; sein Mißtrauen und seine Launen erfüllten die Satrapen mit Besorgniß und Unwillen. Mehr als 13,000 Menschen, welche Hormuz hinrichten ließ, machten die Ueberlebenden aufmerksam, daß auch ihr Dasein unter einem solchen Despoten nicht gesichert sei. Die Provinzen Babylon, Susa und Carmanien empörten sich und die Fürsten von Arabien, Indien und Scythien verweigerten Hormuz den üblichen Tribut. Zu gleicher Zeit rückten vom Westen her die Römer, und vom Osten die Türken gegen Persien vor.

Varanes (oder Bahram) rettete sein schwer bedrohtes Vaterland. Er schlug die Türken (590), erlitt jedoch eine Niederlage durch die Römer. Mit Freuden ergriff Hormuz diese Gelegenheit, einen verhaßten Nebenbuhler zu stürzen. Doch die Schmach und der Tod, den er dem tapfern Varanes zugedacht hatte, brachte das Heer, welches seinen muthigen Führer mehr achtete, als seinen feigen König, zum offenen Aufstande. Varanes (Bahram) wurde auf den Thron gehoben (590), Hormuz wurde geblendet und später ermordet. Sein Sohn Chosroes verlor eine Schlacht gegen Bahram, floh und suchte bei den alten Feinden seines Reiches, den Griechen, Schutz. Dieser wurde ihm mit Freuden gewährt. Narses*) schlug Varanes; der tapfere Perser starb, und Chosroes wurde bald in ganz Persien als König anerkannt (591). Im Frieden trat Chosroes die Städte Martyropolis und Dara und die Provinz Persarmenien an den griechischen Kaiser ab, dessen Reich sich folgeweise bis an die Ufer des Araxes und bis nahe an das kaspische Meer erstreckte.

Weiter oben†) haben wir bereits die Kriege geschildert, welche der Sohn von Hormuz, mit den griechischen Kaisern Phocas und Heraclius, führte. Chosroes bewies, wie vor und nach ihm die meisten Könige, daß Dankbarkeit eine den Herrschern nicht bekannte Tugend, und daß nichts gefährlicher sei, als einen Nebenbuhler in den Besitz verlorener Macht wieder einzusetzen. Das Ende des lange Zeit glücklichen Chosroes beweist aber, gleich demjenigen seines Großvaters Nuschirvan, daß alle irdische Macht und alle irdische Größe wandelbar sind. Chosroes II. wurde, nachdem er wiederholte Niederlagen durch die Römer erlitten hatte, von seinem Sohne, Siroes (oder Kabad), gestürzt. Achtzehn Söhne wurden vor den Augen des Vaters niedergemacht, er selbst in einen Kerker geworfen, in welchem er am fünften Tage starb (628).

Mit Chosroes II. ging das persische Reich seinem Untergange entgegen. Siroes hielt sich nur acht Monate auf dem Throne. Im Laufe von vier Jahren tauchten nicht weniger, als neun Thronbewerber auf. Als Chosroes II. in der Fülle seiner Macht war, erhielt er einen Brief aus Arabien, worin er aufgefordert wurde, Mohammed als den Apostel Gottes anzuerkennen. Er zerriß den Brief und warf dessen Stücke von sich. Mohammed erwiederte bei der Nachricht von diesem ihm angethanen Schimpfe: „So wird Gott das Reich Chosroes zerreißen und seine Bitten verwerfen." Vor Ablauf von zwei Jahrzehnten hatten sich beide Vorhersagungen verwirklicht, nicht weil Mohammed eine übermenschliche Kenntniß der Zukunft besaß, sondern weil er es verstand, seinen unerschütterlichen Willen Hunderttausenden tapferer Krieger einzuflößen.

*) Drei Narses sind nicht zu verwechseln: Erstens der Eunuche, welcher in Italien mit Belisar siegte; zweitens der Persarmenier, welcher von den Persern zu den Römern überging, und drittens der Feldherr, welcher den Sohn von Hormuz, Chosroes, auf den Thron Persien's setzte. †) Siehe § 4 Seite 12.

Zweiter Abschnitt.

Die Entstehung und erste Ausbreitung des Mohammedanismus.

§ 14. Einleitung.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts nach Christus war das Christenthum durch die Bemühungen ehemaliger Heiden so vollständig entstellt worden, daß in dem damaligen Glaubensbekenntnisse fast keine Spur der Lehre Christi mehr zu finden war. Die Glaubensverfolgungen, welche abwechselungsweise von Arianern und Athanasianern, insbesondere aber von den Letzteren, verhängt worden waren, hatten dem Geiste christlicher Liebe schnöden Hohn gesprochen. In den Augen des Forschers mußte dadurch, wenn nicht die Achtung vor dem ursprünglichen Christenthume, doch diejenige vor dem christlichen Glaubensbekenntnisse erschüttert werden. Die gedankenlose Menge mochte zwar durch Ketzergerichte an dem vorgeschriebenen Glauben festgehalten werden, die Frage aber, ob Furcht vor Strafen, oder die innere Ueberzeugung der Völker das Christenthum aufrecht erhalte, blieb dahin gestellt. Die Erfahrungen, welche das siebente und achte Jahrhundert nach Christus zu Tage brachten, beweisen, daß gerade in denjenigen Ländern der alten Welt, woselbst das Christenthum seine ersten Wurzeln schlug, die Lehre des Nazareners nur sehr oberflächlich aufgefaßt worden war. Die Länder, in welchen die größten Abgeschmacktheiten des damaligen Christenthums mit der höchsten Leidenschaftlichkeit betrieben, die athanasianischen Glaubenssätze mit der größten Härte aufrecht erhalten wurden, die Gegenden, in welchen Mönche, Nonnen und Einsiedler ihr Unwesen am schlimmsten trieben, — fielen bei der ersten Probe vom christlichen Glauben ab. Christen, Juden und Heiden fanden sich im Anfange des siebenten Jahrhunderts nach Christus fast aller Orten. Wenn das eine der großen Reiche damaliger Zeit, das römische, christlich, so war das andere, das persische, heidnisch, und wenn die Deutschen, welche sich da und dort im weströmischen Reiche niedergelassen hatten, Christen, so war das Mutterland derselben, Deutschland, und waren die scythischen Stämme, welche das oströmische Reich bedrohten, noch Heiden. Die Juden waren durch die vielfachen Verfolgungen, die sie erlitten hatten, über die ganze Welt verbreitet worden. Sie fanden sich in keinem größeren Lande der Erde als herrschendes Volk, übten jedoch aller Orten einen gewissen Einfluß auf die Religionsentwickelung und auf das Geschäftsleben aus, indem sie, wenn auch in der Minderheit, immer fest zusammen hielten und in der Kraft ihres Glaubens eine feste Stütze gegen die Stürme des Lebens besaßen. Auch in Arabien, jenem Lande der Wüste und der Oasen, des Sandes und des Weihrauchs, wohnten im Anfange des siebenten Jahrhunderts Christen, Juden und Heiden neben einander. In Yemen hatten Könige geherrscht, welche seit dem vierten Jahrhundert nach Christus zur jüdischen Religion übergegangen waren. Sie lieferten den Beweis, daß sie nicht duldsamer seien, als die Christen und berechtigen uns, in Verbindung mit manchen anderen Thatsachen, welche den Glaubenshaß ihrer Stammgenossen bekunden, zu dem Schlusse, daß sie nicht aus Menschenliebe, sondern aus Mangel an Gewalt den Christen nicht Gleiches mit Gleichem vergalten. Die Juden in Yemen verfolgten die christlichen Einwohner des Landes mit der größten Grausamkeit und veranlaßten dadurch die christlichen Fürsten Abyssiniens, ihren Glaubensbrüdern jenseits des rothen Meeres gegen ihre Bedränger Hülfe zu leisten. Auf diese Weise wurde bis zum Jahre 600 die christliche Religion in Yemen die herrschende. Chosroes Nuschirvan

machte sich aber um diese Zeit zum Herrscher jener Provinz Arabiens, und verdrängte von neuem den christlichen Glauben. Dennoch fanden sich hier und da noch Christen in Arabien; namentlich durchreisten viele derselben in mannigfaltigen Geschäften das Land. Zahlreiche jüdische Stämme fanden sich insbesondere in der Umgegend von Mecca und Medina. In Mecca wurde seit uralten Zeiten ein schwarzer Stein verehrt, welcher in einem von vier Mauern umgebenen Raume lag, und welcher, wie diese Einfassung selbst, Kaaba genannt wurde. Die Araber hatten mancherlei Religionsbegriffe mit den Juden gemeinsam. Sie leiteten, gleich diesen, ihren Ursprung von Abraham ab. Bis zum Jahre 464 nach Christus war der Glaube der Verehrer der Kaaba von dem Glauben Abraham's nicht sehr verschieden gewesen, wenigstens hatte er sich bis dahin vom groben Götzendienste rein gehalten. In jenem Jahre verdrängte aber der Stamm der Kureischiten die Khuzaiten aus dem Besitze der Kaaba, und seit dieser Zeit artete die Verehrung der Kaaba in vollständige Vielgötterei aus. Ueber dreihundert Götzenbilder wurden in der Kaaba aufgestellt, und die Kureischiten wachten mit wildem Eifer darüber, daß alle Gebräuche, von denen sie Vortheil zogen, aufrecht erhalten und unangetastet blieben. Aus allen Theilen des Landes wallfahrteten die gläubigen Araber nach der Kaaba, nur die Juden und die Christen versagten dem Nationalheiligthume ihre Verehrung.

Mecca war die Stadt, in welcher Mohammed geboren wurde und die Kaaba der Raum, in welchem er seine ersten Glaubensreden hielt.

§ 15. Mohammed's Lehre.

Mohammed, der Sohn Abd Allah's und der Amina, war im Jahre 571 (im April) zu Mecca geboren. Er gehörte zu dem Stamme der Kureischiten und war der Urenkel Haschim's, von welchem ein angesehenes Geschlecht der Kureischiten den Namen, Haschimiten, trug. Seine Mutter wird wegen ihrer hohen Tugend, sein Vater wegen seiner Schönheit gerühmt. Abd Allah starb zwei Monate nach der Geburt seines Sohnes und hinterließ diesem nur ein Haus, eine Sclavin, fünf Kameele und einige Schaafe. Amina starb, als Mohammed erst sechs Jahre alt war. Sein Großvater Abd Al Muttalib und später sein Oheim Abu Talib nahmen sich des Knaben an. In seinem sechszehnten Jahre reiste Mohammed mit seinem Oheime nach Süd-Arabien und folgte ihm auf einem Kriegszuge gegen einen der benachbarten Stämme. Später weidete er, als Hirte, Schaafe in der Nähe von Mecca, bis er sich soviel erworben hatte, daß er in Gemeinschaft mit einem Anderen einen kleinen Handel mit Leinwand beginnen konnte. Zu Wohlstand gelangte er aber erst, als ihn Chadidscha, eine reiche und angesehene Wittwe, welcher er zwei Jahre lang, von seinem fünf- bis zu seinem siebenundzwanzigsten, treu gedient hatte, ehelichte. In seinen Geschäften als Kaufmann war er nicht glücklich, vielmehr verlor er allmälig das ganze Vermögen, welches ihm seine Gattin zugebracht hatte. Er wurde nachdenklich, zog sich mehr und mehr mit Chadidscha in die Einsamkeit zurück und in dieser kam Mohammed auf den Gedanken, er sei dazu bestimmt, der Welt die Anschauungen mitzutheilen, welche in seiner begeisterten Seele auftauchten. Auf seinen Reisen war er mit Juden und Christen bekannt geworden. Er hatte sich überzeugt, daß die Christen von dem Glauben an einen einzigen Gott abgewichen waren, indem sie Christus göttlich verehrten. Da er aber die Lehre Christi für rein und gut hielt, warf er den Juden vor, daß sie Christum als Propheten nicht anerkennen wollten. Durchdrungen von dem Glauben an einen einzigen Gott, war Mohammed empört über den Götzendienst, der in der Kaaba getrieben wurde. Vor dem Gerichtstande der Vernunft müssen wir allen diesen Grundansichten Mohammed's volle Anerkennung schenken. Doch es besteht ein großer Unterschied

zwischen der Kritik des Bestehenden und der neuen Schöpfung. Wo der Mensch zu schaffen beginnt, da fängt auch die Unvollkommenheit an. Hätte Mohammed sich damit begnügt, den Götzendienst, das Judenthum und das Christenthum zu beurtheilen, hätte er nur kritisirt, so wäre er nimmer das Haupt einer mächtigen Partei, der Begründer einer der großartigsten Welterschütterungen, der Stifter einer neuen Religion geworden. Mohammed fühlte sich berufen zu einem größern Werke, als demjenigen der Kritik und die zwölf Jahrhunderte, welche hinter uns liegen, haben den Beweis geführt, daß er sich hierin nicht täuschte.

Mohammed nahm für sich keine göttliche Verehrung in Anspruch. Er begnügte sich mit dem Titel eines Propheten Gottes. Daß er sich aber unter den von ihm anerkannten sechs größten Propheten (Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und ihm) den ersten Rang zuschrieb, verstand sich von selbst, denn außerdem hätte er nimmermehr seine Religion auf den Trümmern des Judenthums und des Christenthums erheben können. Der Grundsatz seiner Lehre war: „es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet."

Gehässige Gegner Mohammed's und seiner Religion haben ihm vorgeworfen, er sei ein Betrüger, Volksverführer und falscher Prophet gewesen. Allein wenn wir Mohammed mit den fünf anderen Männern vergleichen, welche er neben sich als Propheten Gottes anerkennt, so finden wir durchaus keinen geschichtlichen Grund, ihn für einen Betrüger zu erklären. Der Christ zieht, ohne Rücksicht auf Geschichte und Vernunft, Christum, der Jude Moses vor. Von dem Standpunkte der Vernunft können wir einen Mann nicht verdammen, welcher, wie die Geschichte beweist, die religiösen Bedürfnisse der Völker dreier Welttheile befriedigte. Mohammed glaubte seit seiner ersten Kindheit an Wunder, übernatürliche Erscheinungen und unmittelbaren Verkehr mit Gott. Er glaubte an die Engel und die heiligen Heerschaaren des Himmels. Von diesem Glauben zu dem andern, welcher ein besonderes Verhältniß zur Gottheit, einen besonderen Beruf voraussetzt, ist nur ein Schritt, der einen besonderen Schwung der Phantasie, eine eigenthümliche Tiefe des religiösen Gefühls und einen außerordentlichen Muth erfordert. Diese Eigenschaften besaß Mohammed eben so gewiß, als jenen Glauben.

Der Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts, der Mann des Nordens, der Europäer, kann unmöglich die Erzählungen, Bilder und Gesetze, welche Mohammed in seinem Koran niederlegte, und welchen er göttlichen Ursprung zuschreibt, als göttlich anerkennen. Er findet darin neben manchen schönen nützlichen Sprüchen und trefflichen Lebensregeln eine große Masse von Unsinn. Der Geschichtforscher, welcher den Koran mit der Bibel vergleicht, muß dem letzteren Buche in jeder Beziehung den Vorzug einräumen. Die Bibel ist das Werk einer großen Anzahl hoch begeisterter und begabter Männer; sie schildert uns die Entwickelung des jüdischen Volkes von seiner Wiege bis zum Untergange, den Wiederaufbau Jerusalem's und das Leben und Wirken Christi und seiner Apostel. Der Koran enthält nur unzusammenhängende Bruchstücke, welche e i n Mensch, Mohammed, auf Palmblätter und Schulterblätter von Schafen niederschreiben ließ und welche erst nach seinem Tode gesammelt wurden. Diese Blätter wurden bei Lebzeiten Mohammed's ohne Ordnung und Seitenzahl in eine Kiste geworfen, welche im Gewahrsam seiner Lieblings-Frau, der Ayscha, war. Erst nach seinem Tode wurden sie durch die Bemühungen der Chalifen Abubeker und Othman gesammelt und geordnet. Was an der Lehre Mohammed's erhaben und groß ist, hat er aus dem Judenthume und Christenthume geschöpft. Bedeutungsvoll war seine Lehre insofern, als sie der Neigung der Christen, sich immer weiter von dem Glauben an einen einzigen Gott zu entfernen, auf's kräftigste entgegentrat. Schwerlich würde sie aber eine so großartige Verbreitung gewonnen haben,

wenn sie nicht neben dieser richtigen Bestrebung, andere, der sinnlichen Natur der Orientalen näher liegende Wünsche und Hoffnungen gehegt hätte.

Mohammed verwarf auf das entschiedenste die Anbetung von Götzenbildern, Menschen, Sternen und Planeten, denn, so erklärt er, was aufgeht, muß niedergehen und was geboren wird, muß sterben und was vergänglich ist, muß zerfallen und untergehen. In dem Schöpfer der Welt betete Mohammed ein unendliches und ewiges Wesen, erhaben über Gestalt und Raum, an, welches seines Gleichen nicht hat, unseren geheimsten Gedanken gegenwärtig ist, durch die Nothwendigkeit seiner eigenen Natur besteht und aus sich selbst seine sittliche und intellectuelle Vollkommenheit ableitet.

Von Christus lehrt Mohammed: „Wahrlich, der Sohn der Maria ist der Apostel Gottes und sein Wort, welches er der Maria mittheilte, ist ein von ihm ausgehender Geist; er ist geehrt in dieser und in der künftigen Welt und einer von Jenen, welche Gott nahe stehen."

Die Wunder, welche die Bücher des neuen Testamentes und mehrere apocryphische (verworfene) Evangelien enthalten, werden von Mohammed bereitwillig anerkannt. Zu einer Zeit, da die Lehre von der „unbefleckten" Geburt der Jungfrau Maria in der christlichen Kirche noch nicht einheimisch war, huldigte ihr bereits Mohammed, indem er die Mutter Christi eine „tugendhafte und keusche Jungfrau" nannte, welche Jesum vom „göttlichen Geiste und Athem" empfangen habe, so wie der „Herr Adam mit seiner Hand geschaffen." Doch erklärte Mohammed Jesum ausdrücklich „für einen bloßen Sterblichen, welcher am Tage des Gerichts gegen die Juden, die ihn verwerfen, und gegen die Christen, welche ihn als Gottes Sohn verehren, zeugen werde."

Oft wurde Mohammed von tückischen Gegnern aufgefordert, seine Lehre durch Wunder zu bekräftigen. In solchen Fällen berief er sich immer auf die innere Wahrheit seiner Lehre und fügte hinzu, „daß die Gottheit die Zeichen und Wunder, welche das Verdienst des Glaubens vermindern und die Schuld des Unglaubens erhöhen würden, verschmähe." Ungeachtet dieser bestimmten Erklärungen Mohammed's glauben seine Anhänger an seine wunderthätige Kraft.

Unter den Vorschriften, welche Mohammed seinen Jüngern ertheilt, sind folgende besonders bemerkenswerth: Alle Gläubigen haben fünfmal des Tages, mit dem Gesichte nach Mecca gewendet, zu beten, jedes Jahr dreißig Tage, von Sonnenauf- bis Niedergang, im Monat Ramadan, zu fasten, sich unbedingt des Weines zu enthalten, und den zehnten Theil ihrer Einkünfte als Almosen zu verwenden. Am Tage des jüngsten Gerichts werden alle Ungläubigen verdammt, die Gläubigen aber nach ihren Werken gerichtet; doch auch die schlimmsten der Gläubigen werden nach sieben tausend Jahren selig. Die Bewohner des Himmels werden in Pallästen von Marmor wohnen, von goldenen Tellern die ausgesuchtesten Leckerbissen genießen und für jeden Gläubigen werden zweiundsiebenzig schwarzäugige Mädchen von glänzender Schönheit, blühender Frische, jungfräulicher Reinheit und äußerster Zärtlichkeit (Huri's) geschaffen. Den Gläubigen dieser Erde gestattete Mohammed übrigens nur vier Ehefrauen oder Beischläferinnen.

Mohammed verschließt nicht, wie bisweilen angenommen wird, den Frauen den Himmel, er vergaß nur, für sie in ähnlicher Weise, wie für die Männer zu sorgen, so daß die unglücklichen mohammedanischen Frauen nicht wissen, worin ihre Seligkeit dereinst bestehen werde. Auch ist nicht zu verkennen, daß die zweiundsiebenzig Huri's jedes Gläubigen, die doch weiblichen Geschlechtes sein müssen, im Verhältniß zu den gläubigen Männern übel daran sind, da sie sich mit den zweiundsiebenzigsten Theile eines Mannes begnügen müssen.

Mohammed hat die zwei schwersten Plagen der Menschheit, welche mit dem Christenthume unvereinbarlich sind, und daher überall, wo dieses feste Wurzeln schlug, abgeschafft

wurden: die Vielweiberei und die Sclaverei, beibehalten. Diese Thatsache allein genügt, dem Christenthume für alle Zeit den Vorzug vor dem mohammedanischen Glauben zu sichern.

Eine der Lehren Mohammed's, welche besondern Einfluß auf das Leben der Gläubigen gewann, war die Lehre von der Vorausbestimmung (Prädestination). Sie ist eine nothwendige Folge der Annahme eines persönlichen Gottes, welcher die Welt mit Allwissenheit und Weisheit leitet. Ein solcher Gott muß nothwendig, wie die Schicksale der gesammten Welt, so auch diejenigen des einzelnen Menschen vorausbestimmen und darf sich dann nicht irre machen lassen durch Ereignisse und Bitten, die er voraus sah. Die fanatischen Mohammedaner faßten die Lehre in der Weise auf, daß sie sich sagten, sie könnten doch dem Tode nicht entgehen, es sei daher besser, diesem muthig entgegen zu stürmen, als dessen Eintreffen feig und ängstlich zu erwarten. Uebrigens machte Mohammed doch auch von dieser Lehre einige Ausnahmen zu seinen Gunsten, indem er z. B. erklärte, Gott habe ihm die freie Wahl gelassen, ob er sterben wolle, oder nicht. Wenige Augenblicke vor seinem Tode wählte er dann auch wirklich den letztern.

Die Annahme einer rein geistigen Gottheit, einer über Raum und Zeit erhabenen Weltregierung oder Natur-Einrichtung konnte der sinnlichen Anschauungsweise der Orientalen nicht zusagen, ihr weder Thatkraft, noch Entschlossenheit einflößen.

§ 16. Mohammed's Thaten.

Es gehört ein hoher Geist dazu, bedeutungsvolle Wahrheiten und verderbliche Irrthümer zu erkennen. Allein weit schwieriger, als die Erkenntniß, ist die Verbreitung der Wahrheit im Kampfe mit dem herrschenden Irrthum. Die Lehre Mohammed's steht unstreitig nicht auf gleicher Höhe mit den ursprünglichen Grundsätzen des Christenthums; doch wenn wir die Ausdauer, den Muth und die Glaubenszuversicht in's Auge fassen, womit Mohammed seinen persönlichen Ansichten Geltung verschaffte, so können wir ihm unsere Bewunderung nicht versagen. Seine erste Jüngerin war Chadidscha. Sie hatte ihn geliebt, als er ein armer und freundloser Jüngling war. Sie erkannte in ihm zuerst den Propheten Gottes. Sie übte einen höchst wohlthuenden Einfluß auf ihn. Sie tröstete ihn, wenn er bekümmert und trübe gestimmt war und theilte mit ihm alle Wechselfälle seines vielbewegten Lebens. Als Mohammed die erste Vision hatte, welche ihm befahl, seine Sendung als Prophet zu beginnen, trat er schweißbedeckt und tief ergriffen vor seine Gattin. Er ließ sich von ihr zudecken, erzählte ihr, was er gesehen hatte, und war noch immer ungewiß, „ob nicht ein böser Geist sein Spiel mit ihm treibe." Chadidscha beruhigte ihn mit den Worten: „Sei guten Muthes, Gott wird Dich nicht beschämen. Du bist ja liebevoll gegen Deine Verwandten, aufrichtig in Deinen Worten, scheuest keine Beschwerde, um Deinem Nächsten zu dienen, unterstützest die Armen, bewirthest freundlich jeden Gast und die Wahrheit findet stets bei Dir einen Verfechter." Diese Worte stellen den Standpunkt der Gattin Mohammed's fest und beweisen, daß Chadidscha, gleich ihrem Gatten, nicht die äußeren Begleiter der Thaten, sondern diese selbst und deren innerste Beweggründe zu würdigen verstand. So lange Chadidscha lebte, war Mohammed ihr stets ein treuer Gatte und war sie dessen einzige Ehefrau. Erst nach ihrem Tode ergab er sich der Vielweiberei, pries aber seine Chadidscha immer höher, als alle seine späteren, wenn auch jüngeren und schöneren Frauen. Hätte Chadidscha den Propheten überlebt, würde er vielleicht in seinem Leben und in seiner Lehre der Vielweiberei nicht gehuldigt haben. So hängt auch bei den einflußreichsten Menschen der Geschichte Vieles von Ereignissen ab, welche unabhängig von ihrem Willen sich begeben.

Zeid, der gefügige und seinem Herrn ergebene Sclave, war der zweite Jünger Mohammed's, der Knabe Ali, Abu Talib's Sohn, sein dritter. Abu Beker war der erste Mann von einiger Bedeutung, welcher sich dem Propheten anschloß. Er führte ihm zehn achtungswerthe Bürger Mecca's zu. Drei Jahre lang bildeten diese vierzehn Personen das ganze Reich Mohammed's. Im vierten (609) bereitete er seiner Familie ein einfaches Mahl und theilte den erschienenen vierzig Gästen vom Hause Haschim seine Lehre mit. Als Mohammed aber die Frage stellte: „Wer von Euch will mein Gefährte und Stellvertreter sein?" entstand ein allgemeines Stillschweigen, welches der vierzehnjährige Knabe Ali mit den Worten unterbrach: „O Prophet, ich bin der Mann: wer sich gegen dich erhebt, dessen Zähne will ich ausschlagen, dessen Augen ausreißen, dessen Beine zerbrechen, dessen Leib aufschlitzen. O Prophet, ich will Dein Stellvertreter sein." Mit Entzücken nahm Mohammed dies Anerbieten an. Bittere Spottreden der geladenen Gäste bewiesen dem Propheten, daß nur Ali ihm treu sei und daß er nicht hoffen könne, seine übrigen Verwandten zu überzeugen. Langsam mehrte sich die Zahl der Anhänger. Die bedeutendsten der Neubekehrten waren: Hamza, Mohammed's Oheim und Omar, welcher, aus einem bitteren Feinde, des Propheten festester Verehrer wurde.

An festlichen Tagen redete Mohammed die Fremden in der Kaaba an und forderte sie in öffentlicher Rede und besonderer Besprechung auf, den Glauben an einen einzigen Gott anzunehmen. Darüber wurden die ältesten der Stadt und die Verwandten Mohammed's unwillig. Lange schützte sein Oheim, Abu Talib, den Propheten, zwar nicht vor schweren Verfolgungen, doch vor dem Tode, womit ihn die Kureischiten bedrohten. Plötzlich brach aber der Sturm des Unglücks über Mohammed los. Chadidscha starb, Abu Talib gab seinen Neffen auf. Abu Sophian, das Haupt des Geschlechtes Ommijah, ein eifriger Verehrer des Götzendienstes und tödtlicher Feind des Hauses Haschim's, gelangte an die Spitze der Stadt Mecca. Er berief eine Versammlung der Kureischiten und diese faßte den Beschluß, von jedem Geschlechte ihres Stammes solle, um die Rache der Haschimiten zu theilen, ein Schwert in Mohammed's Herz begraben werden. Mohammed floh nach Medina (622), früher geworbene Anhänger zogen ihm entgegen. Sechszehn Tage nach seiner Flucht aus Mecca hielt er seinen Einzug in Medina.

Früher hatte Mohammed nur gewirkt durch Wort und Rede. Von der Zeit seines Einzugs in Medina an, wurde er Eroberer. Anfangs war seine Macht gering. Sechs Jahre vergingen, bevor er auf fünfzehn hundert Bewaffnete rechnen konnte. Mit der Gewalt bekam Mohammed auch die Neigung, seine Ansichten mit dem Schwerte in der Hand zu verbreiten. Er ließ den Ungläubigen nur die Wahl zwischen Unterwerfung, oder Kampf. „Das Schwert," so lehrte er jetzt, „ist der Schlüssel des Himmels und der Hölle; ein Tropfen Blutes, vergossen in der Sache Gottes, eine Nacht in Waffen zugebracht, ist besser, als zwei Monate Fasten oder Gebet. Wer in der Schlacht fällt, dem sind die Sünden vergeben; am Tage des Gerichts werden seine Wunden glänzen, wie Scharlach und duften, wie Moschus und der Verlust seiner Glieder wird ersetzt werden durch die Flügel der Engel und Cherubim."

Das erste Gefecht von einiger Bedeutung lieferte Mohammed den Kureischiten im Thale von Beder (623). Seine persönliche Tapferkeit und Geistesgegenwart gab den Ausschlag. Trotz ihrer Uebermacht wurden die Kureischiten besiegt, und die Karawanne genommen, welche sie schützen wollten. Die zweite Schlacht wurde auf dem Berge Ohud geschlagen. Mohammed verlor in derselben zwei Zähne durch einen Steinwurf und wurde durch einen Wurfspieß im Gesichte verwundet; dennoch hörte er nicht auf, die Ungläubigen mit Vorwürfen zu überschütten und die Freundeshand zu segnen, welche das Blut seiner Wunde stillte. Er mußte mit seinen Getreuen fliehen. Die Kureischiten wagten es nicht,

Medina zu belagern, und als sie dieses im folgenden Jahre mit einem Heere von 10,000 Mann versuchten, mußten sie unverrichteter Dinge abziehen.

Mohammed hatte lange Zeit besonders auf die Juden gezählt. Als eifriger Vertheidiger der Einheit Gottes, glaubte er, sie würden ihm zuerst zufallen; doch er täuschte sich und diese Täuschung reizte seinen Grimm. Die Juden von Kainoka, in der Nähe von Medina, die Nadhiriten, und die Juden von Chaibar fühlten hintereinander die Schärfe seines Schwertes.

Der erste Versuch, Mecca zu nehmen, mißglückte (629), doch der zweite gelang. Die Kureischiten unterwarfen sich und erhielten, mit wenigen Ausnahmen, Verzeihung. Die 360 Götzenbilder der Kaaba wurden zertrümmert, das Gotteshaus gereinigt und das Gesetz gegeben, kein Ungläubiger solle das Gebiet der heiligen Stadt betreten. Auf dem Schlachtfelde von Honain schlug Mohammed 4000 Heiden. Die feste Stadt Tajif unterwarf sich, die Feldherrn Mohammed's zogen an den Küsten des rothen Meeres, des persischen Busens und des indischen Oceans siegreich dahin. Ganz Arabien nahm Mohammed's Gesetz an!

Zeid, der frühere Sclave Mohammed's, fiel in der Schlacht bei Muta (630) an der Spitze eines Heeres im Kampfe gegen die Römer.

Seit der Einnahme von Chaibar nahm die Gesundheit Mohammed's sichtlich ab. Er selbst glaubte, dort von einer jüdischen Frau Gift erhalten zu haben. Als er seinen Tod herannahen fühlte, trat er in die Gemeinde und sprach: „Ist irgend Jemand, den ich ungerecht gegeißelt habe, so biete ich meinen Rücken dar, den er zur Wiedervergeltung schlagen möge. Habe ich den Namen eines Muselmannes verunreinigt, er spreche, damit ich meine Gedanken vor der Versammlung verkünde. Habe ich irgend Jemanden seiner Güter beraubt, das Wenige, was ich besitze, soll ihm das Capital und die Zinsen der Schuld vergüten!"

Diese Worte waren keine leeren Redensarten, denn ein Mann erhob sich aus der Menge und rief: „mir kommen drei Drachmen Silber zu." Mohammed hörte die Klage, befriedigte die Forderung und dankte dem Manne, daß er ihn lieber in dieser Welt, als am Tage des Gerichts angeklagt habe. Bis zum dritten Tage vor seinem Tode verrichtete er täglich seine öffentlichen Gebete. Er starb in den Armen der Ayscha (632). Seine letzten Worte waren: „O Allah, es sei so! Unter den ruhmwürdigen Gefährten im Paradies!"

§ 17. Einzelnheiten aus Mohammed's Leben.

Mohammed zeichnete sich schon durch seine äußere Erscheinung vortheilhaft aus. Sein durchdringender Blick, sein anmuthiges Lächeln, sein wallender Bart, sein ausdrucksvolles Antlitz und seine würdevolle Haltung gewannen ihm die Gunst der Zuhörer, bevor er seinen Mund geöffnet hatte. Seine Sprache war bilderreich und hinreißend, ganz dem Geschmack der Araber entsprechend. Er war gegen Jedermann höflich, aufmerksam gegen die ärmsten, wie gegen die reichsten Leute. Er hatte ein treffliches Gedächtniß, einen heiteren Witz, eine glühende Phantasie, einen klaren Verstand, eine seltene Thatkraft und Ausdauer. Sein Muth und seine Geistesgegenwart verließen ihn in keiner Lage des Lebens.

Seine Gestalt war von mittlerer Höhe; doch sein Kopf war sehr groß und deutete auf eine ungewöhnliche Kraft des Geistes. Seine Stirn war hoch, sein Gesicht eirund, seine Wangen röthlich. Sein Mund war weit gespalten, seine Nase lang und hatte eine kleine Erhöhung in der Mitte. Große, schwarze Augen belebten sein Angesicht. Eine Ader zog sich an der Stirne über seine Augenbraunen herab, welche anschwoll so oft er in Zorn ge-

rieth. Seine Zähne waren blendend weiß und standen ein wenig auseinander. Auf seiner unteren Lippe hatte er ein kleines Mal. Die Haare hingen ihm bis zu den Schultern herab und behielten ihre dunkle Farbe bis zu seinem Tode. Doch färbte er sie zuweilen braun, befeuchtete sie häufig mit wohlriechendem Oele, und erst bei seiner letzten Pilgerfahrt nach Mecca ließ er sie ganz abscheeren. Seinen Schnurrbart stutzte er jeden Freitag vor dem Gebete. Besonders wird die Schönheit seines Halses gerühmt. Zwischen seinen Schultern hatte er ein Mal, das die Muselmänner *) als das Siegel des Prophetenthums betrachten. Seine Hände und Füße waren groß, doch hatte er einen so leichten Gang, daß sein Fuß keine Spuren im Sande zurückließ. Er sprach nicht viel. Seine Worte waren ernst und gemessen, nur selten erlaubte er sich einen unschuldigen Scherz. Gegen die Thiere war er sehr mitleidsvoll. Seinem Pferde trocknete er selbst oft den Schweiß ab. Seine Diener behandelte er mit Schonung und aß mit ihnen auf der Reise aus einer Schüssel. So viel er konnte that er Alles selbst. Er trug die Speisen vom Markte heim, reinigte seine Sandalen, flickte seine Kleider, säuberte seine Zimmer und melkte seine Ziegen. Seine Nahrung war einfach. Er genoß immer nur eine Speise, oft nichts als trockenes Brod oder Datteln, und wenn ihm des Nachts Licht mangelte, so aß er im Dunkeln. Seine Körperkraft war außerordentlich groß. Er schlief auf Strohdecken mit unterbreitetem Tuch, und einem Polster, das mit Palmenfasern gefüllt war. An seinen Füßen trug er Sandalen oder ging baarfuß. Nur an Feiertagen legte er sein gelbes Oberkleid an. Auf Reisen führte er ein Spiegelchen, einen Kamm, eine Scheere, wohlriechende Oele und Augenschminke mit sich. Seine Freigebigkeit und Wohlthätigkeit kannte keine Gränzen. Oft gab er das Letzte hinweg, was er hatte. Stets nahm er sich der Armen, Wittwen, Sclaven und Sclavinnen an, besuchte die Kranken, so entfernt sie auch wohnten, und folgte den Leichenzügen die ihm begegneten. Jedem reichte er die Hand, grüßte zuerst, und wenn er in ein Gemach trat, durfte Niemand vor ihm aufstehen. Er pflegte zu sagen: „ich bin ein Diener Gottes, wie ihr, ich esse, wie ihr, trinke, wie ihr und setze mich, wie jeder andere Mensch." †)

Mohammed war kein Gelehrter; er hatte nicht einmal lesen und schreiben gelernt. Auf seinen Reisen und in einem langjährigen Geschäftsleben hatte er sich die nothdürftigsten Kenntnisse über das römische und persische Reich, die christliche, die jüdische und andere Religionen, erworben. Die meisten seiner Ansichten und Bilder schöpfte er aber aus der tiefen Quelle seiner eigenen Seele. Die Einsamkeit, in welche er sich oft zurückzog, nährte seine Einbildungskraft und gab seinem Selbstbewußtsein einen festen Stützpunkt. Vier und zwanzig Jahre lang, von seinem siebenundzwanzigsten bis zu seinem einundfünfzigsten Jahre, nämlich von 598 bis 622, lebte Mohammed in treuer Ehe mit Chadidscha. Nach ihrem Tode ehelichte er vierzehn, oder vielleicht sechszehn Frauen, von welchen er jedoch kein Kind hatte. Seine egyptische Beischläferin, Marie, gebar ihm zwar einen Sohn, Ibrahim, dieser starb aber schon nach fünfzehn Monaten. Mit Ausnahme der Tochter Abu Beker's, der hochgebildeten und lebensfrischen Ayscha, welche erst neun Jahre zählte, als er sie heimführte, waren alle seine Weiber Wittwen.

Chadidscha hatte Mohammed vier Söhne geboren, sie starben aber alle in ihrer Kindheit. Vier Töchter, welche sie ihm gegeben, vermählte er an die gläubigsten seiner Anhänger. Die jüngste, Fatima, die Gattin Ali's, war des Propheten Lieblingstochter. Er setzte sie mit Chadidscha, der Schwester Mosis und der Mutter Jesu in die Reihe der vier vollkommenen Frauen. Die Treue der jungen und schönen Ayscha, dem alternden Propheten gegenüber, wurde angegriffen. Ali, mit welchem Mohammed darüber sprach,

*) Moslemin nennen sich Mohammed's Anhänger, woraus das Wort Muselmänner gebildet wurde. Moslemin heißt in arabischer Sprache Gottergebener. †) Siehe Messiasfagen von Scholl.

äußerte sich unvorsichtig, was ihm Ayscha nie vergeben konnte. Mohammed züchtigte aber ihre Ankläger und gab das Gesetz, daß kein Weib wegen Ehebruchs bestraft werden solle, wenn nicht vier männliche Augenzeugen ihr Verbrechen bekundeten. Der Verdacht, welcher auf Ayscha geworfen worden, war übrigens ungerecht. Namentlich bewies ihr ganzes Leben nach dem Tode Mohammed's, daß sie einer Untreue unfähig war.

Den Frauen gegenüber besaß Mohammed, nach dem Tode seiner Chadidscha, nicht diejenige Selbstbeherrschung, welche ihn in allen übrigen Beziehungen des Lebens auszeichnete. Er brach die Ehe mit Zeineb, dem Weibe seines Freigelassenen und angenommenen Sohnes Zeid. Eine seiner Frauen, Hafna, die Tochter Omar's, überraschte ihn auf ihrem eigenen Bette in den Umarmungen seiner egyptischen Gefangenen, Maria. Mit dieser zog er sich sogar später dreißig Tage lang in die Einsamkeit zurück und bedrohte, bei seiner Rückkehr, seine elf Frauen, welche über das lange Ausbleiben ihres Gatten unzufrieden geworden waren, mit Scheidung für dieses und jenes Leben.

Mohammed entschuldigte diese Schwächen durch die Erklärung, er wolle ein Prophetengeschlecht für sein Volk erzeugen, und durch die Behauptung mannigfaltiger göttlicher Botschaften und Engelserscheinungen. Doch hinterließ er von allen seinen späteren Frauen kein Kind und die muhammedanischen Wunder werden bei Christen schwerlich mehr Glauben finden, als ähnliche christliche Sagen. Mohammed war Mensch und der einzige Schleier, den er über seine allzu rege Sinnlichkeit decken konnte, war derjenige seiner sonstigen ausgezeichneten Thaten und Eigenschaften.

Als Mohammed, von den Kureischiten verfolgt, mit Abu Beker allein in einer Höhle war, seine wüthenden Feinde an deren Eingang traten und sein Freund zitternd sagte: „Wir sind nur zwei;" erwiederte der Prophet mit festem Tone: „Ein dritter ist zugegen, Gott selbst." Die Gefahr ging vorüber. Doch bald darauf wurden sie auf dem Wege nach Medina von zwei Feinden eingeholt. Der eine von ihnen wurde von Mohammed gewonnen, der andere mußte sich unverrichteter Dinge zurückziehen.

Der erste Schritt zur Erweiterung des Kreises seiner Anhänger wurde gemacht, als drei und siebenzig Männer und zwei Frauen von Medina mit ihm einen Bund schlossen. Sie fragten ängstlich den Propheten: „Wirst Du aber Deine neuen Verbündeten nicht verlassen, wenn Du in Deine Vaterstadt zurückgerufen wirst?" Mohammed antwortete ihnen: „Alles ist uns jetzt gemeinschaftlich; Euer Blut ist mein Blut, Euer Verderben ist mein Verderben. Wir sind mit einander verknüpft durch die Bande der Ehre und des Interesses. Ich bin Euer Freund und der Feind Eurer Gegner."

„Was aber wird unser Lohn sein," forschten sie weiter, „wenn wir in Deinem Dienst getödtet werden?" „Das Paradies!" erwiederte Abdallah's Sohn.

Auf dieser Grundlage, welche flachen Menschen sehr unsicher scheint, baute sich eine Macht empor, die seit zwölf Jahrhunderten allen Stürmen der Erde Trotz bot. Mohammed verstand nicht blos, Freunde zu erwerben und sich auf's innigste zu verbinden, er wußte auch, seine bittersten Feinde in Freunde umzuwandeln. Als seine tückischen Feinde, die Kureischiten, besiegt zu seinen Füßen lagen, fragte er sie: „Welche Barmherzigkeit könnt ihr von einem Manne erwarten, dem ihr Unrecht gethan habt?" Sie antworteten: „Wir vertrauen auf die Großmuth unseres Stammgenossen." Die Entscheidung Mohammed's war: „Und ihr sollt nicht umsonst vertrauen. Geht! Euch ist verziehen, ihr seid frei."

Der Sohn Abdallah's begnügte sich nicht damit, den Kureischiten zu verzeihen. Er überschüttete sie mit Wohlthaten. Die Anhänger Mohammed's beschwerten sich darüber. Er erwiederte ihnen: „Ach, laßt mich diese früheren Feinde und zweifelhaften Neubekehrten durch das Geschenk einiger vergänglichen Güter gewinnen. Euerem Schutze vertraue ich

mein Leben und mein Schicksal an. Ihr seid die Gefährten meiner Verbannung, meines Reiches und meines Paradieses.

Diese Worte ergriffen seine Freunde auf's tiefste. Zu Thränen gerührt, riefen sie aus: „O Prophet, wir sind mit unserm Antheil zufrieden!"

Ein Dichter, welcher zu seinen Anhängern gehörte, aber mit dem ihm zugewiesenen Antheil an der Beute unzufrieden war, machte seinem Unmuthe in beißenden Spottgedichten Luft. Mohammed, welchem diese zu Ohren kamen, rief aus: „Führt diesen Mann hinweg und schneidet seine Zunge aus." Omar, welcher stets bereit war, den Befehlen des Propheten unbedingt zu gehorchen, wollte sofort zu der Operation schreiten. Die übrigen Anwesenden faßten aber den Befehl Mohammed's richtiger auf. Sie führten den zitternden Dichter auf den Marktplatz, auf welchem das erbeutete Vieh stand, und forderten ihn auf, sich auszusuchen, was ihm beliebe. Als er sich dessen weigerte, sandte ihm Mohammed sechzig Kameele. Von dieser Zeit an war der Dichter voll Preises des Propheten.

Ein anderer Dichter, welcher Mohammed verspottet hatte und demzufolge geächtet worden war, kehrte im Vertrauen auf dessen Milde zurück, nahte sich ihm in der Moschee und besang das Lob des Propheten in einem Gedichte, welches mit den Worten schloß: „Von allen Tugenden des Propheten Gottes ist seine Großmuth diejenige, auf welche Beleidiger am festesten rechnen können." Mohammed vergab ihm, nahm seinen Mantel ab und bekleidete damit den Dichter. Dieser Mantel, welchen der Chalife Moawia von den Erben des Dichters erwarb, wurde fortan von den mohammedanischen Herrschern bei festlichen Aufzügen bis zum sechs und dreißigsten Chaliphat getragen.

Die Gesandten von Tajif flehten Mohammed an: „Apostel Gottes, gewähre uns einen Waffenstillstand von drei Jahren, mit der Duldung unseres alten Gottesdienstes." Er antwortete: „Nicht einen Monat, nicht eine Stunde."

„Erlasse uns wenigstens die Verpflichtung des Gebetes," fuhren sie fort.

„Ohne Gebet ist die Religion von keinem Nutzen," entgegnete Mohammed.

Der Eindruck, welchen diese Worte hervorriefen, war entscheidend. Die Bewohner von Tajif fügten sich schweigend. Ihre heidnischen Tempel wurden zerstört, alle Götzenbilder Arabien's hatten ein gleiches Schicksal.

Bei wichtigen Unternehmungen zog Mohammed immer mit in's Feld. Er trug Panzer und Helm, ritt aber auf einer Eselin, mischte sich nur in äußersten Fällen in das Gefecht und bestieg dann ein Roß.

Mit seinen zahlreichen Frauen hatte Mohammed manche Streitigkeiten zu bestehen. Mehrere Male ließ er sie sogar durch Schläge züchtigen. Nur Ayscha, welche des ihr geschenkten Vorzugs gewiß und allen übrigen an körperlichen Reizen und Lebendigkeit des Geistes überlegen war, nahm immer eine würdige Stellung gegenüber dem Propheten ein, während die anderen ihn nicht selten durch Eifersucht und Neid verletzten und quälten. Nur mit Ayscha stand Mohammed in einem regeren, geistigen Verkehr. Sie begleitete ihn auf den meisten seiner Feldzüge, obgleich Mohammed vorgab, daß das Loos die Wahl bestimmt habe. Unter den zahlreichen anziehenden Vorfällen, welche das Wechselverhältniß Mohammed's und Ayscha's bezeichnen, heben wir folgenden hervor: Einst fragte sie ihn: „Geht Niemand ohne Gottes Gnade in das Paradies ein?" „Keiner — keiner — keiner!" antwortete er mit Nachdruck. Ayscha fragte weiter: „Aber Du, o Prophet, wirst Du nicht eingehen ohne sein Mitleid?" Mit großer Feierlichkeit erwiederte Mohammed: „Auch ich werde nicht in das Paradies eingehen, wenn Gott mich nicht mit seiner Gnade bedeckt."

Als Mohammed die Annäherung des Todes zuerst fühlte, befand er sich in der Wohnung Maimma's, eines seiner Weiber. Mit verbundenem Haupte und zitterndem Körper

ließ er sich zu seinem Liebling, der Ayscha, bringen, bei welcher er sterben wollte. Sie war auch krank und bat ihn um ein Arzneimittel. „Wozu ein Mittel?" antwortete Mohammed, „besser Du stirbst vor mir, ich könnte dann Deine Augen schließen, Dich in Dein Leichengewand hüllen, Dich in das Grab legen und für Dich beten." „So," entgegnete Ayscha, „und dann nach meinem Hause zurückkehren und bei einem Deiner anderen Weiber wohnen, die durch meinem Tod Vortheil erlangen würden."

Mohammed lächelte und schwieg. Er mochte erkennen, daß er die Lebenskraft Ayscha's zu nieder und die seinige zu hoch angeschlagen hatte.

Später raffte er sich noch einmal auf, ging in die Moschee und forderte seine Anhänger auf, alle Götzendiener aus Arabien zu jagen, allen Neubekehrten gleiche Rechte mit sich selbst zu geben und unaufhörlich zu beten.

Seine Schlußworte waren: mein letzter Befehl an euch geht dahin, daß ihr euch liebet, ehret und unter einander beistehet, daß ihr euch unter einander zum Glauben und zu der Beständigkeit im Glauben ermahnet und ebenso zu der Verrichtung guter Handlungen aufmuntert, denn hierdurch gedeihen die Menschen allein. Alles übrige leitet zum Verderben.

Kurz vor seinem Tode befahl er, daß alle seine Sklaven in Freiheit gesetzt und alles im Hause befindliche Geld unter die Armen vertheilt werden solle.

Nachdem er gestorben war, entspann sich ein Streit über den Ort des Begräbnisses. Die Meccaner wollten die Leiche in Mecca, die Medineser in Medina beigesetzt wissen. Abu Beker machte demselben ein Ende, indem er erklärte, Mohammed's Meinung sei gewesen, ein Prophet solle an der Stelle, an welcher er gestorben, beigesetzt werden. Dieses wurde buchstäblich ausgeführt, indem das Grab Mohammed's in dem Zimmer Ayscha's unter dem Bette, auf welchem er gestorben war, gegraben wurde.

§ 18. Mohammed's erste Nachfolger (Chalifen).

In der Versammlung seines Geschlechtes, welche Mohammed zu Mecca gehalten, hatte nur einer auf des Propheten Frage geantwortet: „wer sein Stellvertreter sein wolle," der vierzehnjährige Knabe, Ali. Dieser eifrige Anhänger Mohammed's war mittlerweile zum Manne herangewachsen und hatte sich in jeder Lage des Lebens bewährt. Mohammed war sein Schwiegervater geworden, indem er ihm seine Lieblingstochter, Fatima, zur Gattin gegeben. Niemand hatte gerechtere Ansprüche, als Ali, ihn nach seinem Tode zu vertreten. Mohammed hatte aber seinen Nachfolger nicht ausdrücklich ernannt. Nach seinem Tode entstanden daher sofort einige Wirren. Der feurige Omar wollte den Tod des Propheten nicht glauben. Er rief in seiner Begeisterung aus: „wie kann unser Zeuge, unser Fürbitter bei Gott, unser Mittler todt sein? Bei Gott, er ist nicht todt: gleich Moses und Jesus ist er von einem heiligen Schlafe umhüllt und wird bald zu seinem gläubigen Volke zurückkehren."

Bei diesen Worten zog Omar sein Schwert und drohte jedem den Kopf abzuhauen, der es wagen würde, zu behaupten, Mohammed sei nicht mehr. Abu Beker beruhigte die aufgeregten Gemüther, indem er an Omar und das versammelte Volk die Frage richtete:

„Betet ihr Mohammed oder den Gott Mohammed's an? Der Gott Mohammed's lebt ewig; aber der Apostel war ein Sterblicher, wie wir, und nach seiner eigenen Vorhersagung hat er das gemeinschaftliche Loos der Sterblichkeit erfahren." Eine Versammlung der Getreuen Mohammed's wurde berufen. Seine alten Feinde, die Kureischiten, welche mehr durch die Macht der Verhältnisse, als durch die Kraft ihrer Ueberzeugung zum

Islam*) übergeführt worden waren, hatten ihren Haß gegen den Stamm Haschim's noch nicht abgelegt. Sie wollten weder ein erbliches Vorrecht der Haschimiten, noch das Verdienst Ali's anerkennen. Omar schlug Abu Beker, den Vater Ayscha's, vor, und dieser Greis wurde einstimmig als Nachfolger Mohammed's anerkannt.

Medina, Mecca und die Provinzen Arabien's folgten dem gegebenen Beispiele. Nur die Haschimiten verweigerten eine Zeitlang den Eid der Treue. Der Tod der Fatima, welche wenige Tage nach ihrem Vater starb, und der Zerfall seiner Partei zwangen Ali nach sechs Monaten, dem Abu Beker seine Huldigung darzubringen.

Abu Beker ordnete an, daß der von Mohammed beschlossene Feldzug gegen Syrien ungesäumt begonnen werde. Usama befehligte das Eroberungsheer. Abu Beker selbst sorgte für die Ruhe im Innern des Landes. Ganz Arabien wurde, nachdem mehrere Provinzen gewankt hatten, unterworfen. Der mohammedanische Feldherr Khaled besiegte die Perser, drang bis zur Provinz Irak (Assyrien), am Euphrat, vor, und dehnte seine Eroberungen bis an den unteren Euphrat aus.

Abu Beker begnügte sich nicht damit, den Islam durch das Schwert zu befestigen und auszubreiten. Er sammelte die Blätter, auf welchen die Visionen Mohammed's verzeichnet waren, und ergänzte sie, indem er die mündlichen Offenbarungen des Propheten niederschreiben ließ. Der Islam erhielt dadurch zugleich sein Religions- und Gesetzbuch. Um keine Streitigkeiten aufkommen zu lassen, ernannte er Omar zu seinem Nachfolger. Als Abu Beker Chalif wurde, machte seine Tochter Ayscha ein Verzeichniß seines Privatvermögens. Abu Beker nahm für sich aus der Staatskasse nur drei Goldstücke des Tages, nebst dem Unterhalte eines Kameeles und eines schwarzen Sklaven. Den Ueberschuß theilte er jeden Freitag an die würdigsten und ärmsten Muselmänner aus. Bei seinem Tode (634) hinterließ er nur einen groben Rock und fünf Goldstücke.

Omar I. hatte schon zu Lebzeiten Abu Beker's den größten Einfluß auf das mohammedanische Reich geübt. Er war von dem ersten Chalifen (Nachfolger Mohammed's) zum Imam oder Vorbeter und geistlichen Oberhaupte ernannt worden.

Khaled, der persönliche Feind Omar's, befehligte, nach Usama's Rückkehr, das mohammedanische Heer in Syrien. Mit 36,000 Mann schlug er beim Flusse Jarmuk, im Süden des Tiberias-See's, das 80,000 Mann starke griechische Heer. Der feindliche Feldherr, Sergius, ging zu Khaled über. Damascus wurde genommen und litt furchtbar. Khaled sollte aber nicht länger seiner Grausamkeit fröhnen. Der Oberbefehl wurde ihm abgenommen und dem milden Abu Ubeida übergeben. Ganz Syrien fiel in die Gewalt der Mohammedaner.

Jerusalem ergab sich, als Omar selbst herbeikam, die Unterwerfung der Stadt anzunehmen. Den Einwohnern wurde Leben, Eigenthum und die Ausübung ihres Glaubens gestattet. Sie mußten aber eine jährliche Kopfsteuer zahlen, jeden reisenden Muselmann drei Tage lang bewirthen, die Kreuze von ihren Kirchen entfernen, das Glockengeläute abschaffen, eine besondere Kleidung anlegen, welche sie von den Mohammedanern unterschied, und diese Letzteren in ihre Kirchen zulassen. Bald darauf gelangte auch Egypten, fast ohne Widerstand, in die Macht der Araber. Die Streitigkeiten, welche die verschiedenen christlichen Secten in Egypten miteinander führten, bereiteten den Mohammedanern die Pfade. Die große Masse des Volkes, beiläufig sechs Millionen Menschen, glaubte an die Einheit der Naturen Christi (waren Monophysiten). Man nannte sie Kopten. Die in Egypten ansässigen Beamten und Soldaten aber, größtentheils Römer und Griechen, glaubten an die Verschiedenheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christo (sie waren Nestorianer). Die Minderzahl von kaum 300,000 übte

*) So wird die Religion Mohammed's genannt. Auf deutsch heißt Islam wörtlich Hingebung.

auf die Mehrzahl einen solchen Druck aus, daß diese bereitwillig die Herrschaft der Muselmänner mit derjenigen der Griechen vertauschte. Die Kopten unterwarfen sich dem mohammedanischen Feldherrn Amru, zahlten Kopfsteuer und Grundsteuer, erhielten dagegen Glaubensfreiheit und völlige Unabhängigkeit in ihren kirchlichen Einrichtungen. Die griechischen Truppen hielten sich noch eine Zeitlang in Alexandrien, welches jedoch, (im Dezember 641,) von den Mohammedanern eingenommen ward.

In der Nähe von Memphis schlug Amru sein Lager auf, aus welchem sich im Laufe der Jahrhunderte Kairo, d. h. die Siegesstadt, entwickelte. Omar I. ließ einen Kanal vom Nil nach dem rothen Meere graben und Amru dehnte seine Eroberungen über die Nordküste Afrika's bis nach Tripoli aus. Die Provinz Afrika war nicht minder, als Egypten, durch die Religionsstreitigkeiten und Verfolgungen, welche, seit drei Jahrhunderten, in ihrem Schooße stattgefunden hatten, für den Uebergang zum Mohammedanismus vorbereitet.

Wie im Westen, so führte Omar I. auch im Osten glückliche Kriege. Die Schlacht bei Kadesia (635 oder 636) endigte am vierten Tage mit einem entscheidenden Siege der Mohammedaner. Das ganze Land im Westen des Tigris fiel ihnen zu, und aus dem Lager am Schad el Arab entwickelte sich Bassora. In gleicher Entfernung von der Meeresküste und dem Zusammenflusse des Euphrats und Tigris belegen, wurde die Stadt bald einer der bedeutendsten Stapelplätze des Welthandels. Im Jahre 637 eroberten die Mohammedaner Ktesiphon, welches damals Madain genannt ward. Aus ihrem Lager am unteren Euphrat erstand die Stadt Kufa. Bei Nehawend wurden 150,000 Perser von 30,000 Arabern geschlagen. Weder die Sonnenhitze, noch der Sand der Wüsten hemmte den Siegeslauf der begeisterten Mohammedaner. Sie drangen bis an die Grenze von Indien und bis zum Kaukasus vor. Der König von Persien, Jezdegerd, verlor (651) sein Leben. Die Geschichte kennt die Nebenumstände seines Todes nicht.

Während die Heere der Mohammedaner siegreich Persien durchzogen, machte ein Perser, Namens Firuz, dem Leben Omar's I. ein Ende (644). Noch waren nicht mehr als zwei und zwanzig Jahre vergangen, seit Mohammed arm und verlassen aus Mecca entfloh, und schon herrschten seine Jünger von Tripoli in Afrika bis an die Grenze Indien's, und von der Südspitze Arabien's bis an den Kaukasus. Omar I. verstand es, das Verdienst nicht blos mit Versprechungen für ein anderes Leben, sondern auch mit Gütern dieser Erde zu belohnen. Er trug Sorge für die ausgedienten Krieger, setzte den Verwandten Mohammed's Gehalte aus, bereicherte seine Diener, selbst lebte er aber, wie zuvor, als armer Hirte.

Er hatte vor seinem Tode bestimmt, die sechs noch lebenden Gefährten Mohammed's sollten aus ihrer Mitte einen Chalifen (Nachfolger) wählen. Diese sechs waren: Ali, Abd Errahman, Othman, Zubeir, Talha und Saad. Ali wollte sich den hemmenden Bedingungen nicht fügen, welche Abd Errahman an seine Wahl knüpfte. Zur Strafe dafür wurde er übergangen und Othman erwählt.

Abu Beker und Omar I. waren eben so einfach in ihrem Privatleben, als kräftig und entschieden in ihrer öffentlichen Wirksamkeit gewesen. Othman benützte die Gewalt, in deren Besitz er gelangte, um seine Freunde und Verwandten zu begünstigen und zu bereichern. Die verdienstvollsten Männer wurden zurückgesetzt. Er war in gleichem Maße unfähig und stolz. Die Gläubigen waren durch Mohammed, Abu Beker und Omar an eine offene und rücksichtslose Sprache gewöhnt worden. Sie scheuten sich daher nicht, dem Chalifen Othman in der Moschee öffentlich Vorwürfe zu machen. Von Medina aus verbreitete sich die Mißstimmung und die Unzufriedenheit über ganz Arabien und die

Provinzen. Doch die Kraft des Glaubens war unter den Mohammedanern so groß, daß ihre Siegeslaufbahn durch die Verwirrungen, welche am Sitze der obersten Gewalt stattfanden, kaum gehemmt wurde. Abu Sofian's Sohn, Muawia, eroberte mehrere Städte Kleinasien's und legte der Insel Cyprus einen Tribut auf. Auch im Kaukasus und in Nordafrika hörten die Mohammedaner nicht auf, zu siegen. Doch die Mißstimmung über Othman's Unfähigkeit nahm von Jahr zu Jahr immer zu. Die einflußreichsten Männer der Provinzen versammelten sich in Medina. Unter Ali's Vermittlung wurde der Streit beigelegt; Othman ertheilte die gewünschten Versprechungen und hielt sie nicht. Die Unzufriedenen kehrten zurück, Ali schützte nicht mehr das bedrohte Leben des Chalifen. Dieser wurde mehrere Wochen lang in seiner Wohnung eingeschlossen gehalten, endlich (656) ermordet. Die Mörder riefen Ali zum Chalifen aus. Es war in der That eine sonderbare Schicksalsfügung, daß derselbe Ali, welcher als vierzehnjähriger Knabe schon von Mohammed zu seinem Stellvertreter ernannt worden war, von den Mördern des dritten Nachfolgers des Propheten zum Chalifen erhoben wurde. Das Volk von Medina hatte ihn nicht gewählt, Abu Beker hatte ihn nicht ernannt, die sechs bei Omar's Tode noch lebenden Gefährten des Propheten hatten ihm Othman vorgezogen. Ali, welcher weder hinter Abu Beker, noch hinter Omar an Glaubenseifer, Herrschergaben und kriegerischen Eigenschaften zurückstand, — mußte die Art und Weise seiner Erhebung zum Chalifen schwer büßen. Er hatte an der Ermordung Othman's nicht Theil genommen, allein er hatte sie auch nicht verhindert. Es wäre ihm nicht schwer geworden, entweder den zweiundachtzigjährigen Othman zur Niederlegung seines Amtes, oder die Unzufriedenen zu bestimmen, das Leben des Chalifen zu schonen. Im entscheidenden Augenblicke seines Lebens war Ali unthätig. Das war mehr als ein Fehler, es war ein Verbrechen und in den Augen der Gläubigen eine Sünde. Seine Feinde legten ihm die Ermordung Othman's, als wäre sie seine That gewesen, zur Last. Die Gewohnheit der Blutrache hatte sich durch Jahrtausende hindurch gezogen, sie war noch nicht vergessen. Abu Sofian's Sohn, Muawia, war Othman's Vetter; er stellte sich an die Spitze der Gegner Ali's. Die syrischen Truppen gehorchten ihm. Ayscha, Mohammed's Wittwe, deren Wort bei den Gläubigen in großem Ansehen stand, erklärte sich gegen Ali. Talha und Zubeir, zwei Gefährten Mohammed's, fielen von Ali ab. In der sogenannten Kameelschlacht wurden die beiden Letzteren getödtet und Ayscha, welche, inmitten des Schlachtgewühles auf einem Kameele reitend, ihre Krieger angefeuert hatte, gefangen genommen. Muawia setzte Ali einen ernsteren Widerstand entgegen, als alle seine übrigen Gegner. Es entstand ein verderblicher und blutiger Bruderkrieg, welcher durch einen schiedsrichterlichen Spruch beendigt werden sollte und doch kein Ende fand. Drei fanatische Muselmänner verbanden sich, die drei Männer, welche sie für die Urheber des Bruderzwistes hielten: Ali, Muawia und Amru zu ermorden. Muawia erhielt blos eine leichte Wunde, statt Amru's wurde ein anderer getödtet, Ali starb an dem Dolchstiche, der ihn traf (661).

§ 19. Fortsetzung.

Mohammed hatte von keinem seiner Anhänger in so inniger Weise gesprochen, als von Ali. Er pflegte ihn seinen Bruder und seinen Aaron zu nennen. Noch auf seiner letzten Pilgerfahrt nach Mecca, auf welcher er häufig seine Ahnung eines baldigen Todes aussprach, sagte Mohammed: „wer mich liebt, der wähle auch Ali zum Freunde. Gott stehe Dem bei, der ihn beschützt, und verlasse Den, der ihn anfeindet.“

Hätte Mohammed vor seinem Tode den Gatten der Fatima zu seinem Nachfolger bestimmt, wie dieser berechtigt war, zu erwarten, dann hätte der Islam ohne Zweifel einen

höheren Aufschwung und eine großartigere Verbreitung gewonnen. Denn Ali's Geist war stark und reich genug, um die von Mohammed gegebene Anregung weiter fortzuführen. Abu Beker setzte dieser ein Ziel, indem er die Worte des Propheten der Schrift anvertraute und jeder Erweiterung und jedem Zusatze feindlich entgegen trat. Die Entwickelung der Lehre Mohammed's wurde dadurch zu früh gehemmt, das geistige Leben der Mohammedaner zu frühe erstickt.

Die Persönlichkeit des Propheten, welche von Tausenden gekannt und verehrt war, wirkte allerdings noch eine Zeitlang belebend und erfrischend fort. Später blieb seinen Anhängern aber nichts übrig, als der abgeschlossene, todte Buchstabe des Koran's. Anders war der Entwickelungsgang des Christenthums. Christus selbst hatte nicht, gleich Mohammed, seine Lehre in Schriften hinterlassen. Jahrzehnte vergingen nach seinem Tode, bevor die ersten Zeugnisse für die christliche Lehre niedergeschrieben wurden und Jahrhunderte, bevor diese eine feste, gegen Verfälschungen und Zusätze gesicherte Form erlangte. Drei Jahrhunderte hindurch hatten die Christen zu ringen, bevor ihre Religion sich auf eine Weltmacht stützen konnte. Im Laufe dreier Jahrzehnte hatte sich der Islam schon mit den beiden größten Reichen damaliger Zeit, dem römischen und dem persischen, siegreich gemessen.

Indem Ali beseitigt und statt seiner Abu Beker zum ersten Nachfolger Mohammed's ernannt, wurde die geistige Entwickelung des Islam verhindert. Ali würde nicht blos, gleich Abu Beker und Omar, das Schwert des Propheten geschwungen; er würde in seinem Geiste gelehrt, gelebt und gewirkt haben, falls er zu dem ersten Nachfolger Mohammed's einstimmig erwählt worden wäre.

Abu Beker hatte aufgehört, jung zu sein, als er an des Propheten Stelle berufen ward. Er war ein kluger, alter Mann, der aber niemals das Feuer eines Ali besessen hatte. Er lebte einfach, wie zuvor, ordnete die weltlichen Angelegenheiten des entstehenden mohammedanischen Reiches mit Besonnenheit und gab der ganzen, durch Mohammed angeregten Bewegung eine wesentlich irdische Richtung, während der Prophet neben seinen irdischen Bestrebungen die Beziehungen des Menschen zur überirdischen Welt mit besonderer Vorliebe und Begeisterung gehegt hatte. Als Omar erfuhr, daß er von Abu Beker zu seinem Nachfolger ernannt worden sei, bemerkte er: „ich bedarf der Stelle nicht." Abu Beker erwiederte: „doch die Stelle bedarf Deiner." Omar bewies im Laufe einer zehnjährigen Herrschaft, daß er in jenen Worten keine Lüge gesagt hatte. Er trug, als der mächtigste Herrscher der Welt, dasselbe baumwollene Hirtenkleid, das er früher besessen hatte. Gerstenbrod, Oliven und Wasser waren seine Nahrung. Er sagte: „die irdischen Güter werden uns von Gott zur Befriedigung unserer Bedürfnisse, nicht aber zur Belohnung unserer Tugenden gegeben. Diese gehört einer andern Welt an." Er war, gleich Mohammed, freigebig, mildthätig und gastfreundschaftlich. Als einst eine Karawanne spät am Abende in Medina eintraf, eilte der Chalife Omar selbst mit seinem Freunde Abd Errahman zu derselben auf den Marktplatz und hielt die ganze Nacht dort Wache, damit die ermüdeten Pilger ruhig schlafen konnten. Niemals vergaß er die Zeit, da er ein armer Hirtenknabe war. Einst kam er auf einer Reise in ein Thal, woselbst er als Jüngling die Heerden seines Vaters gehütet hatte. „Gott ist," bemerkte Omar zu seiner Umgebung, „allmächtig, und gibt Jedem, was er für gut hält. Einst weidete ich auf den Triften dieses Thales, in wollenem Kittel, die Kameele meines strengen und harten Vaters, der mich oft, auch wenn ich ganz schuldlos war, mit Fasten und Schlägen strafte; jetzt aber bin ich so hoch emporgestiegen, daß zwischen Gott und mir Niemand steht."

Omar reiste nach Jerusalem, um die Ergebung der Stadt anzunehmen. Dasselbe Kameel, auf welchem er ritt, trug auch seinen Wasserschlauch und die Säcke, welche das zu seiner Nahrung bestimmte Korn und Datteln enthielten. Unterwegs aß er mit allen

seinen Reisegenossen aus einer Schüssel und züchtigte mit eigener Hand, wenn Jemand in seiner Nähe Strafe verdiente.

Othman, den hohes Alter zum Krieger unfähig machte, besaß von seinen Jahren nur die Schwäche und nicht die Umsicht. Es war ein besonderer Unstern, daß Ali, welcher einen tief gefühlten Widerwillen gegen das Vergießen von Bruderblut hatte, seine Herrschaft damit beginnen mußte, die Wittwe Mohammed's, Ayscha, und zwei treuesten Genossen des Propheten, Talha und Zubeir, zu bekriegen. Ayscha wurde gefangen, nachdem sie ihre Truppen durch ihr Beispiel und ihren Zuspruch zum Kampf gegen Ali befeuert. Sie hatte sich inmitten des Kampfes gewagt und die Sänfte, worin sie saß, war mit Wurfspießen und Pfeilen, gleich den Stacheln eines Stachelschweines, übersäet; sie selbst blieb aber unverletzt. Ali behandelte die gefangene Ayscha mit vieler Schonung. Er ließ sie zum Grabe Mohammed's zurückbringen und, um ihr Zartgefühl nicht zu verletzen, sie von bewaffneten Sklavinnen bewachen. Als Ali gegen Muawia Krieg führte, war er eine Zeitlang von dem Euphrat abgeschnitten und sein Heer litt an Wasser Mangel. Er sandte seinem Gegner eine Botschaft, ihm freien Zutritt zum Euphrat zu gestatten, und ließ hinzufügen, daß er, unter gleichen Umständen, nicht einen Gläubigen, wenn er auch sein Feind wäre, an Durst sterben lassen würde. Muawia schlug Ali's Bitte ab. Dieser griff zu den Waffen, vertrieb Muawia vom Wasser und als er dann gebeten wurde, gestattete er dem feindlichen Heere freien Zutritt zum Wasser.

So mild Ali auch war, wenn er das Schwert nicht gezückt hatte, so furchtbar war er in der Schlacht. Um Blutvergießen zu vermeiden, schlug er seinem Gegner Muawia vor, ihren Streit durch einen Zweikampf zur Entscheidung zu bringen. Muawia hütete sich wohl, dem Anerbieten Folge zu leisten. Ali schlug mit jedem Streiche seines gewichtigen Schwerts einen Feind todt zur Erde nieder und rief dabei aus: „Gott ist siegreich!“ In einem nächtlichen Gefechte hörte man vierhundertmal dieses Todeswort aus seinem Munde ergehen. Er war erst sechs und dreißig Jahre alt, als ihn die Todeswunde traf.

Gibbon sagt von ihm: „Er vereinigte die Eigenschaften eines Dichters, eines Kriegers und eines Heiligen. Seine Weisheit lebt noch in einer Sammlung moralischer und religiöser Sprüche und jeder Gegner in den Kämpfen der Zunge oder des Schwertes wurde durch seine Beredtsamkeit und seine Tapferkeit besiegt.“ Ali bedachte zu wenig, daß sein persönlicher Vortheil untrennbar mit der Sache, die er vertrat, verbunden sei. Er wurde zurückgesetzt hinter Abu Beker und Omar, weil er es verschmähte, von dem sterbenden Propheten die Bestätigung des Wortes zu erlangen, welches dieser dem Knaben Ali zu Mecca in der Versammlung seines Geschlechtes so feierlich gegeben hatte. Othman wurde Ali vorgezogen, weil der begeisterte Jünger Mohammed's es mit seiner Würde unvereinbar fand, sich die Schwingen seines Geistes lähmen und die Kraft seiner Ueberzeugung binden zu lassen. Trotz seiner überlegenen Tapferkeit und Beredtsamkeit besiegte Ali seinen Gegner Muawia nicht, weil er zu schonungsvoll gegen ihn war. In den Kämpfen dieser Erde erringen Tücke und Schlauheit oft größere Siege, als Beredtsamkeit und Tapferkeit.

Bis auf den heutigen Tag theilt die Ansicht über den Werth und die Berechtigung Ali's die Mohammedaner in zwei feindliche Lager. Die Perser (Schiiten) erklären Ali für den Vertreter Gottes auf Erden; sie halten ihn für den einzig rechtmäßigen Imam und Chaliphen, seine drei Vorgänger, Abu Beker, Omar und Othman, für Usurpatoren, während die Türken (Sunniten) alle vier Chalifen für rechtmäßig, allein mit abnehmendem Werthe halten, also dem Ali den untersten Platz unter den vier ersten Nachfolgern Mohammed's anweisen.

§ 20. Die Ommijaden.

Muawia war der Sohn desselben Abu Sofian, welcher Mohammed so bitter und gehässig verfolgt hatte, desselben Götzendieners, welcher ihm nach dem Leben getrachtet, ihn aus Mecca vertrieben und erst dann als Propheten anerkannt hatte, nachdem er besiegt worden war und keine andere Wahl hatte, als Unterwerfung oder Vernichtung. Nach Ali's Tode riß dieser Muawia das Chalifat, d. h. die Stelle eines Nachfolgers Mohammed's, gewaltsam an sich. Ali's Anhänger huldigten zwar dem ältesten seiner Söhne, Hasan. Nach einem unbedeutenden Treffen verlor Hasan aber allen Muth, entsagte seinen Ansprüchen auf das Chalifat, wogegen ihm Muawia Verzeihung und eine bedeutende Geldsumme nebst einem jährlichen Gehalte zusagte. Später gab er jedoch über seine Verzichtleistung eine so schwankende Erklärung ab, daß der Argwohn Muawia's von neuem geweckt wurde. Hasan starb, wahrscheinlich auf Muawia's Anstiften vergiftet, nachdem er sieben Jahre lang dem Gebete und der Wohlthätigkeit in Medina gelebt hatte. Muawia, der Sohn des bittersten Feindes Mohammed's, ward der Gründer des Chalifengeschlechtes aus dem Hause Ommija's. Durch ihn erhielt das Chalifat eine ganz andere Bedeutung, als es früher gehabt hatte. Die vier ersten Chalifen (Ali eingeschlossen) betrachteten sich nicht als Nachfolger des Namens Mohammed's, sondern als Nachfolger seines Geistes, seines Wirkens und Strebens. Sie verschmähten es nicht, mit dem Schwerte in der Hand die Lehre des Propheten zu verbreiten, obgleich von den drei ersten Chalifen nur Omar I. und auch dieser nur einmal, bei der Belagerung Jerusalems, an der Spitze eines Heeres gestanden war; allein sie hielten sich verpflichtet, einfach, gastfrei und sparsam, wie Mohammed, zu leben, viel und öffentlich, gleich ihm, zu beten und seine Lehre durch Wort und That zu verbreiten. Die religiöse Seite der von Mohammed angeregten, geistigen Bewegung war in ihren Augen die Hauptsache, die Unterwerfung ungläubiger Völker, die Eroberung fremder Länder, die Staats- und Finanzverwaltung wurden von ihnen als untergeordnete Gegenstände behandelt. Auch der kriegerische Ali dachte mehr an das, den Gläubigen versprochene, Paradies, nach diesem Leben, als an die Bestrebungen dieser Erde. Muawia trug den Sieg über Ali und die Fatimiten davon, weil er seine Macht auf irdische Vortheile stützte, weil er seinen Anhängern außer dem jenseitigen Paradiese Schätze und Ehrenstellen diesseits ertheilte und versprach.

Muawia war, so wenig als sein Vater Abu Sofian, ein Gläubiger im Sinne Mohammed's. Ihm war die Religion, welche der Sohn Abdallah's gepredigt, nur ein Mittel, seine niedern Leidenschaften zu befriedigen. Unter seiner Herrschaft wurde der Kampf gegen das nordwestliche Afrika mit Erfolg fortgesetzt. Zijad, Ali's Statthalter im östlichen Persien, schloß sich bei Zeiten dem neuen Herrscher an und wurde vom scheinbaren Freunde zum wüthendsten Verfolger der Nachkommen Ali's und der Fatima.

Im Osten drangen die Mohammedaner bis nach Buchara, Samarkand und zum Indusflusse vor. Gegen das griechische Reich wurden verschiedene Raubzüge unternommen, welche (im Jahre 677) mit einem Frieden endigten, in welchem Muawia einen jährlichen Tribut dem Kaiser zu bezahlen versprach.

Nach Muawia's I. Tode (680) trat sein Sohn Jezid I., ein Trunkenbold und Wollüstling, an des Vaters Stelle. Die Anhänger Ali's betrachteten dessen zweiten Sohn, Husein, nach Hasan's Tode, als den rechtmäßigen Nachfolger Mohammed's. Die Assyrier, welche durch die Grausamkeiten Zijad's und seines Spießgesellen Samorah auf's äußerste gebracht waren, beriefen, nach Muawia's Tode, Husein zu sich. Der Sohn Ali's und der Fatima kam voll Vertrauens in die Gerechtigkeit seiner Sache und reich an Gottesglauben,

allein ohne die erforderlichen irdischen Vorbereitungen gemacht zu haben. Im Augenblicke der Gefahr wurde er von den meisten seiner Anhänger verlassen. Er verstand es besser, zu sterben, als zu leben. Fatima's Sohn tröstete seine verzweifelnde Schwester mit den Worten: „Laß' Dir nicht durch den bösen Geist den Muth rauben! Traue auf Gott allein und verlasse Dich auf den Trost, der von ihm kommt! Wisse, daß alles Volk der Erde sterben muß, und das Heer der Himmel nicht bleibt, daß alle Dinge vergehen. Aber die Gegenwart Gottes, der alle Dinge durch seine Allmacht geschaffen hat und sie wiederbringen wird, vergehet nicht." Diese Worte bezeichnen vollkommen den Charakter des Sohnes Ali's. Er war groß nur von der einen, der duldenden Seite des Lebens. Doch die Aufgabe des Menschen umfaßt auch die Handlung. Hätte Mohammed neben seiner großen Geduld nicht auch eine entsprechende Thatkraft besessen, so hätte er nicht seine Vaterstadt Mecca, geschweige denn die drei Theile der alten Welt erschüttert.

Husein fiel mit den gläubigsten Männern Arabien's. Vor seinen Augen waren die meisten seiner Frauen und Kinder niedergemacht worden. Jezid I. ließ die überlebenden Frauen und Kinder desselben nach Medina bringen. Vergebens erhoben sich die Meccaner gegen den Sohn Muawia's. Medina wurde erobert und in den Räumen der Stadt begingen die Soldaten, welche sich Mohammedaner nannten, die furchtbarsten Gräuelthaten. Mecca wurde belagert, die Kaaba zur Hälfte zertrümmert. Jezid's I. Tod (683) machte erst dem Wüthen ein Ende.

Muawia II., Jezid's Sohn und Nachfolger, starb wenige Monate nach seines Vaters Tode. Merwan I., Ommija's Urenkel, konnte sich nur zwei Jahre lang halten. Sein Sohn, Abd Almalik, gründete seinen Thron auf Leichen und besaß in Haddschadsch einen blutigen Schergen. Das Reich der Chalifen befand sich in der äußersten Verwirrung und Zwietracht. Die Anhänglichkeit für die Nachkommen Ali's und der Fatima und der Haß gegen dieselben bewegten die verschiedenen Parteien. Die Einen mordeten aus Haß und Rache für die an dem Sohne der Fatima, Husein, verübten Grausamkeiten, die Andern zur Strafe für die an dem Chalifen begangenen Verbrechen des Hochverraths. Der Bürgerkrieg wurde durch Glaubenshaß und die Erinnerung erlittener Frevelthaten noch bitterer gemacht. Unter den Streitenden that sich besonders eine Schaar von Fanatikern hervor, welche sowohl Ali als Muawia und die Anhänger des einen und des andern für ungläubig erklärte und unter dem Namen Charidschiten schon gegen Ali gekämpft hatte. Abd Almalik schloß mit den Byzantinern Frieden; die Assyrier, welche zu allen Zeiten wankelmüthig gewesen waren, fielen bald schon wieder von Abdallah, Zubeir's Sohn, den sie zum Chalifen ausgerufen hatten, ab. Ganz Irak (Assyrien) wandte sich dem syrischen Chalifen wieder zu. Ein zweitesmal wurden Medina und Mecca verwüstet und auch Arabien dem Chalifen Abd Almalik unterworfen. Nachdem sämmtliche Provinzen des Reiches von ihm unterjocht waren, suchte der Sieger neue Eroberungen zu machen. Ganz Nordafrika wurde bezwungen und die Stadt Kairawan daselbst angelegt. Musa war der Held dieser Thaten. Unter Welid I., welcher seinem Vater (im Jahre 705) nachfolgte, wurde, durch Tarik's Tapferkeit, Spanien gewonnen. Kuteiba eroberte Turkestan.

Suleiman bestieg nach seines Bruders Welid's Tode (714) den Thron der Chalifen. Musa starb in Folge der ihm von dem Chalifen auferlegten Strafe und Kuteiba, welchem ein ähnliches Schicksal zugedacht war, wurde dadurch zum Abfalle getrieben und starb mit dem Schwerte in der Hand. Vergebens ließ Suleiman durch seinen Bruder Maslama Constantinopel belagern. Die Mohammedaner wurden, wie früher schon zweimal, hauptsächlich mit Hülfe des neu erfundenen griechischen Feuers, zurückgeschlagen und litten große Verluste. Suleiman war ein Wütherich und gemeiner Schwelger. Er glaubte nicht an

den Koran und lächelte über den Glauben des Volkes, den er sich übrigens doch zu Nutze machte. Denn auf diesem Glauben beruhte seine ganze Macht als Chalif. Suleiman starb im Jahre 717. Vor seinem Tode hatte er Omar II., einen Neffen Abd Almalik's, zum Nachfolger ernannt. Seit Muawia I. hatten die Chalifen in Damascus gewohnt und dort im größten Luxus gelebt. Omar II. betrachtete sich als den Verwalter der Schätze, welcher den Armen und Bedürftigen gehörten. Er hatte nur ein Kleid, machte nicht mehr Aufwand, als ein gewöhnlicher Bürger, hatte nur eine einzige Gattin, welche ihn bediente, und ruhte auf einem Lager, das aus einem Felle und aus einer baumwollenen Decke bestand. Omar II. suchte ohne Gewalt, durch Beispiel und Ueberzeugung die mohammedanische Lehre weiter auszubreiten. Seit den Zeiten Muawia's I. wurden Ali und seine Nachkommen in allen Moscheen von der Kanzel herab verflucht. Omar II. ließ statt dieses Fluches die Worte des Koran's verkünden: „Gott befiehlt Gerechtigkeit, Güte und Wohlwollen gegen Verwandte, und verbietet Schimpf und Unbilligkeit." Ein solcher Fürst konnte sich inmitten der verworfenen Syrer in Damascus nicht halten. Alle die Menschen, welche von den Schwelgereien des Hofes Vortheil zu ziehen pflegten, die Beamten, welche das Volk nur als Mittel betrachteten, sich zu bereichern, zogen einen lasterhaften Chalifen dem tugendhaften Omar II. bei weitem vor. Jezid II., der Bruder Suleiman's, welcher von ihm zum Nachfolger Omar's II., bestimmt war, bestieg den Thron, als Omar II., im Jahre 720, wahrscheinlich am Gifte, das ihm dieser mischte starb.

Jezid hatte mit mannigfaltigen Empörungen zu kämpfen. Samah, sein Statthalter in Spanien, dehnte dort die Herrschaft der Chalifen aus, überschritt die Pyrenäen, schleppte reiche Beute zurück, wurde aber, im Jahre 721, von dem fränkischen Herzoge Eudo geschlagen, und verlor Leben und Heer. Wenn Omar II. sich für einen irdischen Herrscher zu wenig mit dieser und zu viel mit jener Welt beschäftigt, wenn er alle sinnlichen Genüsse verachtet und verschmäht hatte, so war Jezid II. in allen diesen Beziehungen gerade das Gegentheil. Heiterer Lebensgenuß, rauschende Feste und die Freuden der Liebe füllten seine Zeit aus. Er starb im Jahre 724. Sein Bruder Hischam folgte ihm nach. Die Ommijaden hatten alle mit zahlreichen Feinden zu kämpfen. Nur eine fortgesetzte Beachtung der Volksstimmung konnte sie vor dem Sturze bewahren. Doch Omar II. lebte einer andern Welt, Jezid II. hatte nur Sinn für den Genuß, und Hischam hatte keine andere Sorge, als Schätze zusammen zu scharren. Mittlerweile arbeiteten die Anhänger Ali's, an deren Spitze die Nachkommen von Mohammed's Oheim, Abbas, standen, unausgesetzt gegen die Ommijaden.

Die Heere des Chalifen fochten siegreich jenseits des Oxus und in der Gegend von Derbend. Das griechische Reich wurde geplündert. Von Spanien aus.unternahm Abd Errahman, im Jahre 732, einen Feldzug gegen Frankreich. An der Dordogne schlug er den Herzog Eudo, welche eilf Jahre früher den Statthalter Samah besiegt hatte. In Asien und Afrika hatte der Islam bereits das Uebergewicht gewonnen, vom Osten her wurde das griechische Reich unausgesetzt bedroht, im äußersten Westen hatten die Mohammedaner Spanien gewonnen. Die Frage war, ob ganz Europa sich dem Islam beugen sollte? Auf dem Schlachtfelde zwischen Tours und Poitiers wurde sie, durch die Tapferkeit Karl Martell's, zum Nachtheile des Islam's entschieden. Abd Errahman fiel mit dem größten Theile seines Heeres. Später machten die Mohammedaner wohl noch Raubzüge jenseits der Pyrenäen, allein die Wirren, welche sich in ihrer Mitte selbst entwickelten, erlaubten ihnen nicht mehr, ernstliche Eroberungsversuche gegen Frankreich zu machen.

Die Schätze, welche Hischam gesammelt hatte, vergeudete sein Neffe, Welid II., in tollen Lustbarkeiten. Schon vierzehn Monate nach seiner Thronbesteigung stürzte ihn Welid's I. Sohn, welcher (744) unter den Namen Jezid III. den Thron bestieg.

Welid II. hatte den Sold der Truppen erhöht und den Staatsschatz geleert. Jezid III. fand sich daher gleich anfangs in großen Verlegenheiten. Der Statthalter von Armenien und Aserbidschan, ein Enkel des früheren Chalifen Merwan, empörte sich gegen ihn und bestieg, nach Jezid's III. Tode, und nachdem er dessen Bruder Ibrahim geschlagen hatte, unter dem Namen Merwan II. den Thron. Gegen ihn brach eine Empörung nach der andern aus, bis er endlich in zwei Schlachten (im Januar und August 750) von den beiden Abbasiden, Abul Abbas und Abu Dschiafar al Mansur, auf das Haupt geschlagen wurde und sein Leben verlor. Mit ihm stürzte das Haus der Ommijaden unter Strömen Blutes, und Abul Abbas wurde Gründer des Hauses der Abbasiden.

§ 21. Die Abbasiden.

Die Gräuel orientalischer Despotenherrschaft gehören zu den traurigsten Erscheinungen der Weltgeschichte. So sehr sie jedes bessere Gefühl verletzen, wiederholen sie sich doch so unaufhörlich, daß jede Erzählung, welche dieselben getreu mittheilte, im höchsten Grade langweilig sein würde. Die schöpferischen Werke der Menschen sind mannigfaltig. Doch das Werk der Zerstörung wurde von allen Bedrückern der Menschheit auf dieselbe Weise vollendet. Der Uebergang der Herrschaft von den Ommijaden zu den Abbasiden kostete Hunderttausenden das Leben. Hatten die Ommijaden früher die Anhänger Ali's grausam verfolgt, so blieben jetzt die Abbasiden in ihrer Wuth gegen die Ommijaden, deren nahe und entfernte Verwandte, Anhänger und Freunde nicht zurück. Abul Abbas erhielt den Beinamen el Safah, der Blutvergießer, obgleich ihm nur vorgeworfen werden kann, daß er nicht vermochte, dem Blutdurste seiner Anhänger Einhalt zu thun. Die Ströme Blutes, welche in Damascus vergossen wurden, machten dem Chalifen den Aufenthalt daselbst widerlich. Doch konnte er in der kurzen Zeit seiner Herrschaft keinen neuen festen Wohnsitz finden. Ihm folgte, als er 754 starb, sein Bruder, Abu Dschiafar al Mansur, nach, welcher an der Westseite des Tigris, in der Nähe der alten Hauptstadt Ktesiphon oder Madain die berühmte Stadt Bagdad erbauen ließ (763), welche hinfüro die Hauptstadt der Abbasiden blieb.

Al Mansur hatte so wenig Sinn für Kunst, daß er den weißen Marmorpalast in Madain niederreißen ließ um seiner Steine willen. Da aber zu jener Zeit die Mechanik sehr wenig gekannt war, so blieben die Steine unbenützt, denn sie konnten, wegen ihrer Größe, nicht fortgeschaft werden. Durch seinen Geiz entfremdete er sich die Gemüther des Volkes. Sein Sohn Mahadi, der ihm 775 nachfolgte, förderte zwar Künste, Wissenschaften und gemeinnützige Anstalten, allein er war auch ein großer Verschwender. Auf der Straße von Bagdad nach Mecca ließ er Herbergen (Karawanserai's) erbauen, Meilenzeiger errichten und die Wasserbehälter früherer Zeiten wieder herstellen. Die griechische Kaiserin Irene mußte ihm Tribut zahlen. Mahadi starb 785. Sein Sohn Musa al Hadi starb schon nach fünfzehn Monaten, worauf dessen jüngerer Bruder, Harun al Raschid, d. h. Harun der Gerechte, alleiniger Beherrscher des Reiches wurde.

Harun, der Zeitgenosse Karl's I. von Frankreich, ist der berühmteste Herrscher aus dem Hause der Abbasiden. Seinen Beinamen verdankte er theils dem Oberrichter des Reiches, Abu Joseph, einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten, theils dem Umstande, daß er, nach dem Tode seines Vaters, seinen Bruder Musa, wie er gekonnt hätte, nicht aus dem Wege räumte. Harun war noch freigebiger, als sein Vater, Mahadi, gegenüber den Gelehrten und Dichtern, welche, zum Danke dafür, ihn lobten und priesen. Daß er aber ein Despot im gewöhnlichen Sinne des Wortes war, bewies er in der grausamen und hinterlistigen Vernichtung der Barmekiden, einer Familie vom persischen Königsstamme,

welcher er den größten Theil seines Ruhmes verdankte. Der Ton der diplomatischen Verhandlungen damaliger Zeit erhellt aus folgendem Schreiben Harun's an den byzantinischen Kaiser: „Harun, der Beherrscher der Gläubigen, an Nicephorus, den römischen Hund. Ich habe Deinen Brief gelesen, o Sohn einer ungläubigen Mutter! Die Antwort darauf sollst Du sehen, nicht hören!"

Harun that nach seinen Worten und Nicephorus sah die Antwort des Chalifen in den Verwüstungen, welche dieser um sich verbreitete, und mußte sich dazu bequemen, den Tribut, den er Harun verweigert hatte, wieder zu zahlen. Uebrigens machte sich unter seiner Herrschaft der Aglabite Ibrahim in Afrika unabhängig, wie sich früher schon der Alide Edris vom Chalifate losgesagt hatte.

Harun's Sohn Amin, ein wüster Trunkenbold, reizte seinen Bruder, Mamun, zum Kriege und wurde von diesem besiegt und erschlagen (813).

Sein Vezier (Stellvertreter) und Günstling, Fadl, erregte durch seine Vorliebe für die Aliden große Verwirrung. Endlich ließ ihn Mamun ermorden. Sein Feldherr Thaher, welcher ein gleiches Schicksal besorgte, machte sich unabhängig im östlichen Persien.

Mittlerweile beschäftigte sich der Chalife Mamun viel mit der beliebten Streitfrage, „ob der Koran erschaffen sei, oder nicht?" Diese Frage, welche auf gleicher geistiger Höhe stand mit der christlichen über die Natur Christi, brachte die ganze mohammedanische Welt in Bewegung. Was Athanasius für die Gott gleiche Natur Christi, war Ibn Abu David für das Erschaffensein des Koran's, und wie Athanasianer und Arianer, so verfolgten sich die beiden mohammedanischen Parteien. Ungeachtet seiner Grübeleien ließ Mamun die Werke der berühmtesten Schriftsteller des Alterthums, namentlich diejenigen des Aristoteles und Euklides, in's Arabische übersetzen.

Nach Mamun's Tode (833) wurde sein vierter Bruder, Motassem, Chalif. Der neue Herrscher verfolgte mit Grausamkeit Diejenigen, welche den Koran für erschaffen hielten. Er errichtete eine Leibwache von Söldnern und legte dadurch den Grund zu einer Prätorianer-Herrschaft, welche erst nach langer Zeit und mit großen Gefahren wieder gebrochen werden konnte. Wassif, der erste Hauptmann dieser Leibwache, schwang sich bald zum unumschränkten Gebieter auf.

Motassem's Sohn, Watek, welcher von 842 bis 847 regierte, glühte mit demselben Eifer für die Lehre vom Erschaffensein des Koran's, als Theodosius I. für die göttliche Natur Christi. Sein Bruder Dschiafar, gewöhnlich Mothawakel genannt, (847) gebot den Juden und Christen, besondere Unterscheidungszeichen zu tragen und nur auf Eseln und Maulthieren zu reiten. Mothawakel beschäftigte sich viel mit Religionsangelegenheiten, war übrigens, gleich seinem Vezier, Fatah, einer der ausschweifendsten Menschen seiner Zeit. So lange dieser Chalif gewöhnliche Leute zu Tausenden abschlachtete, ließ man ihn ruhig gewähren. Als er aber die Anführer seiner türkischen Leibwache, Wassif, Boga und Bagher bedrohte, erschlug ihn der Letztere (861).

Die türkischen Söldner waren vollständige Herren des Reiches. Sie duldeten Mothawakel's Sohn, Montaser, ein Jahr lang, setzten nach dessen Tode Mostain, einen Enkel Motassem's, auf den Thron der Chalifen, zwangen diesen, als er sich nicht ganz gefügig zeigte, abzudanken, tödteten ihn und riefen Motazz, einen der Söhne Mothawakel's, zum Chalifen aus. Vergeblich suchte dieser, sich seiner türkischen Leibwache zu entledigen. Er verlor bei dem Bestreben Krone und Leben (869).

Auch Mohthadi, Watek's Sohn, kämpfte vergeblich gegen seine Prätorianer an. Nach einem blutigen Kampfe wurde er (870) getödtet.

Mothawakel's vierter Sohn, Motamed, stieg aus dem Kerker auf den Thron. In seinem Namen herrschten die frechen Söldner. Das Reich befand sich in dem elendesten

Zustande. Dem Bruder des Chalifen, Mowaffek, welchen dieser (872) zum Mitregenten annahm, gelang es endlich, die türkische Leibwache aufzuheben. Doch an die Stelle des alten trat bald ein neues Uebel gleicher Art.

Die Chalifen Motad (892—902), Moktaf (—908), Moktader (—932) standen unter dem Einfluß der neu errichteten türkischen Leibwache, hatten ihr ganzes Leben mit Empörungen und Glaubenswirren zu kämpfen und konnten nicht verhindern, daß sich da und dort unabhängige Dynastien bildeten, so namentlich die Samaniden, die Hamadaniden, Thalebiden und Dilemiten.

Moktader's Bruder, Kaher, (932—934) verdient erwähnt zu werden, weil er, nachdem er zwei Jahre lang Chalif gewesen war, sechszehn Jahre (—950) noch als geblendeter Bettler lebte.

Rbadi, Moktader's Sohn (—940), wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er den Beherrscher von Waset und Bassora, Ibn Razek, zum Emir al Omra, d. i. Fürsten der Fürsten, erhob, und ihm zugleich die ganze Gewalt der Chalifen übergab. So lange diese Würde bestand, hatten die Chalifen noch weniger Macht, als zur Zeit der türkischen Söldner.

Zu der Herrschsucht und Raubgier frecher Söldner und kecker Abenteurer trat noch Sectenhaß und religiöse Verfolgungssucht hinzu.

Mottaki, Rbadi's Nachfolger, wurde nach vielen Drangsalen (944) abgesetzt, geblendet und in's Gefängniß geworfen. Mostakfi, Moktaf's Sohn, erkaufte sich den Thron mit vielem Gelde. Der Buide Moez ed Daula wurde von ihm zum Emir al Omra erhoben. Die Buiden machten dieses Amt erblich in ihrer Familie, so daß den Chalifen nichts blieb, als die Ehre, im Gebete genannt zu werden und das Recht, zu münzen.*)

Das Reich verlor nicht dabei, daß, an die Stelle der schwach und kraftlos gewordenen Abbasiden, da und dort andere kräftigere Familien traten. Sämmtliche Beherrscher der verschiedenen mohammedanischen Reiche, welche sich unter verschiedenen Familien gebildet hatten, waren allerdings Despoten. Wir können daher nicht erwarten, daß unter ihrer Herrschaft eine höhere Geistesblüthe hätte aufkommen können. Allein sie waren größtentheils kräftige Herrscher, welche eine gewisse Ordnung in die Staatsverwaltung brachten und eine Ehre darein setzten, Künste und Wissenschaften, insofern sie in despotischen Staaten möglich sind, zu begünstigen, den guten Willen von Gelehrten und Dichtern zu gewinnen und mannigfaltige, wohlthätige und gemeinnützige Anstalten zu gründen. Höhere und niedere Schulen wurden zahlreich angelegt, Bibliotheken gegründet und die Straßen verbessert.

Allmählig verloren die Mohammedaner ihre ursprüngliche Unduldsamkeit und die Chalifen verschmähten es nicht, sich die Kenntnisse und Fähigkeiten von Christen, Juden und Feueranbetern zu Nutze zu machen. Die Arzneiwissenschaft, die Mathematik und die Astronomie, welche mit dem mohammedanischen Aberglauben nicht feindlich zusammen stießen, wurden mit großen Opfern gehegt und durch die mohammedanischen Herrscher wesentlich gefördert. Die Familie der Buiden erhielt sich ihre Herrschaft bis zum Jahre 1055, da die Seldschukken ihr ein Ende bereiteten.

Von den zahlreichen Dynastien, welche sich in allen drei Theilen der alten Welt von den Chalifen unabhängig zu machen wußten, werden wir hier nur diejenigen besprechen, welche sich in Nord-Afrika und Spanien festsetzten, welche dadurch uns Europäern näher rückten und auf den Gang der Weltgeschichte einen gewissen Einfluß gewannen. Die vielen anderen mohammedanischen Dynastien, z. B. die Samaniden und die Ghasnaviden

*) Diese Schein-Chalifen hießen: Mothi (946—974), Thaji (—991), Kaher (—1031), Kajem Beamrilla (—1075).

im fernen Osten, bieten für den Europäer wenige oder gar keine Erscheinungen, welche belehrend, erhebend oder erquickend wirken könnten. Der eine dieser Herrscher ermordete mehr, der andere weniger Menschen, die ihm gefährlich schienen, der eine führte glückliche, der andere unglückliche Kriege, der eine baute, der andere zerstörte Städte, ohne daß die Kunst dadurch wesentlich gefördert worden wäre, oder gelitten hätte. Der Eine hielt sich zahlreichere und berühmtere, der Andere weniger zahlreiche und weniger berühmte Hofdichter und Hofgelehrte. Diejenigen Wissenszweige, welche der Schreiber der Weltgeschichte besonders berücksichtigen kann, die allgemein verständliche, Herz und Geist erhebende Dichtkunst, die jedem Menschen einleuchtenden Erfindungen und Entdeckungen sind durch alle diese orientalischen Despoten nicht gefördert worden und können daher hier übergangen werden.

§ 22. Die Türken.

Dem Bewußtsein der Macht folgt aller Orten die Herrschaft auf dem Fuße nach, Niemand dient auf dieser Erde, der weiß, daß er herrschen könnte. Die Türken dienten, wie wir weiter oben*) mitgetheilt haben, dem römischen Kaiser Heraclius gegen die Perser und später den Chalifen gegen innere und äußere Feinde. Sie warfen sich aber bald schon zu Herrschern der Letzteren auf, und ihnen war es vorbehalten, das oströmische Reich, welches so viele Stürme ausgehalten hatte, endlich zu zertrümmern.

Der Türke Alptekin zerfiel mit dem Samaniden Mansur, führte eine kühne Schaar seiner Krieger in das Land Kabul, eroberte die Feste Ghasna und gründete an der Grenze Indien's die mohammedanische Dynastie der Ghasnaviden (961). Sein Schwiegersohn und Nachfolger, Sebekteghin, vergrößerte seine Macht nach Indien hin und riß einen Theil des Reiches der Samaniden an sich. Mahmud I. herrschte vier und dreißig Jahre lang über das ghasnavidische Reich. Er unterwarf sich das ganze Reich der Samaniden und wurde von dem Chalifen mit den eroberten Ländern belehnt. Er erhob Ghasna zum glänzenden Fürstensitze, besetzte (1001) die indischen Länder Kabul und Peschauer, ganz Multan und einen Theil des oberen Indusgebietes. Die Reichthümer, welche Mahmud I. in Indien erbeutete, werden als ganz unermeßlich geschildert. Gegen die indischen Götzen wüthete er zwar mit rücksichtsloser Strenge. Doch werden von diesem Herrscher viele Beispiele von Gerechtigkeitsliebe und Milde mitgetheilt. Auch beschützte er Künste und Wissenschaften mehr, als alle gleichzeitigen christlichen Fürsten.

Mit Mahmud I. zerfiel übrigens schon das Reich, welchem er durch seinen hohen Geist und durch die Hülfe der ihm gewogenen wilden Stämme der Türken eine so große Ausdehnung gegeben hatte. Einstmals fragte Mahmud I. Ismael, einen Häuptling des Stammes von Seldschuk, welcher im Gebiete von Bochara weilte, wie viele Krieger er zu seiner Verfügung stellen könne? Ismael antwortete: „Wenn Du einen dieser Pfeile in unser Lager schickst, werden 50,000 Deiner Diener zu Pferde steigen." „Und wenn diese Zahl," fuhr Mahmud fort, „nicht hinreichen sollte?" „Schicke dann diesen zweiten Pfeil an die Horde von Balik und Du wirst 50,000 mehr finden," entgegnete Ismael.

Mit verstellter Aengstlichkeit fragte Mahmud weiter: „Aber wenn ich die ganze Macht der Dir verwandten Stämme brauchte?"

„Dann schicke meinen Bogen," erwiederte Ismael, „und 200,000 Reiter werden der Aufforderung Folge leisten."

Mahmud erkannte, daß diese Diener ihm gefährlich werden könnten. Er ließ daher

*) §§ 4. 21.

einen Theil derselben in das Herz der Provinz Chorasan verbringen, um sie von ihren Genossen am kaspischen Meere zu trennen und sie durch die dortigen wohl befestigten Städte im Zaume zu halten. Doch den Türken gefiel das reiche und fruchtbare Land wohl. Dessen Bewohner vermochten nicht, den tapfern Söhnen des Nordens zu widerstehen. Die Schlacht von Zendecau (1038) gab den Türken vom Stamme Seldschuk's den Sieg über Massud, den Sohn und Nachfolger Mahmud's I. Die Sieger wählten Togrul, den Sohn Michael's und den Enkel Seldschuk's, zu ihrem Könige, welcher die Ghasnaviden aus Persien vertrieb, die Dynastie der Buiden stürzte, Aderbidschan, oder Medien, eroberte, und von dem Chalifen Kajem als Stellvertreter des Propheten öffentlich erklärt wurde (1055). Sein Sohn und Nachfolger, Alp Arslan, (1063) eroberte Armenien und Georgien, schlug die Römer (1071) auf's Haupt und nahm den griechischen Kaiser Romanus Diogenes gefangen, — wurde aber mitten in seiner Siegeslaufbahn durch den Dolch eines Mörders aufgehalten (1072). Seinem Sohne Malek Schah machten ein Oheim, ein Vetter und ein Bruder die Nachfolge streitig. Am Abende vor der entscheidenden Schlacht betete Malek mit seinem Vezier, Nizam, am Grabe eines mohammedanischen Heiligen. Als der Sultan sich vom Gebete erhob, fragte er Nizam, was der Gegenstand seines Gebetes gewesen sei? „Sieg für Deine Waffen!" antwortete dieser. Malek aber erwiederte: „Ich habe den Herrn der Heerschaaren gebeten, er möge Leben und Krone von mir nehmen, wenn mein Bruder würdiger, als ich sei, über die Muselmänner zu herrschen."

Die Schlacht entschied für Malek und er bewies sich im Laufe seiner Herrschaft (1072—1092) würdig seines Gebetes. Malek unterwarf die Städte Bochara, Carizme und Samarkand jenseits des Oxus, besiegte die türkischen Horden jenseits des Jaxartes (Sihon), eroberte das entfernte tartarische Reich Kaschgar, an den Grenzen China's, und herrschte von da bis zu den Gebirgen Georgien's, zum Bosphorus, Jordan und der Südspitze Arabien's. Das Reich Malek's wird als das glücklichste und mächtigste des gesammten Orients geschildert. Unter der Herrschaft dieses Fürsten wurde der Kreislauf des Jahres weit genauer berechnet, als Cäsar ihn früher hatte berechnen lassen.

Mit Malek ging aber schon die Größe und die Einheit des türkischen Reiches zu Ende. Neben der persischen Dynastie des Hauses Seldschuk bildeten sich drei andere, wovon die eine (Kerman) die Küsten des indischen Oceans, die zweite (Syrien) das Gebiet von Aleppo und Damascus, und die dritte (Rum) Kleinasien beherrschte.

Nach Malek's Tode (1092) riß dessen Sohn, Barkiarok, im Kampfe mit seinem jüngeren Halbbruder Mahmud und seinem Oheim Tutusch die Herrschaft an sich. Mahmud und seine Mutter starben bald. Barkiarok erhielt sich im Besitze der Stadt Bagdad und an der Spitze des Seldschukenreiches, doch nicht ohne große Gefahren und Verluste.

Noch bei Lebzeiten Malek's hatte zuerst der nogaiische Turkomanne Atsiz und später des Schah's Bruder, Sultan Tutusch, Syrien und Palästina erobert (1076). Der Emir Ortok, der Häuptling eines türkischen Stammes, erhielt den Oberbefehl über die Stadt Jerusalem und ihr Gebiet.

Die Christen, welche, seit den Zeiten, da Hakem, der Fatimide, seine Verfolgungen eingestellt hatte, wieder in großen Schaaren nach Jerusalem gepilgert waren, wurden von den wilden Türken häufig mißhandelt und beunruhigt. Der Patriarch ward in den Kerker geworfen und der Gottesdienst der Christen, welche die Türken für Götzendiener hielten, oft gestört. Der ganze Westen Europa's ertönte von Klagen über die Mißhandlungen, welche die christlichen Pilger von den Türken zu erdulden hatten.

Während Malek lebte, zügelte er die unruhigen kleinen Herrscher noch einigermaßen

Als er aber (1092) starb, brachen neue Kriege und Wirren aus. Sein Bruder Tutusch zwang die verschiedenen Herrscher in Syrien, ihn als Oberherrn anzuerkennen und unterwarf sich das ganze Reich desselben bis zum Tigris. Doch fiel er schon im Jahre 1095 in der Schlacht gegen seinen Neffen Barkiarok, welcher ihn besiegte. Der Neffe Malek's, Baghi Sejan, blieb im Besitz von Antiochia und huldigte, wie früher dem Tutusch, so jetzt dem Barkiarok. Ortok's Söhne, Sokman und Ilgazi, behaupteten sich unter Barkiarok's Oberherrschaft in Jerusalem. Kerboga, welcher früher von Tutusch in Hems gefangen gehalten worden war, erhielt Mosul und die meisten übrigen Städte am Tigris und Euphrat. Aleppo riß, der Sohn Tutusch's, Rodwan, und Damascus, dessen anderer Sohn, Dokak, an sich. An des letzteren Stelle herrschte Togetkin in Damascus.

§ 23. Die Araber in Nordafrika.

Nordafrika war eine der ersten und leichtesten Eroberungen der Mohammedaner. Das unglückliche Land hatte seit den Zeiten, da es heidnisch und römisch gewesen war, so furchtbar gelitten unter den Verfolgungen, womit sich Donatisten, Athanasianer und Arianer gegenseitig heimsuchten, daß ihm der Uebergang von der griechischen zur arabischen und von der christlichen zur mohammedanischen Herrschaft nicht schwer ward. Zwischen den Nomadenvölkern Nordafrika's und denjenigen Arabien's fand überdies eine gewisse Wahlverwandtschaft statt, welche beiden Theilen die Annäherung erleichterte. Obgleich Afrika nicht soweit vom Mittelpunkte der mohammedanischen Herrschaft entfernt war, als Spanien, so hatten die Chalifen doch Mühe, ihr Ansehen daselbst zu behaupten. Edris I. ein wirklicher oder angeblicher Enkel Hasan's, des Sohnes der Fatima, welcher sich mit Mühe aus Arabien gerettet hatte, als die Aliden (im Jahre 785) sich daselbst empörten, fand bei den Numidiern, im heutigen Lande Fezz, freundliche Aufnahme. Die Araber hatten denselben den Namen Berbern gegeben, weil sie einige Aehnlichkeit mit einem am rothen Meere wohnenden Volke dieses Namens an ihnen zu entdecken glaubten. Edris I. wurde von den Berbern als Imam oder geistliches Oberhaupt und zugleich als Emir oder weltlicher Herrscher anerkannt. So entstand die Dynastie und das Reich der Edrisiden (789). Die Herrschaft ging, als der Vater (793) auf Anstiften des Chalifen vergiftet wurde, auf seinen Sohn Edris II. über. Ibrahim ben Aglab, welcher nach Afrika geschickt wurde, um die Edrisiden zu vertreiben (799), gründete im heutigen Lande Tunis ein selbstständiges Reich mit der Hauptstadt Kairawan und eine Herrscherfamilie, welche nach ihm den Namen Aglabiten führte. Er ließ zwar den treuen Diener Edris' I. und Vormund Edris' II., Raschid, ermorden, ohne jedoch die Herrschaft der Edrisiden erschüttern zu können. Edris, II. erwarb sich unter den Mohammedanern durch seine Gerechtigkeit und Milde großen Anhang, gründete die Stadt Fezz und vermehrte die Zahl seiner Anhänger, indem viele spanische Araber und asiatische Muselmänner sich in seinem Staate niederließen.

Im Anfange des zehnten Jahrhunderts ging zwar die Herrschaft der Edrisiden zu Grunde, das von ihnen gegründete Reich hat sich aber, unter mannigfaltigen Wechselfällen, bis auf unsere Tage erhalten.

Die Aglabiten herrschten mit der Schärfe des Schwertes. Zejadat Allah unterwarf, in Verbindung mit spanisch-arabischen Seeräubern, einen großen Theil von Sicilien. Die von den Aglabiten abhängigen Emire eroberten nach und nach die ganze Insel, faßten auch in Unter-Italien festen Fuß und durchzogen einen großen Theil Italien's, bis in die Gegend Rom's, plündernd und verwüstend.

Achmed, Tulun's Sohn, der abbasidische Statthalter in Egypten, machte sich zur Zeit

des Aglabiten Abu Ischak's, welcher von 875—902 herrschte, von dem Chalifen unabhängig. Er gründete die Dynastie der Tuluniden, welche jedoch (904) im Blute aller ihrer Mitglieder durch den abbasidischen Chalifen erstickt wurde. Die Aglabiten wurden durch zwei wirkliche oder angebliche Nachkommen Ali's und der Fatima: Abu Abdallah und Obeidallah, gestürzt (909).

Der Letztere entledigte sich seines zu vertrauensvollen Gehülfen und gründete das Geschlecht der Fatimiden. Er nannte sich den Beherrscher der Gläubigen und behauptete, der allein rechtmäßige Nachfolger des Vaters der Fatima zu sein. Vom Lande der Aglabiten breitete Obeidallah seine Macht weiter aus. Die Mohammedaner in Sicilien unterwarfen sich ihm freiwillig. Das Land der Edrisiden eroberte er mit Gewalt. Es gelang ihm jedoch nicht, Egypten zu unterjochen. Glücklicher war einer seiner Nachfolger, Moez, (im Jahre 969), dessen Feldherr Dschawer das Land eroberte. Moez verlegte den Sitz seiner Regierung nach Egypten und nahm den Chalifentitel an. Kairo wurde der Sitz seiner Macht und der Sammelplatz der Fatimiden. Moez erkannte, daß er von Egypten aus die westlichen Provinzen Afrika's nicht würde halten können, und belehnte mit denselben Zeiri's Sohn, Jussuf Balkin. Einer der Nachkommen dieses Lehensfürsten, Badis, eroberte, im Anfange des zehnten Jahrhunderts, die Insel Sardinien.

Unter den Arabern in Afrika herrschte nicht diejenige Einigkeit, welche erforderlich gewesen wäre, um ihren Eroberungszügen nach Außen hin Nachdruck zu verschaffen. Die verschiedenen mohammedanischen Herrscher in Nordafrika bekriegten sich häufig untereinander. Sie hatten oft Fehden mit den Ommijaden in Spanien und wurden mehreremale durch Fanatiker, welche neue Secten stifteten, in große Gefahr gebracht. Dessenungeachtet war ihre Macht für die christlichen Staaten des Mittelmeers furchtbar. Ihre Flotten beherrschten weithin die See, ihre Raubschiffe gefährdeten den Handel der Christen und nicht selten landeten sie auch in der Nähe von Städten und Hafenplätzen und schleppten Männer und Frauen, Vieh und Waaren davon.

Die Fatimiden führten zuerst eine gewisse Ordnung in die Verwaltung der Staats-Finanzen ein. Sie förderten den Ackerbau, die Gewerbe und den Handel. Zu keiner Zeit war Egypten besser angebaut und stärker bevölkert, als damals. Das Handelsgebiet, welches sie beherrschten, enthielt die Thore der drei Theile der alten Welt. Die ersten Herrscher dieser Familie besaßen außer Egypten, Palästina, Syrien, die Städte Mecca und Medina und die Küste Arabien's. Die ganze Nordküste von Afrika und Sicilien erkannte sie mehr oder weniger unmittelbar als Oberherren an. Der Handel zwischen Süd- und Nordafrika, zwischen Indien und Europa blühte unter ihrem Schutze.

Aziz, der Sohn Moez's (975—996), zeichnete sich durch seine Liebe für die Wissenschaften und einen aufgeklärten Sinn aus. Er gab Christen und Juden, wenn sie tüchtig waren, Aemter und schützte sie darin gegen die vorurtheilsvolle Menge.

Eine der Folgen des Sieges der Fatimiden über die Abbasiden war, daß das s. g. heilige Land mit Jerusalem, welches den glücklichen Eroberern zufiel, in neue Verhältnisse und Beziehungen gerieth. Hakem, der dritte der Fatimiden, wüthete in der ersten Hälfte seiner Regierungszeit gegen Christen und Juden. Er ließ die Kirche der Auferstehung zu Jerusalem verbrennen, die Höhle, in welcher, der Sage nach, der Leichnam Christi beigesetzt wurde, zerstören und eine Zeitlang allen Fremden und Einheimischen verbieten, an den s. g. heiligen Orten ihre Andacht zu verrichten. Die Christen waren so ohnmächtig, daß sie nichts thun konnten, diesen Verfolgungen ein Ziel zu setzen. Statt dessen ließen sie ihre Wuth an den Juden aus, welche in ihren Ländern wohnten, indem sie vorgaben, die Mohammedaner zu Jerusalem stünden unter deren Einfluß und befolgten deren Rathschläge. Später gerieth Hakem auf andere Einfälle. Er wollte Gründer einer neuen

Kirche werden, mißhandelte die Christen zu Jerusalem nicht mehr, wovon die Folge war daß bald schon die früher eingestellten Pilgerfahrten aus dem Westen sich erneuerten.

Seine Schwester, Sitt el Molk, welche wahrscheinlich Hakem's Ermordung veranlaßte herrschte nach ihm (1021—1025) im Namen ihres Neffen Thaher. Dieser starb schon im Jahre 1036 und sein Sohn Mostanser war damals erst sieben Jahre alt. Unter ihm sank das Reich immer tiefer. Eine Zeit lang herrschte zwar sein Vezier Jaguri mit Kraft. Nach ihm ergriff Mostanser's Mutter, eine Negerin, die Zügel der Regierung und veranlaßte durch ihre Begünstigung der Neger einen furchtbaren Bürgerkrieg, in welchem sich der Hamadanide Nasr ed Daula hervorthat. Hungersnoth und Pest suchten das unglückliche Land heim. Mostanser gerieth in solches Elend, daß er fast Hungers gestorben wäre. Er nahm von Nasr ed Daula sogar einen Gnadengehalt an. Dieser mächtige Vezier wurde (1072) erschlagen. Bedr, ein Armenier und Christ von Geburt, früher ein Sklave des al Dschamali, wurde (1074) Vezier und stellte die gestörte Ordnung im Reiche wieder einigermaßen her. Er baute Kanäle und Landstraßen, züchtigte die Räuber und schützte den Handel. Er befestigte die Herrschaft der Fatimiden in Arabien. Doch Syrien, mit Ausnahme der Seestädte, und Palästina blieben unter der Gewalt der mittlerweile eingedrungenen Seldschuken. In Jerusalem war übrigens, in Folge eines mit dem griechischen Kaiser abgeschlossenen Vertrags, die Auferstehungskirche wieder aufgebaut und reicher, als jemals zuvor, mit Schätzen gefüllt worden. Bedr hatte einen schweren Kampf mit den nogaiischen Turkmannen unter Atsiz zu bestehen. Durch List und Tapferkeit gelang es ihm aber (1077), die bis vor die Thore von Kairo vorgedrungenen Feinde zurückzuschlagen. Von weiterer Verfolgung seiner Siege hielt ihn Sultan Tutusch, Malek Schah's Bruder, ab. Kurz hinter einander starben im Jahre 1094 Bedr und der Chalif Mostanser. Beiden folgten ihre Söhne in der Herrschaft. Mostali, des Chalifen Sohn, wurde Chalif, Ahmed Afdal, Bedr's Sohn, beherrschte in dessen Namen das Reich.

§ 24. Die Araber in Spanien.

Zur Zeit, als Mohammed in Arabien lehrte (621), wählten die Gothen in Spanien Sisebut's Sohn, Reccared II., zu ihrem Könige. Er schlug die Griechen aus Spanien hinaus, wurde aber von Sisenand (631) gestürzt. Ihm folgte Chintila, dessen Sohn Tulga schon ein Jahr nach des Vaters Tode von Chindasuinth verdrängt wurde (641). Chindasuinth war ein Tyrann. Er trieb durch seine Verfolgungen die Gothen zur Auswanderung und erließ, als wahrer Despot, strenge Gesetze dagegen. Sein Sohn, Reccesuinth, suchte seine wankende Macht durch Versammlungen der geistlichen und weltlichen Großen des Reiches zu befestigen. Er mußte aber die Wählbarkeit der Könige anerkennen und nach seinem Tode wurde nicht sein Sohn, sondern Wamba zum Könige erwählt (672). Die Geistlichen dehnten ihre Gewalt mehr und mehr aus und da es keine christlichen sogenannten „Ketzer" mehr gab, so ließen sie ihre Verfolgungssucht an den Juden aus. Die Zahl der Klöster mehrte sich. Sie wurden zugleich Versorgungsanstalten der Günstlinge und Kerker der Feinde der Machthaber. Im Jahre 680 sperrte ein junger Adeliger, Namens Erwig, den König Wamba in ein Kloster, warf sich zum Herrscher auf und wurde von verschiedenen Versammlungen der Großen des Reiches anerkannt. Nach seinem Tode fiel die Regierung dem Sohne Wamba's, Egiza, dem er seine Tochter zur Gattin gegeben hatte zu (687). Dem Egiza folgte [701] sein Sohn Witiza. Dieser verbot den spanischen Bischöfen die Berufung auf den römischen Pabst, entzog den Geistlichen einen Theil ihrer Güter und stellte die Judenverfolgungen ein.

Roderich, der Enkel Receesuinth's, benützte die gereizte Stimmung der Großen des Reiches gegen Witiza und stürzte ihn (710).

So lange Witiza König war, hatte der westgothische Graf Julian die Stadt Ceuta in Afrika mit Glück gegen die Saracenen*) vertheidigt (708). Nach dem Sturze Witiza's verband sich der Graf Julian mit dessen beiden Söhnen, nahm die Hülfe der Araber in Anspruch, welche in der denkwürdigen siebentägigen Schlacht von Xerres de la Fontrera (vom 19. bis zum 26. Juli 711), den König Roderich auf's Haupt schlugen.

Tarik, der Feldherr der Mohammedaner, besetzte Andalusien, Granada und Murcia. Die Bewohner des Landes, welche von dem Christenthume nur die abgeschmackten Außenseiten erfaßt hatten, bekehrten sich willig zum Islam. Schon am Palmsonntag 712 hielten die Araber ihren Einzug in Toledo, der Hauptstadt des Reiches. Die Beute, welche die Westgothen auf ihrem Zuge durch Europa gemacht hatten, wurde ihnen von den Arabern wieder abgenommen. Zahlreiche Schaaren von Berbern strömten nach Spanien und viele Juden, welche aus Spanien vertrieben worden waren, kehrten zurück und befestigten die Herrschaft der Araber. Musa, der arabische Statthalter von Afrika, rückte mit einem Heere nach. Die beiden Feldherren geriethen zwar miteinander in Streitigkeiten, allein die Eroberung von Spanien wurde dadurch nicht gehemmt. Musa wurde zurückberufen und endigte unglücklich. Der arabische Statthalter Alahor drang 718 über die Pyrenäen vor. Samah, welcher das Gleiche that, wurde aber (721) von dem fränkischen Herzoge Eudo geschlagen. Abd Errahman, welcher Samah nachfolgte, erlitt die entscheidende Niederlage durch Karl Martell (732), in deren Folge die Araber den Gedanken aufgaben, ihre Eroberungen über die Pyrenäen auszudehnen. Der Sturz der Ommijaden brachte auch nach Spanien Verwirrung. Im Jahre 746 warf sich der Kureischite Jussuf zum Statthalter von Spanien auf. Im Norden des Landes behaupteten die Westgothen und Alt-Spanier ihre Unabhängigkeit und setzten von da aus den Krieg gegen die Mohammedaner fort. Petrus stand an der Spitze der Biscajer, Pelagius befehligte in Asturien. Der Ommijade Abd Errahman, welcher sich rettete, als sein Geschlecht im Osten unterging, hatte in Nordafrika Schutz und Zuflucht gefunden. Von da aus ging er (755) nach Spanien über, wurde wohl empfangen und in Malaga und Sevilla zum Herrscher ausgerufen. In kurzer Zeit unterwarf sich Abd Errahman I. das ganze mohammedanische Spanien. Anfangs unter dem Titel Emir, oder Fürst, später als Chalif, herrschte er bis zum Jahre 788. Aus allen Kämpfen mit den Söhnen des Kureischiten Jussuf, eines Mauritaniers, der sich für einen Abkömmling Ali's und der Fatima ausgab, und mit den Abbasiden, ging Abd Errahman I. siegreich hervor. Dem fränkischen Könige Karl I. war er nicht gewachsen. Seine Truppen wurden von diesem in zwei Schlachten geschlagen und das Land zwischen dem Ebro und den Pyrenäen mußte die Ober-Lehensherrlichkeit Karl's I. anerkennen. Doch bald schon verjagte Abd Errahman I. die fränkischen Lehensleute und stellte seine Herrschaft in der verlorenen Provinz wieder her. Nach einigen Wechselfällen befestigte sich die Herrschaft der Franken in der Grafschaft Barcelona, welche auch die spanische Mark genannt wurde. Um das Jahr 888 brachte sie der Graf Wifred erblich an sich.

Cordova war die Hauptstadt des spanischen Reiches der Ommijaden. Abd Errahman I. erbaute sich dort eine königliche Burg, Alkazar genannt, legte schöne Gärten an und begann den Bau der großen Moschee, welchen sein Sohn und Nachfolger zu Ende brachte. Hischam I., Abd Errahman's I. dritter Sohn, folgte dem Vater nach. Hakem I. (von 796 bis 822) kämpfte glücklich mit seinen Oheimen, den Franken und den spanischen Christen. Doch eroberten die Franken (801) Barcelona. Hakem I.

*) Von Sharakijuna, Morgenland. Saracenen bedeutet daher Morgenländer.

führte zuerst ein stehendes Heer ein, errichtete Magazine für Waffen und Proviant und legte eine Seemacht an. Abd Errahman II. (822—832), Hakem's Sohn, war ein prachtliebender Fürst, verfolgte ab und zu die unter seiner Herrschaft stehenden Christen als Lästerer des Propheten, gestattete ihnen aber, ihren Gottesdienst öffentlich zu halten und von eigenen Gerichtshöfen, an deren Spitze Christen standen, gerichtet zu werden.

Mohammed I. (von 852—886), Mundhir (886—888), und Abdallah (889—912) hatten mit den Christen in Nordspanien, welche immer mächtiger wurden, zu kämpfen. Die religiösen Streitigkeiten der Araber nisteten sich auch in Spanien ein. In der Schlacht bei Zamora (901) erlitten die Mohammedaner eine furchtbare Niederlage durch die Christen.

Der berühmteste aller Herrscher unter den spanischen Ommijaden war Abd Errahman III. (912—961). Er vermochte nicht, die Macht der christlichen Fürsten im nördlichen Spanien zu erschüttern, aber er unterwarf fast ganz Mauritanien. Die Einkünfte des Landes brachte er auf nahezu 13 Millionen Dukaten. Die spanischen Provinzen seines Reiches, Arragonien, Valencia, Neu-Castilien, Murcia, Estremadura, Andalusien, Granada und die südliche Hälfte von Portugal bildeten unter der Regierung Abd Errahman's III. das reichste und bevölkertste Land Europa's. Wo jetzt nur etwa 10 Millionen, wohnten zu jener Zeit 25 bis 30 Millionen Menschen. Außer Cordova blühten Toledo, Saragossa, Valencia, Murcia und Sevilla. Cordova soll damals fünf Stunden lang und drei Stunden breit gewesen und 1,212,000 Gebäude gezählt haben. Unter den Bauwerken, welche Abd Errahman III. errichtete, ist sein Pallast in Cordova, welchem er den Namen seiner schönen Lieblingssklavin, Azzähra, gab, besonders berühmt. Zahlreiche Bibliotheken und Lehranstalten zierten die verschiedenen Städte des Landes, und nicht blos Männer, sondern auch Frauen bildeten sich auf denselben aus. Abd Errahman III. nahm zuerst den Titel eines Oberhauptes der Gläubigen und Beschützers des Glaubens an, und ließ seinen Namen auf die von ihm geschlagenen Münzen setzen.

Sein Sohn Hakem II. (961—976) wandte einen großen Theil seiner Reichthümer den Wissenschaften zu. Den zehnjährigen Sohn Hakem's, Hischam II., verdrängte Almanzor. Ohne ihn zu tödten, herrschte dieser unumschränkt bis zum Ende seines Lebens. Er hatte alle Eigenschaften eines ausgezeichneten Despoten. Er war schlau, listig und gewandt, freundlich und leutselig, nicht ohne gelehrte Bildung und ein tüchtiger Krieger. Lange Zeit kämpfte Almanzor mit Glück gegen die unter sich zerfallenen christlichen Fürsten von Leon, Navarra, Castilien und Barcelona. Endlich vereinigten sie sich und schlugen die Araber (1002) bei Calat Annosor am oberen Duero. Almanzor wurde verwundet und starb wenige Tage darauf. Ihm folgte sein Sohn, Abd Almalik, und diesem (1008) sein Bruder, Abd Errahman. Doch schon im folgenden Jahre (1009) wurde der Letztere von Mohammed II., einem Urenkel Abd Errahman's III., welcher den Beinamen al Mahadi Billah erhielt, gestürzt. Mohammed II. gerieth in Streitigkeiten mit seinen Söldnern, mußte zu den Christen seine Zuflucht nehmen und wurde, nach mannigfaltigen Drangsalen, (1010) hingerichtet. Der Ommijade Hischam, welcher seinem Vorgänger das Todesloos bereitete, vermochte nicht Ordnung und Frieden wieder herzustellen. Im Jahre 1038 erlosch das Haus der spanischen Ommijaden. Das arabische Reich zerfiel in eine Menge kleiner Staaten: Sevilla, Cordova, Toledo, Saragossa, Valencia, und andere, und wurde dadurch in dem Maße geschwächt, daß es den Kampf mit den Christen nur mit Nachtheil fortsetzen konnte. Während die Mohammedaner sich gegenseitig bekämpften, Cordova plünderten und verwüsteten und kein Herrscher sich auf die Dauer halten konnte, — dehnten die christlichen Fürsten ihre Reiche mehr und mehr wieder aus. Die

Christen waren niemals ganz aus Spanien verdrängt worden. Die Westgothen behaupteten sich Anfangs in Asturien und dehnten schnell ihre Besitzungen weiter aus. Von Gijon, woselbst die westgothischen Herrscher zuerst ihren Sitz hatten, verlegten sie diesen nach Oviedo. Ordogna II. erhob Leon zum Mittelpunkte seines Reiches (914).

Aus der Herrschaft Burgos, welche ursprünglich mit Leon verbunden war, entwickelte sich (923) die Grafschaft Castilien.

Die sogenannte spanische Mark war in Navarra und Catalonien getheilt. Beide Länder waren Lehen und wurden von Grafen verwaltet. Diese machten sich bald schon von dem Frankenreiche unabhängig. Graf Garsias war der erste selbstherrliche Graf von Navarra. Sein Sohn, Garsias Ximenez, nahm (858) den Königstitel an. Seine Nachkommen eroberten Arragon.

Sancho, der sogenannte „Große" von Navarra, vereinigte Asturien, Galizien, Leon und Arragonien unter seiner Herrschaft und verschaffte seinem Sohne Ferdinand Castilien. Kurz vor seinem Tode (1035) theilte Sancho jedoch sein Reich unter seine vier Söhne und schwächte dadurch wiederum die Macht der Christen gegenüber den Mohammedanern.

Im Jahre 1038 eroberte Ferdinand zu Castilien, das er schon besaß, noch Leon. Er führte glückliche Kriege mit den Saracenen und hielt eine Kirchenversammlung, aus deren Beschlüssen erhellt, daß dazumal für einen Christen galt, wer das Vaterunser und den Glauben auswendig hersagen konnte. Im Jahre 1062 setzte sich Ferdinand in Estremadura fest und nahm 1064 Coimbra in Portugal ein. Die saracenischen Fürsten von Sevilla und Toledo zahlten ihm Tribut. Doch auch er schwächte durch Theilung wieder seine Macht. Castilien, Leon und Galizien, nebst den Eroberungen in Portugal, bildeten unter seinen drei Söhnen drei verschiedene Reiche. Sein Sohn Sancho III., folgte ihm in Castilien nach. Unter dessen Fahne kämpfte der berühmte Rodrigo Diaz, genannt der Cid. Mitten in seiner Siegeslaufbahn wurde Sancho 1072 vor Zamoro ermordet. Sein Bruder, Alphons VI., welcher bei dem saracenischen Fürsten Almenon in Toledo hatte Schutz suchen müssen, wurde der mächtigste der christlichen Könige in Spanien und setzte die herrschsüchtigen Bestrebungen seines Bruders, unter denen er früher selbst gelitten hatte, fort. Eine Zeit lang lebte er mit den Saracenen in Frieden, später aber begann er mit Almenon's zweitem Sohne, Hyaja, Krieg, eroberte, mit Hülfe zahlreicher französischer Glaubenseiferer und thatendurstiger Ritter, Toledo (1085) und behauptete Stadt und Umgegend.

Der Zwiespalt im Lager der Mohammedaner war größer, als in den Reihen der Christen. Der Kampf zwischen beiden Theilen dauerte zwar noch fast ein halbes Jahrtausend fort. Allein seit den Tagen Cid's neigte sich der Sieg allmählig auf die Seite der Christen.

§ 25. Zustand der Völker unter der Herrschaft des Islam.

Die Fortschritte, welche der Islam im Laufe weniger Jahrzehnte machte, waren von so hoher Bedeutung für die Entwickelung des Menschengeschlechtes, daß sie verdienen, aufmerksamer, als gewöhnlich geschieht, betrachtet zu werden. Zwölf Jahrhunderte sind vergangen, seit den Zeiten der ersten Chalifen, und wenn der Islam jetzt auch nicht mehr so mächtig ist, als bei seinem ersten Auftreten, so hat er doch durch die Länge der Zeit, während welcher er im Kampfe mit feindlichen Elementen stand, seine hohe, innere Kraft genugsam bekundet. Es ist zwar leicht, Mohammed als einen falschen Propheten, und seine Anhänger als Irrgläubige zu verschreien. Allein dadurch wird auch nicht eine der bedeutungsvollen Erscheinungen, welche die Lehre Mohammed's zu Tage brachte, erklärt. Die Mohammedaner trugen nicht blos über die Heiden des fernen Ostens, sondern auch über die Christen dreier Welttheile die entscheidensten Siege davon.

Die Mohammedaner haben die Christen Syrien's, Egypten's, Nordafrika's, der pyrenäischen Halbinsel, Sicilien's und Sardinien's nicht blos besiegt, sondern auch zum Islam bekehrt.

Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß, wo zwei Grundsätze unter sonst gleichen Verhältnissen mit einander in Streit gerathen, der wahre den Sieg über den falschen davon trägt. Wenn die Lüge, was auf dieser Erde häufig der Fall ist, den Sieg über die Wahrheit erringt, so geschieht dieses nur, weil die Verhältnisse auf beiden Seiten nicht gleich sind, weil die Lüge mit Waffen kämpft, welche zu führen die Wahrheit sich schämt, oder weil die Kräfte zu ungleichmäßig vertheilt sind, um das Gewicht der Wahrheit wirken zu lassen. Die Fanatiker des Mittelalters haben zwar häufig mehr und weniger bedeutende Fragen durch das sogenannte „Gottesgericht", d. h. den Ausfall des Kampfes, entscheiden lassen. Allein die Wahrheit, wenn sie auch auf die Muskelkraft und die Seelenstimmung des Menschen einen bedeutenden Einfluß ausübt, ist doch mit Uebermacht auf allen Gebieten des Lebens nicht gleichbedeutend. Wenn wir die Geschichte des Mittelalters von dem Standpunkte Derjenigen beurtheilen wollten, welche die „Gottesgerichte" in irdischen Streitfragen priesen und zum Theil jetzt noch preisen, so müßte die Streitfrage zwischen Christus und Mohammed zum Nachtheile des Ersteren entschieden werden. Denn nicht die Christen, sondern die Mohammedaner siegten über die Gegner ihres Glaubens und behaupteten ihre Eroberungen das ganze Mittelalter hindurch. Der tiefer blickende Forscher wird aber erklären: nicht das Christenthum in seiner reinen Auffassung, sondern eine von verruchten Pfaffen und Despoten vollständig verdorbene Lehre, welche von dem Christenthume nur den Namen führte, trat in den Kampf mit der noch frischen und wenig getrübten Lehre Mohammed's. Das athanasianische Glaubensbekenntniß beseelte Diejenigen, welche ihm anhingen, nicht mit derselben Opferbereitwilligkeit, nicht mit demselben Todesmuthe, welche den Muselmann in den Kampf führte. Die künstliche Organisation der christlichen Kirche konnte den Stoß nicht aushalten, welchen die Chalifen ihr beibrachten. In drei Welttheilen stürzte das athanasianische Glaubensbekenntniß und die christliche Kirche zusammen und auf deren Trümmern erhob sich der Koran und der Islam. Wenn wir von unwesentlichen Dingen absehen, so bestand der Unterschied zwischen dem Islam und dem Christenthume des Mittelalters darin, daß Mohammed seinen Anhängern unbedingt und unbeschränkt ein Paradies der Sinne nach diesem Leben versprach, während die christlichen Pfaffen des Mittelalters ihren Gläubigen unter fast unerreichbaren Bedingungen ein Paradies des Pfaffenthums in Aussicht stellten. Der Mohammedaner war gewiß, daß, wenn er nur tüchtig kämpfe, er geradezu von diesem Leben in das Paradies der schwarzäugigen Huri's eingehen würde. Der christliche Krieger sah zwischen seinem Tode und dem Paradiese noch das leidige Fegefeuer in der Mitte in welchem er, den Umständen nach, in Ewigkeit schmachten konnte, denn wenn für seine arme Seele keine Messen gelesen und keine Gebete zum Himmel geschickt wurden, oder wenn er eine der vielen Vorschriften seiner geistlichen Hirten unerfüllt gelassen hatte, so war das Paradies ihm auf ewig verschlossen. Dieses war zudem sehr zweifelhafter Natur. Der Jünger Mohammed's glaubte, daß zwei und siebenzig der „liebreizendsten, schwarzäugigen Jungfrauen seiner im Paradiese harrten." Das Paradies des Christen war gestalt- und farblos. Wo daher der Islam und das Christenthum des Mittelalters unter gleichen Verhältnissen zusammenstießen, war der Sieg immer auf Seiten der Muselmänner. Die natürliche Folge davon war, daß die Mohammedaner, die Sieger, durchschnittlich glücklicher waren, als die besiegten Christen.

Die Gewalt herrschte unter den Christen, wie unter den Mohammedanern des Mittelalters. Die große Masse des Volkes war da wie dort rechtlos und unglücklich. Doch die Mohammedaner machten Beute, während die Christen Hab und Gut und oft auch das Leben

verloren. Die Muselmänner wurden durch das Bewußtsein gehoben, daß ihr Glaube siegreich von Land zu Land weiter schreite. Der orientalische Despotismus beruhte zu allen Zeiten auf weit wilderen Leidenschaften, als der Despotismus des Westens. Der Wille eines Einzelnen war in den neu gebildeten germanischen Staaten beschränkt durch die Beistimmung der Stände. Doch Jahrhunderte mußten vergehen, bevor die besseren Keime, welche in der christlichen Religion, in den germanischen Sitten und in dem römischen Rechte enthalten waren, sich entwickeln konnten.

Der Islam, welcher keine andere Grundlage als den Koran hatte, bedurfte nicht einer tausendjährigen Entwickelung, um seine ganze Kraft zu bekunden. Schon bei Lebzeiten Mohammed's wurde fast ganz Arabien und in wenigen Jahrzehnten Persien, Syrien und Egypten bezwungen. Die unermeßlichen Schätze, welche die Mohammedaner erbeuteten, der rege Verkehr, welcher von den Ufern des Indus bis zum atlantischen Ocean und von den Küsten des indischen Meeres bis zu den Mündungen des Ebro und des Tajo stattfand, versetzte sie in einen Zustand seltener Wohlhabenheit. Zu allen Zeiten waren diejenigen Länder, welche die Mohammedaner gewannen, für die fruchtbarsten und reichsten der alten Welt gehalten worden. Die meisten derselben hatten zu keiner Zeit einen höheren Grad des Wohlstands erreicht, als in dem Abschnitte der Geschichte, an welchem wir stehen. Samarkand, Bassora, Bagdad, Damaskus, Kairawan und Cordova waren Städte, wie das gleichzeitige christliche Europa nur eine (Constantinopel) aufzuweisen hatte. Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schifffahrt blühten. Die Staatsverwaltung in den mohammedanischen Reichen war einfach und wenig kostspielig. Einzelne Machthaber herrschten über große Reiche und wenn sie auch selbst einen großen Luxus trieben, so machte dieser doch die Abgabenlast nicht drückend, da außer ihnen keine anderen Großen mit fürstlichen Hofhaltungen geduldet wurden. Seit den ältesten Zeiten war der Handel mit dem Orient, insbesondere mit indischen und arabischen Erzeugnissen, vortheilhaft gewesen. Die Mohammedaner gelangten bald in den Alleinbesitz dieses Handels. Sie waren Herren des persischen Meerbusens und des rothen Meeres; durch ihr Gebiet gingen die großen Karawanenstraßen, welche den Osten mit dem Westen verbanden. Sie waren auch Herren des Mittelmeeres von Alexandria bis an die Meerenge von Gibraltar. Die Bildung der Mohammedaner entsprach dem Grade ihrer Freiheit und ihres Wohlstandes. Sie waren so frei, als man unter Despoten sein kann, und hatten allen denjenigen Wohlstand und alle diejenige Bildung, welche mit dem Despotismus verträglich sind. Der kirchliche Despotismus der Mohammedaner gestattete keine freie Forschung in religiösen Dingen, und der weltliche Despotismus der Chalifen erlaubte keine freie Bewegung auf dem Gebiete des Staates. Dennoch bildete sich frühzeitig eine Art mohammedanischer Theologie, welche die Aristotelische Philosophie in ein ähnliches Verhältniß zum Koran brachte, wie die christlichen Scholastiker sie zur Bibel setzten. Aristoteles hatte gewiß nie geträumt, daß ihm die Ehre zu Theil werden würde, für eine Stütze mohammedanischer Gottesgelahrtheit erklärt zu werden. Wie geistlos übrigens die mohammedanische Theologie gewesen sein muß, erhellt schon aus der Thatsache, daß Jeder, der sich mit ihr beschäftigen wollte, den ganzen Koran auswendig lernen mußte. Eine Silbenstecherei ohne Gleichen bildete den größten Theil der mohammedanischen Gottesgelahrtheit.

Die Rechtswissenschaft hing bei den Mohammedanern noch inniger, als bei allen anderen Glaubensparteien mit der Religion zusammen, da der Koran zugleich ihr Religions- und Rechtsbuch war.

Eine nothwendige Folge der Sittenlosigkeit, welche sich frühzeitig im Schooße der herrschenden Dynastien Bahn brach, war es, daß der Glaube an den göttlichen Beruf Mohammed's frühzeitig wankte. Der Zweifel fand seinen Ausdruck in mancherlei Spottge-

dichten, welche bisweilen sogar von Chalifen, namentlich dem Ommijaden Jezid II. gefördert wurden.

Die Lehranstalten von Nisibis, Antiochia, Berytus und Edessa brachten die griechische und arabische Wissenschaft mit einander in engere Verbindung. Die Schriften der griechischen Mathematiker wurden in's Arabische übersetzt. Die Sternwarte zu Antiochia, woselbst Mohammed ben Dschenber (Albatani) thätig war, erlangte einen gerechten Ruhm.

Als Philosoph zeichnete sich Abu Ali Hosa in ben Abdallah ibn Sina, oder wie man ihn in Europa nannte, Avicenna, aus. Er galt lange, selbst unter den Christen, für den ersten Philosophen nach Aristoteles und für den größten Lehrer der Arzneiwissenschaft. Er lebte im Anfange des eilften Jahrhunderts und wirkte unter der Herrschaft der Buiden in Persien. Besondere Bedeutung gewannen bei den phantasiereichen Mohammedanern die Mährchen. Allgemein bekannt sind diejenigen, welche den Namen „Tausend und eine Nacht" führen. Der persische Dichter Ferdusi, dessen Hauptwerk den Titel: „Königsbuch" oder Schah Nameh führt, verdient hier genannt zu werden, obgleich seine Verse dem nach Freiheit strebenden Republikaner und dem nüchternen Manne des Westens wenig Genuß bietet.

Unter den Gelehrten der spanischen Mohammedaner zeichnete sich ein Astronom besonders aus, der schon um das Jahr 1080 die sogenannten toledanischen Tafeln berechnete, welche einige Jahrhunderte hindurch für die besten galten und den s. g. alphonsinischen Tafeln des dreizehnten Jahrhunderts zu Grunde lagen.

Fassen wir die Leistungen der Araber auf dem Gebiete der Wissenschaft zusammen. Sie waren die eigentlichen Gründer der Naturwissenschaften im weitesten Sinne des Wortes. Sie bereicherten die vor ihnen so arme Erdkunde durch die bedeutungsvollsten Mittheilungen, hoben die Arzneimittellehre, förderten die Botanik, machten die großartigsten Fortschritte in der Chemie, erweiterten das Gebiet der Sternkunde. Unter den mathematischen Wissenschaften wurde die Algebra von den Arabern mit besonderer Fähigkeit behandelt.

Die Araber flößten den Völkern des Westens Lust und Neigung für die Wissenschaften ein, machten sie für die Weisheit der Griechen wieder empfänglich, theilten ihnen diese mit, und erwarben sich dadurch die größten Verdienste nicht blos um die Wissenschaften überhaupt, sondern auch insbesondere um die geistige Entwickelung des gesammten Europa's.*)

Dritter Abschnitt.

Die weltliche Herrschaft in den christlichen Staaten. (622—1095).

§ 26. Einleitung.

Im vorigen Abschnitte haben wir gesehen, welch' unermeßliche Ausdehnung die mohammedanische Lehre (oder Islam) in wenigen Jahrhunderten gewann. Gering war im Verhältniß zu ihr die Macht und das Gebiet der Christen. Europa, der kleinste der drei Theile

*) S. Kosmos von Humboldt Bd. II. S. 235 ff.

der alten Welt, gehörte nur theilweise den Christen an. Im Norden desselben kämpfte das Christenthum mühsam mit dem herrschenden Heidenthum, im äußersten Westen war der größere Theil der pyrenäischen Halbinsel dem Gesetze Mohammed's unterworfen, im fernen Osten erwehrte sich das griechische Reich kaum noch der siegreichen Saracenen. Dem äußeren Anscheine nach mußten die Christen im Kampfe mit den Muselmännern erliegen. Sie waren minder zahlreich, besaßen nicht die religiöse Begeisterung der Mohammedaner und waren, im Vergleich mit diesen, arm zu nennen. Doch im Kampfe der Nationen, der Meinungen und Ueberzeugungen gibt nicht die Zahl, sondern die innere Tüchtigkeit, nicht der vorübergehende Fanatismus, sondern die dauernde Ueberzeugung den Ausschlag. Die Christen waren nicht minder abergläubisch, als die Mohammedaner; sie lebten unter einem härteren Geistesdrucke, als diese. Allein die Grundlagen ihres Glaubens ruhten tiefer, ihre Sittenlehre war reiner. Mochten auch Jahrhunderte vergehen, bevor der Schutt weggeschafft werden konnte, unter welchem die edelsten Perlen des Christenthums vergraben waren, mochten sich die Jünger Mohammed's auch noch weiter dem Westen zu ausdehnen, am Ende mußte das Christenthum, welches der Vielweiberei und der Sklaverei feindlich entgegentrat, den Sieg über den Islam gewinnen, welcher wesentlich auf diese zwei Schandmäler der Menschheit gebaut war.

Die Schwäche der christlichen Staaten gegenüber den mohammedanischen bestand hauptsächlich darin, daß der Kampf zwischen Römerthum, Deutschthum und Christenthum noch nicht zu Ende gekommen war, während die ideen-ärmeren und weniger zähen Kinder des Ostens den Kampf zwischen der alten, sei es christlichen oder heidnischen, und der neuen mohammedanischen Zeit im wildesten Sturme rasch zu Ende geführt hatten. Je langsamer in den christlichen Staaten der Uebergang von der alten zur neuen Zeit stattfand, desto mehr Prüfung und Erwägung, desto mehr Selbstbewußtsein und Eigenthümlichkeit machten sich darin geltend.

Die Mohammedaner schwangen sich nicht auf einen wesentlich höheren Standpunkt der Bildung, im Staate, in der Kirche und in der Gesellschaft, in Kunst und Wissenschaft, hinan. Im Staate herrschte nach wie vor schrankenloser Despotismus. Wenn auf dem Gebiete der Religion die Feueranbeter, die heidnischen Türken und Indier durch den Islam etwas gehoben, so wurden unzweifelhaft die Christen durch das Gesetz Mohammed's niedergedrückt. Allerdings war die Knechtschaft, zu welcher die christliche Kirche ihre Anhänger verdammte, z. B. Ohrenbeichte und Priestercölibat, drückender, als diejenige des Islam. Doch war diese auch nicht leicht. Fünfmal des Tages beten, den ganzen Ramadan hindurch den Tag über fasten und dem Weine vollständig entsagen zu müssen — erfordert eine große Kraft des Glaubens, um erträglich zu sein. Jedenfalls hatten die Heiden, welche Mohammedaner wurden, für die Wahrheiten, welche diese ihnen mittheilten, schwere Lasten eingetauscht.

Wenn wir die Zustände des mohammedanischen Ostens mit denjenigen vergleichen, welche zur Zeit der heidnischen, römischen Kaiser, z. B. der Antonine, bestanden, so können wir zwischen der damaligen und der spätern mohammedanischen Zeit keinen wesentlichen Fortschritt erkennen. Vergleichen wir auf der andern Seite die Zustände des christlichen Europa's im Anfange des Mittelalters mit den Zuständen derselben Länder zur Zeit der genannten römischen Kaiser, so finden wir, trotz alles christlichen Aberglaubens und Pfaffenthums, und ungeachtet aller Wildheit und Rohheit der Großen und kleinen weltlichen Herrscher, doch insofern einen Fortschritt, als die verschiedenen Nationen nicht mehr fremden, sondern Herrschern des eigenen Volkes gehorchten und als, wenn nicht die große Masse, doch ein Theil des Volkes politische Rechte besaß. Die nationale Entwickelung und das Gesetz der Freiheit und Gleichheit fand sich im christlichen Europa wenigstens im Keime

vorhanden, während der orientalische Despotismus auch nicht die geringste Spur davon aufkommen ließ. Aus der Freiheit und Gleichheit einzelner Stände kann sich, im Laufe der Jahrhunderte, die Freiheit und Gleichheit des gesammten Volkes entwickeln. Die Gleichheit, welche im despotischen Orient herrschte, die Gleichheit der Sklaverei, ist keiner Entwickelung fähig.

Ungeachtet der großen Minderzahl der Christen begannen diese, am Ende des eilften Jahrhunderts, einen Angriffskrieg gegen die Mohammedaner, welcher zwei Jahrhunderte unter dem Namen der „Kreuzzüge" dauerte. Zwar erreichten die Christen nicht das Ziel ihres Strebens, sie befreiten nicht auf die Dauer das Grab Christi aus der Gewalt der Mohammedaner. Allein es wurde doch den weiteren Fortschritten des Islam nach dem Westen zu ein Ende gemacht; und wenn auch später das oströmische Reich auch noch als Opfer in die Macht der Türken fiel, so hob sich doch von Jahrhundert zu Jahrhundert das christliche Europa immer höher. Nicht der Islam, sondern das Christenthum wurde der Träger aller höheren Bildung und aller Freiheit in der Welt.

Das Christenthum der ersten Jahrhunderte des Mittelalters war ein trauriges Gemisch heidnischen Aberglaubens, pfäffischer Herrschsucht und blödsinniger Knechtschaft. Es brachte eine Spaltung in die seinem Gesetze unterworfenen Staaten, ähnlich derjenigen, welche in Indien und Egypten zwischen der Kaste der Priester und derjenigen der Krieger stattfand. Doch während in diesen heidnischen Staaten die Herrschaft der Priester sich nicht über das Gebiet ihrer Nation erstreckte, dehnte die Herrschsucht der christlichen Priester ihre Gewalt über alle Völkergrenzen aus, und während sich die heidnischen Priester der Indier und Egypter damit begnügt hatten, die Handlungen ihrer Anhänger zu beherrschen, strebten die christlichen Priester darnach, auch die Gedanken und die geheimsten Gefühle in Ketten und Banden zu schlagen.

Die Herrschaft der christlichen Geistlichen besaß in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters eine solche Bedeutung, daß die Geschichte dieser Zeit nicht vollständig dargestellt werden kann, ohne Rücksicht zu nehmen auf den Gegensatz zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft. Um diesen Gegensatz bewegen sich die bedeutendsten Erscheinungen dieser Zeit in den christlichen Staaten. Aus dem Kampfe zwischen diesen beiden Trägern der Gewalt entwickelten sich die freieren Ansichten im Gebiete des Staates und der Kirche, welchen spätere Jahrhunderte ihre höhere Bildung verdanken.

§ 27. Das oströmische Reich.

In der Mitte zwischen dem Osten, welcher Mohammed's Gesetz anerkannte, und dem Westen, der sich, mit wenigen Ausnahmen, christlich nannte, lag das oströmische Reich. Die Völker, welche zu diesem gehörten, waren, wie die Asiaten, seit alten Zeiten an den Despotismus gewöhnt, oder, wie die Griechen, Macedonier und Thracier, seit Jahrhunderten so tief gesunken, daß sie sich den orientalischen Despotismus ohne Widerstreben gefallen ließen. Die Religion der Bewohner des oströmischen Reiches war gleichfalls ein Mittelding zwischen dem abendländischen Christenthume und dem morgenländischen Mohammedanismus und Heidenthum. Obgleich das oströmische Reich von Rom nichts, als den Namen hatte, hielten die Kaiser und deren Diener auf diesen mit großer Heftigkeit. Die Bewohner des oströmischen Reiches waren in vergangenen Jahrhunderten durch römische Waffen unterworfen worden. Sie hatten die römische Herrschaft mehrere Jahrhunderte getragen und hatten mit dieser einige römische Bildung angenommen. Doch war eine lange Zeit vergangen, seit sich das Band zwischen den abendländischen und den morgenländischen Provinzen des römischen Reiches gelöst hatte, anderhalb Jahrhunderte, seit das

abendländische Reich, nach langem und schwerem Todeskampfe, untergegangen war. Die lateinische Sprache, welche Justinian vergeblich in dem Gebiete des Rechts zu erhalten suchte, wurde von den Bewohnern des Reiches, das sich nach Rom benannte, nicht mehr gesprochen und nicht mehr verstanden. Die Leute, welche es als einen Schimpf betrachteten, Griechen genannt zu werden, und welche Römer zu sein behaupteten, waren ein buntes Gemische slavischer Völker, welche von den Römern und Griechen keine Tugend, von den Ersteren nur den Namen, von den Letzteren nur die (verdorbene) Sprache hatten.

Im Sturme der Zeiten waren viele Provinzen verloren gegangen. Die oströmischen Kaiser halfen sich in einer ähnlichen Weise, wie die römischen Päpste, indem sie nach wie vor die Aemter für die verloren gegangenen Provinzen besetzten. Diese wurden natürlich dadurch nicht wieder gewonnen, allein das Titelwesen, welches bei den oströmischen Kaisern eine so große Rolle spielte, wurde durch diesen Nothbehelf aufrecht erhalten. Mesopotamien, das Land im Osten des Euphrat, wurde vom römischen Reiche losgerissen. Dafür wurde die Gegend im Westen dieses Flusses fortan Mesopotamien genannt und dadurch, wenn auch keine Handbreit Landes, doch der Name Mesopotamien in dem oströmischen Staatskalender erhalten. Sicilien und die Lombardei gingen verloren. Dafür erhielt ein kleines Stückchen von Calabrien den Namen Sicilien und ein Theil des Herzogthums Benevent den Titel Lombardei. Gegen das Ende unseres Zeitabschnittes reichte das Gebiet der oströmischen Kaiser noch von der Donau zum Peloponnese und von Belgrad nach Trapezunt, Nicäa und dem Flusse Mäander. Cyprus, Rhodus, Creta und die fünfzig Inseln des ägeischen Meeres bildeten gewissermaßen die Vorhut des Reiches. Constantinopel war unstreitig die prachtvollste Stadt des damaligen Europa. Nur Bagdad, an den Ufern des Tigris, hielt den Vergleich mit ihr aus. Tausende flüchtiger Christen, welche sich dem Gesetze Mohammed's nicht unterwerfen wollten, brachten reiche Schätze und bedeutende Kräfte dem oströmischen Reiche zu. Doch dieser Zuwachs bot eine schwache Entschädigung für die verlorenen und von allen Seiten durch fremde Horden verwüsteten Provinzen. Die Türken durchzogen die asiatischen, die Sklavonier und Bulgaren die europäischen Länder des Reichs. Sklavonier und Saracenen belagerten zu gleicher Zeit die Stadt Patras. Das alte Griechenland hatte, nachdem es seine kriegerische Tapferkeit und seine politische Tugend verloren, sich noch immer einen gewissen Grad von Wohlstand und äußerer Bildung bewahrt. Der Peloponnes war, nachdem zur Zeit Justinian's die Seide aus China in Europa eingeführt worden, der Hauptsitz der Zucht und der Bearbeitung dieses werthvollen Stoffes geworden.

Die Einkünfte der oströmischen Kaiser waren sehr bedeutend. Die Stadt Constantinopel allein soll täglich 20,000 Goldstücke bezahlt haben, welches eine jährliche Einnahme von nahezu hundert Millionen Gulden oder sechszig Millionen Thaler ausmacht. Geld war aber damals noch mehr, als in unseren Zeiten, fast gleichbedeutend mit Macht, denn damals konnte leichter, als jetzt, durch Geld ein Heer aufgestellt werden.

Vor dem Manne, welcher über so bedeutende Mittel verfügte, und welcher sich mit deren Hülfe den Schein einer fast übernatürlichen Gewalt zu geben suchte, beugten sich willig die Sklaven seines Reiches und selbst fremde Gesandte und auswärtige Fürsten. Wer sich dem Kaiser näherte, mußte sich auf die Erde niederwerfen und dreimal dessen Füße küssen. Der Heide Diocletian hatte diese herabwürdigende Sitte des Ostens im römischen Reiche eingeführt. Alle seine christlichen Nachfolger hatten sie, uneingedenk der Lehre brüderlicher Gleichheit, zu der sie sich bekannten, beibehalten. Je mehr das griechische Reich in sich selbst zerfiel, je ungestrafter es von seinen Nachbarn zerstückelt und verheert wurde, desto unsinniger ward der Uebermuth seiner Despoten. Constantinus Porphyrogenitus entblödete sich nicht, zu behaupten, daß jede Ehe eines Mitgliedes der kaiserlichen

Familie mit auswärtigen Fürstenhäusern eine Mißheirath und eine reiche Quelle der Unordnung und der Zwietracht sei.

Doch so groß auch die oströmischen Kaiser von sich, ihrer Würde und ihrem Hause denken mochten, sie waren nur die ersten Sklaven des Reiches. Sie waren Sklaven der lästigen Ceremonien, mit denen sie sich umgaben, Sklaven des herrschenden Aberglaubens, dem sie, gleich dem niedrigsten ihrer Knechte, fröhnten und Sklaven der mannichfaltigen Leidenschaften und Vorurtheile eines ausgearteten Volkes, deren Opfer sie nicht selten wurden. Die einzige Erfindung, welche das griechische Volk im Laufe eines Jahrtausend's machte, war das sogenannte „griechische Feuer", welches, da es nicht gelöscht werden konnte und selbst unter dem Wasser fortbrannte, eine furchtbare Waffe der Zerstörung war. Schwerlich hätte sich ohne diese das tieferschütterte Reich so lange zu halten vermocht. In allen übrigen Beziehungen machte die Kriegskunst der Griechen nur Rückschritte. Ihre Speere wurden kürzer gemacht, weil die entarteten Söhne die schwereren Waffen ihrer Voreltern nicht mehr führen konnten. Die Schutzwaffen: Helme, Panzer und Schilde wurden den Soldaten auf Wägen nachgeführt, da sie den geschwächten Kriegern auf dem Marsche zu unbequem waren. Die hohen Muster der Vergangenheit gingen verloren, indem die allgemein herrschende Unwissenheit in der Verachtung, welche die Kaiser den Wissenschaften zollten, neue Nahrung fand. Die Araber gaben im neunten Jahrhundert den tief gesunkenen Wissenschaften wieder einigen Aufschwung, durch welchen ihre Nachbarn im byzantinischen Reiche aus ihrer Schlaffheit aufgerüttelt wurden. Doch die Wissenschaft, wenn sie zumal so schwach gefördert wird, als im oströmischen Reiche des Mittelalters, kann ein Volk vom Verderben nicht retten. Die Kriege, welche zu Heraclius Zeiten mit Persien geführt worden waren, endigten zwar glücklich für das oströmische Reich, allein die Wunden, welche beiden Theilen geschlagen wurden, fielen mit doppelter Tiefe später auf das oströmische Reich zurück. Wäre Persien durch seine Kämpfe mit Byzanz nicht geschwächt gewesen, so hätte es den Arabern einen längern Widerstand entgegensetzen können. So aber fiel es als leichte Beute in die Macht der Mohammedaner und vermehrte mit seinen Kräften die Heere der Saracenen, welche seit jener Zeit die furchtbarsten Feinde des oströmischen Reiches wurden.

§ 28. Fortsetzung.

Heraclius, welcher in der Blüthenzeit seiner Herrschaft großartige Siege errungen hatte, erlebte noch den Verlust des östlichen Theiles seines Reiches. Nach dem Tode seiner Gattin Eudocia ehelichte er seine Nichte Martina. Durch diesen Bund, welchen der Patriarch von Constantinopel, wegen der Nähe der Verwandtschaft, verbot, und welcher nach der herrschenden Meinung für ungesetzlich galt, bereitete sich Heraclius in seinen alten Tagen zahlreiche Verlegenheiten und Schwierigkeiten. Er starb im Jahre 641. Seiner Anordnung zufolge sollten seine beiden Söhne erster und zweiter Ehe, Constantin und Heracleonas, unter der Leitung der Martina das Reich beherrschen. Martina mußte aber der Ungunst des Volkes weichen, Constantin III. starb schon ein hundert drei Tage nach seinem Vater. Das Volk schrieb der Stiefmutter seinen Tod zu. Sie und Heracleonas wurden vom Senate verurtheilt, die Erstere ihre Zunge, der Letztere seine Nase zu verlieren. Constans II., Constantin's Sohn, wurde auf den Kaiserthron erhoben. Er ließ seinen Bruder Theodosius zum Geistlichen machen, um einen Nebenbuhler zu beseitigen. Doch bald schon hielt er sich nicht für sicher und gab seinem Bruder den Tod. Das Volk stand auf und vertrieb den Brudermörder, welcher zuerst nach Griechenland und dann nach Italien entfloh. Er wurde in Syrakus später ermordet. Sein ältester Sohn,

Constantin IV., war ein seines Vaters würdiger Sohn. Er ließ seinen beiden Brüdern, Heraclius und Tiberius, welche, als Anhänger der Lehre von der Dreieinigkeit diese auch im römischen Reiche dadurch eingeführt sehen wollten, daß sie Antheil an der Herrschaft erhielten, ohne alle Rücksicht auf ihre religiöse Beweisführung, die Nasen abschneiden.

Justinian II. folgte seinem Vater im Jahre 685 nach. Von seinem Namensbruder Justinian I. besaß er nur die Vorliebe für kostbare Bauten. Ein Mönch, und ein Eunuche waren seine Lieblinge und Minister, welche in seinem Namen die furchtbarsten Grausamkeiten begingen, bis er, im Jahre 695, von Leontius, den er in das Gefängniß geworfen und dann zum Statthalter von Griechenland ernannt hatte, gestürzt wurde. Leontius ließ den gehaßten Kaiser am Leben und begnügte sich mit einem Theile der Nase und der Verbannung seines Nebenbuhlers.

Leontius hatte dasselbe Schicksal drei Jahre später (688), indem Apsimar ihn vom Throne stürzte und verstümmeln ließ. Unter dem Namen Tiberius herrschte Letzterer bis 705. In diesem Jahre kehrte Justinian II. mit Hülfe der Bulgaren zurück und ließ jetzt seiner Grausamkeit mehr als jemals zuvor freien Lauf. Leontius und Apsimar mußten, bevor sie hingerichtet wurden, gekettet den Fuß des Kaisers auf ihren Nacken fühlen, während dieser mehr als eine Stunde lang dem Wagenrennen zusah. Bis zum Ende seines Lebens blieb das Hauptgeschäft Justinian's II. die Verfolgung seiner Feinde.

Den bittersten Haß hatte er auf die Bewohner der Krimm'schen Halbinsel geworfen, in deren Mitte er als Verbannter gelebt hatte. Er wollte sie alle ausrotten. In ihrer Verzweiflung erhoben sie sich, verbanden sich mit den zahlreichen Flüchtlingen, welche bei ihnen lebten, fanden in Philippicus (Bardanes) ein Haupt und segelten nach Constantinopel. Von seinen Truppen verlassen und freundlos fiel Justinian II. unter dem Dolche eines Mörders. Sein Sohn Tiberius wurde zwischen dem Altar und der Reliquie des s. g. „wahren Kreuzes“ ermordet.

In rascher Folge lösten sich Philippicus (711—713), Anastasius II. (716) und Theodosius III. (718) ab. Philippicus wurde geblendet, Anastasius nach einem Versuche, die Macht wieder an sich zu reißen, hingerichtet, Theodosius beschloß sein Leben als Mönch.

Leo, der Feldherr der orientalischen Truppen, welchem Theodosius III. weichen mußte, führte in die zerrütteten Heere und in die verwirrte Staatsverwaltung des Reiches wieder einige Zucht und Ordnung ein. Er war übrigens nur ein Krieger, weder ein Staatsmann, noch ein Mensch von tieferm Geiste, sonst würde er niemals den so berühmt gewordenen Bilderstreit angeregt haben. Es ist nicht möglich, die Rollen eines Herrschers und eines Reformators zu vereinen, ohne die zu beiden erforderlichen Eigenschaften zu besitzen. Leo täuschte sich, wenn er glaubte, Beruf zum Reformator zu haben, und noch mehr, wenn er sich einbildete, durch Gewalt den religiösen Gefühlen der Menschen eine bestimmte Richtung geben zu können. Die Verehrung der Heiligenbilder war zur Zeit Leo's zu einer vollständigen Abgötterei und zu einem leeren Götzendienste ausgeartet. Fühlte Leo in sich die Kraft, mit dieser verkehrten Richtung seiner Zeit in die Schranken zu treten, so mußte er auf die Ueberzeugung des Volkes wirken und erst, wenn er diese gewonnen hatte, mochte er einige wenige Widerspenstige allenfalls mit Gewalt beugen. Allein er verbot den Bilderdienst zu einer Zeit, da dieser in seinem Reiche allgemein und im Gegensatze zu dem bilderlosen Islam eines der Kennzeichen des Christenthums geworden war. Er verbot (728) den Bilderdienst bei schweren Strafen, ohne zu bedenken, ob er die Macht haben würde, sie zu vollziehen, und ob, im verneinenden Falle, er nicht zugleich seine Herrschaft untergraben und den Aberglauben befördern würde. Leo erkannte augenscheinlich nicht die Tiefe und die Bedeutung des von ihm angeregten Streites. Wollte

er diesen siegreich durchführen, mußte er damit beginnen, die Stützen des Aberglaubens, die fanatischen Mönche und die einflußreichsten Weltgeistlichen zu beseitigen. Eine führerlose Menge wäre ihm wenigstens nicht gefährlich geworden, obgleich er auch diese durch Strafen niemals zu einer reineren Ueberzeugung hätte erheben können. Nicht blos die Griechen, auch die Italiener, welche unter seiner Herrschaft standen, lehnten sich gegen Leo auf. Er erschwerte sich selbst, noch mehr aber seinen Nachkommen, die Herrschaft, indem er seine, unzweifelhaft richtige, Ueberzeugung mit Gewalt und Ungestüm geltend machte.

Sein Sohn und Nachfolger, Constantin V., mit dem Beinamen Copronymus (741—775), ist von den Pfaffen auf die unwürdigste Weise verläumdet worden. Unter den Despoten Rom's war er einer der wenigen schlechten. Seiner Tapferkeit verdankte er zahlreiche Siege über innere und auswärtige Feinde. Er kämpfte mit Glück gegen die Saracenen und Bulgaren. Nach der Ansicht der fanatischen Bilderdiener wogen aber seine strengen Maßregeln gegen die Bilderverehrung schwerer in der Wagschaale des Verbrechens und der Sünde, als alle seine Siege in derjenigen des Rechtes und des Verdienstes. Unter den vielen Fehlern, welche Constantin V. vorgeworfen werden, ist der Geiz der gehässigste. Doch steht die Thatsache fest, daß dieser Kaiser die Wasserleitung zwischen Chalcedon und Constantinopel wieder herstellte, welche zur Zeit des Kaisers Heraclius zerstört und im Laufe der Zeit von anderthalb Jahrhunderten nicht aufgebaut worden war. Dadurch allein schon wird der nicht näher begründete Vorwurf zur Genüge widerlegt.

Constantin's V. Sohn, Leo IV., war von Jugend auf ein an Körper und Geist schwacher Mensch. Seine Gattin, die Athenerin Irene, eine Waise, deren ganzes Vermögen in ihren Talenten bestand, war dem Bilderdienste ergeben und wurde daher seit Jahrhunderten von der Geistlichkeit hoch gepriesen, obgleich auf ihr der Verdacht ruht, den plötzlichen Tod ihres Gatten veranlaßt zu haben (780). Sie setzte sich in Widerspruch mit den von ihrem Gemahle und dessen beiden Vorfahren befolgten Grundsätzen, hegte Verbindungen mit Geistlichen, welche ihrem Gatten feindlich gesinnt waren, und wurde deßhalb von Leo aus dem Palaste entfernt. Irene trat die Herrschaft ihres Gatten an und besaß Herrschsucht und Aberglauben genug, um sich über den Gedanken hinwegzusetzen, die Tödtung eines Feindes, Nebenbuhlers und Ketzers sei ein Verbrechen. Anfangs regierte Irene als Vormünderin ihres Sohnes, Constantin's VI. Als dieser herangewachsen und auf den Gedanken gekommen war, seine Mutter nach Sicilien zu verbannen, züchtigte sie ihn gleich einem Kinde, und als er später dennoch die Zügel der Herrschaft ergriff, wußte sie eine Verschwörung zu Stande zu bringen. Sie ließ ihren Sohn blenden (797) und regierte dann aus eigener Machtvollkommenheit über das oströmische Reich, bis sie (803) durch eines ihrer Geschöpfe, den Schatzmeister Nicephorus, gestürzt wurde. Arm, wie sie geboren war, starb sie bald nachher auf der Insel Lesbos. Irene hatte den Bilderdienst wieder eingeführt und aus Rücksicht dafür verziehen ihr die Pfaffen alle ihre Sünden. Sie hatte das oströmische Reich dem Chalifen Harun al Raschid tributpflichtig gemacht. Vergeblich bemühte sich Nicephorus, diese Schande von dem Reiche abzuwälzen. Er mußte die Steuer mit einem Zusatze von Schimpf wieder auf sich nehmen (806). Nach manchen glücklichen Kämpfen gegen die Bulgaren, wurde er mit dem größeren Theile seines Heeres von denselben erschlagen (811). Während die Feinde ganz Thracien verheerten, stritten sich der Sohn, Stauracius, und der Schwiegersohn, Michael, des gefallenen Kaisers um die Krone. Der Erstere starb bald, der Letztere mußte einem andern Gebieter weichen (813), und schätzte sich glücklich, als Mönch sein Leben beschließen zu dürfen.

Leo V., der Armenier, begann seine Regierung damit, daß er den Häuptling der Bulgaren, Krem (oder Krumus), bei einer Friedensunterhandlung treulos überfiel. Krumus entkam und Thracien mußte für die Schandthat des Kaisers furchtbar leiden, indem die Bulgaren alle Städte, deren sie sich bemächtigten, zerstörten. Michael II., der Stammler, ein früherer Waffengefährte Leo's, welcher diesem zur Kaiserwürde verholfen hatte, stieg aus dem Kerker, in welchem er den Feuertod erwartete, auf den Thron (820). Leo V. wurde am Altare ermordet. Michael II. hatte mit dem Feldherrn Thomas, welcher bei der Erhebung Leo's V. eine entscheidende Thätigkeit entwickelt hatte, zu kämpfen. Er bekam diesen zwar in seine Gewalt und ließ ihn auf grausame Weise tödten. Mittlerweile eroberten aber spanisch-mohammedanische Corsaren die Insel Creta, welche mehr als ein Jahrhundert in ihrem Besitze blieb. Auch Sicilien ging, trotz tapferer Gegenwehr, unter Michael's II. Herrschaft im Kampfe mit den Aglabiten theilweise verloren. Theophilus, sein Sohn, (829—842) war wieder ein wüthender Gegner des Bilderdienstes. Es fehlte ihm nicht an Kraft und Thätigkeit, allein beide hatten eine Beimischung von Grausamkeit, welche das gewöhnliche Maß orientalischer Despoten überstieg. Seine letzte That, bevor er starb, war, daß er seinen Schwager, Theophobus, ermorden ließ. Unter der Vormundschaft seiner Mutter, Theodora, folgte ihm sein Sohn, Michael III., nach. Theodora, welche, gleich ihren Vorgängerinnen Irene und Pulcheria*), von den Mönchen in vollständiger Abhängigkeit gehalten wurde, stellte den Bilderdienst wieder her, unterdrückte die Partei der Bilderstürmer, ließ durch eine Kirchenversammlung (842) die Wiederherstellung der Bilder beschließen und setzte an die Stelle des aufgeklärten Patriarchen Johannes Grammaticus den fanatischen Methodius. Zwar ging, während ihrer Regierung, Sicilien ganz verloren und litten die Ueberreste der italienischen Besitzungen des Reiches schwer durch die Raubzüge der Mohammedaner, allein Theodora betrachtete den Bilderdienst für eine wichtigere Angelegenheit, als die Schützung der Reichsgrenzen.

Ihr Sohn, Michael III., wurde des Joches seiner Mutter bald überdrüssig. Er ließ den Theoktistus, den kräftigsten und tüchtigsten Mann im Regentschaftsrathe, ermorden, schickte zwei Jahre darauf seine Mutter in ein Kloster (850) und führte ein so scheußliches Leben, daß er selbst noch unter Nero gestellt zu werden pflegt. Besonders wurde ihm übel genommen, daß er die Gebräuche der Kirche seiner Zeit durch Wort und That verhöhnte. Von Jahr zu Jahr nahm die Entrüstung des Volkes zu, so daß, als Michael III. (867) von seinem Günstlinge, Basilius, dem Macedonier, ermordet, dieser allgemein als Kaiser anerkannt wurde. Basilius, der Gründer einer neuen Dynastie, hatte die Aufmerksamkeit des Kaisers durch seine Gewandtheit im Ringen und Reiten auf sich gezogen, und seine Gunst dadurch gewonnen, daß er sich zum willigen Förderer der kaiserlichen Lüste hergab. Unter seiner Herrschaft dauerten die alten Wirren in Kirche und Staat fort. Basilius entfernte den Patriarchen Photius, welchen sein Vorgänger mit großem Aufwande von Gewalt eingesetzt hatte, und führte den Patriarchen Ignatius in seinen geistlichen Sitz wieder ein, von welchem er früher verdrängt worden war. Er versöhnte dadurch nicht die Fanatiker, wie er gehofft hatte, und gelangte eben so wenig mit dem römischen Papste, welcher den Osten, wie den Westen beherrschen wollte, in ein freundliches Verhältniß. In seinen Kriegen mit den Saracenen war er weniger unglücklich, als die meisten seiner Vorgänger. Er vernichtete mit furchtbarer Grausamkeit die Paulicianer, eine Secte, welche wir weiter unten†) näher kennen lernen werden, entriß den Arabern die dalmatische Küste wieder und behauptete seine Herrschaft über Venedig und Ragusa. Er war überhaupt thätig im Kriege und im Frieden, errichtete viele großartige Bauten und legte den Grund

*) S. Buch I. §§ 35, 37. †) S. § 44.

zu der griechischen Bearbeitung der justinian'schen Gesetzgebung, welche sein Sohn und sein Enkel unter dem Namen der Basiliken vollendeten.

Sein Sohn, Leo VI. mit dem Beinamen der Philosoph (886—911), beweist uns, wie tief damals die Philosophie gesunken war. Er besaß weder die Kenntnisse, noch die Selbstbeherrschung eines Weltweisen, und huldigte dem krassesten Aberglauben. Seine Gesetze waren der Ausdruck der Vorurtheile, und seine Vorhersagungen die Ergebnisse der Zeichendeuterei und schwarzen Kunst seiner Zeit. Er war unter dem Einflusse des Gelehrten Photius erzogen worden und erhielt den Beinamen eines Philosophen wohl nur aus dem Grunde, weil er einige Bücher schrieb, oder schreiben ließ. Leo gerieth mit den von ihm selbst früher gegebenen Gesetzen und mit der Geistlichkeit in Widerspruch, als er, nach drei unfruchtbaren Ehen, seine Beischläferin Zoe, die ihm ein Kind geboren hatte, ehelichte. Die verworfenen Pfaffen damaliger Zeit duldeten ruhig das Joch der verächtlichsten Tyrannen und traten keiner ihren Schandthaten hemmend entgegen. Allein seine Ehe mit Zoe wollte der Patriarch nicht einsegnen, weil, nach den damaligen Ansichten der Griechen, welche Leo VI. allerdings früher selbst gutgeheißen hatte, Niemand mehr, als drei Ehen eingehen sollte. Sein Sohn, Constantin, verdammte selbst später die vierte Ehe für die Zukunft und warf dadurch einen Flecken auf seine eigene Geburt. Leo VI. besaß eben so wenig Kraft, seinen inneren, als seinen äußeren Feinden gegenüber. Die meisten seiner auswärtigen Kriege endigten für ihn schmachvoll. Bulgaren, Russen und Araber boten ihm Trotz und brachten schwere Leiden über sein Reich.

Constantin VII., Porphyrogenitus, (der im Purpur geborne), war beim Tode seines Vaters erst sechs Jahre alt. Sein Oheim, Alexander, führte zuerst die Herrschaft an seiner Stelle. Nach dessen Tode regierte Constantin's VII. Mutter Zoe, bis Romanus I., Lecapenus, sie stürzte. Fünf und zwanzig Jahre lang stand dieser an der Spitze des Staates. Seine drei Söhne: Christoph, Stephan und Constantin VIII. führten, gleich Romanus I. selbst, die Titel Cäsar und Augustus. Dem Sohne Leo's VI. blieb das Leben und die fünfte Stelle im Staate. Der Fall des Kaisers Romanus I. gehört zu den Merkwürdigkeiten der Geschichte. Nach dem Tode seines ältesten Sohnes Christoph verbanden sich die beiden jüngeren gegen ihren Vater, nahmen ihn gefangen, zogen ihm eine Mönchskutte an und brachten ihn auf eine kleine Insel im Propontis. Auf die Nachricht von dieser Unthat erhob sich das Volk, bevor die beiden Missethäter Zeit hatten, ihren Anschlag gegen Constantin VII. und Zoe auszuführen, nahm die Söhne Romanus' gefangen und bereitete ihnen dasselbe Schicksal, zu dem sie ihren Vater verurtheilt hatten.

Constantin VII. wurde auf diese Weise, fast ohne sein Zuthun, (945) wieder Alleinherrscher. Seine Gattin, Helena, überhob ihn der Mühen der Regierung. Er starb, wahrscheinlich am Gifte, das ihm Theophano, die Gattin seines Sohnes Romanus II., mischte (959).

Während der Scheinherrschaft Constantin's VII. dauerten die Raubzüge fort, von welchen früher schon das unglückliche Land heimgesucht worden war. Der feige Kaiser wußte, im Kampfe gegen die Bulgaren, kein anderes Mittel, als mit dem Gewande der sogenannten Jungfrau Maria bekleidet, zum Bulgarenkönige zu wandeln und ihn um Frieden zu bitten. Seine Feldherren Kurkuas, Theophanes und Bardes Phocas kämpften mit Glück gegen die Araber und gegen die Russen, während Constantin VII. sich mit Kirchen und Spitälern, Welt- und Klostergeistlichen, Strafgefangenen und anderem Gesindel viel zu thun machte.

Romanus II. lebte der Jagd, der Rennbahn und anderen ähnlichen Vergnügungen. Seine Gattin, Theophano, ein verworfenes Weib, herrschte statt seiner, tödtete ihn, wie sie zuvor ihren Schwiegervater, Constantin VII. gemordet hatte und übernahm (im März 963)

die vormundschaftliche Regierung im Namen ihrer beiden Söhne, Basilius, II. und Constantin's IX. Mit Hülfe der Theophano und des Feldherrn Zimisces schwang sich Nicephorus II., Phocas, auf den römischen Thron (963 im Juli), ehelichte die verwittwete Kaiserin und kämpfte mit Glück gegen die Mohammedaner. Theophano blieb zwar ihren Lastern, nicht aber ihren Ehemännern treu. Schon im Jahre 969 ließ sie ihren zweiten Gatten, Nicephorus, ermorden, in der Erwartung, den Feldherrn Zimisces, mit dem sie ein unzüchtiges Verhältniß hatte, zum dritten Gemahle zu nehmen. Dieser mochte aber eine solche Gattin für gefährlich erachten. Er nahm aus ihren Händen die Kaiserkrone und ließ Theophano dann auf eine Insel bringen. Die beiden Söhne Romanus II., Basilius und Constantin, nahm Zimisces zu Mitregenten an. Deren Schwester Theophania ehelichte des deutschen Kaisers Otto's I. Sohn, Otto II. Die mannigfaltigen Folgen dieser Ehe werden wir in der deutschen Geschichte beleuchten.

Zimisces war ein tapferer Krieger und kämpfte mit Glück gegen die Bulgaren, Russen und Saracenen. Mit Widerwillen bemerkte er, daß die schönsten Länder Asien's im Besitze der Verschnittenen seien. Statt diesen Menschen mit der That entgegen zu treten, machte er aber seinem Unmuthe nur in Worten Luft. Die Pfaffen waren Zimisces auch nicht gewogen, da er mit ungünstigen Augen die Zunahme ihrer Schätze betrachtete. Zimisces starb (976), wahrscheinlich am Gifte, das ihm seine Feinde mischten.

Basilius II. und Constantin IX. waren, während Zimisces geherrscht hatte, Männer geworden. Constantin war und blieb sein Lebenlang träge und unthätig. Basilius II. kämpfte mit seinem Schwager, Otto II., um den Besitz Siciliens. Eine Schandthat, welche er im Kampfe gegen die Bulgaren verübte, bezeichnet seinen Charakter. Er ließ nämlich 15,000 gefangene Bulgaren auf einmal blenden! Uebrigens stand er mit den Pfaffen auf dem besten Fuße. Er trug ein Mönchskleid unter seinem kaiserlichen Gewande und wollte noch als Greis von acht und sechszig Jahren gegen die „Ungläubigen" in Sicilien einen „heiligen" Krieg führen, als der Tod ihn (1025) ereilte. Sein Bruder, Constantin IX., welcher sich bisher niemals mit der Regierung beschäftigt hatte, konnte jetzt nicht umhin, sich ihr zu widmen. Seine hauptsächlichste Sorge war, die Nachfolge im Reiche festzustellen. Basilius II., von unsinnigem, religiösem Wahne befangen, hatte ein Gelübde der Keuschheit abgelegt und war kinderlos. Constantin's drei Töchter waren alle schon alt. Eudocia hatte den Schleier genommen, Theodora, wahrscheinlich auch von Pfaffen bethört, wollte sich nicht verehelichen, Zoe war dazu bereit, allein sie hatte schon das bedenkliche Alter von acht und vierzig Jahren erreicht. Der Senator Romanus Argyrus wurde zu ihrem Gemahle auserkoren. Dieser lehnte, da er bereits verehelicht war, die angebotene Ehre ab, wurde aber durch die Drohung, geblendet oder getödtet zu werden, zum Bruche seiner Ehe gezwungen. Seine Gattin entsagte ihm und zog sich in's Kloster zurück und Romanus Argyrus wurde am Altare mit der alten Zoe verbunden. Bald darauf (1028) starb Constantin IX. Romanus III. folgte ihm nach. Zoe zog ihrem Gatten, ungeachtet ihrer vorgerückten Jahre, einen Paphlagonier, Namens Michael, welcher früher ein Geldwechsler gewesen war, vor. Romanus störte nicht ihr verbrecherisches Verhältniß, allein da er den Beiden unbequem war, wurde er durch Gift beseitigt (1034). Michael ehelichte die Mörderin und bestieg den Kaiserthron unter dem Namen Michael IV. Er war ein erbärmlicher, an Körper und Geist kranker Pfaffenknecht, der gerade noch Verstand und Gefühl genug besaß, Gewissensbisse empfinden zu können. Er betete in Sack und Asche an den Gräbern der gepriesensten Heiligen, während sein Bruder, der Eunuche Johannes, sich der Regierung bemächtigte. Im Jahre 1041 wurde Michael IV. Mönch, Zoe nahm dessen Neffen gleichen Namens, den Sohn eines Kalifaterers, an Kindesstatt an, welcher, unter dem Namen Michael V., Kaiser wurde. Doch seine Herrlichkeit war nicht

von langer Dauer. Schon im folgenden Jahre (1042) wurde er von Zoe und ihrer Schwester Theodora wieder gestürzt. Zoe erwählte in ihrem drei und sechszigsten Jahre Constantin X., Monomachus, zum dritten Gemahle und zum Beherrscher des oströmischen Reiches. Eine frühere Geliebte, Scleuera, wurde von Constantin X. zum Range einer Augusta erhoben und der Kaiser erschien öffentlich inmitten seiner beiden Weiber, ohne sich vor dem Volke zu schämen. Er überlebte sie Beide, starb aber auch schon im Jahre 1054.

Theodora, die alte Jungfrau, wurde, unter dem Einflusse von vier Eunuchen, zur Kaiserin erhoben, und ernannte auf deren Verwendung Michael VI., Stratioticus, zu ihrem Nachfolger. Theodora starb 1056. Michael VI. machte sich so lächerlich, daß er schon im folgenden Jahre (1051) abdankte, da er nicht hoffen konnte, den ihm entgegengestellten Kaiser, Isaak I., Komnenus, aus dem Felde zu schlagen. Unter der Herrschaft der Zoe, der Theodora und ihrer Anhänger waren die Reichthümer der Geistlichen unermeßlich angewachsen. Da diese steuerfrei waren, verlor der Staat bedeutende Einnahmen, und da die Drohnen nicht arbeiteten, wurden den Arbeitskräften des Volkes ein unverhältnißmäßig großer Theil des vorhandenen Kapitalvermögens entzogen. Diesem Uebelstande suchte Isaak I. entgegen zu wirken, was ihm aber natürlich von den Pfaffen als Sünde und Verbrechen ausgelegt wurde. Der Kaiser gerieth mit dem Patriarchen Michael Cerularius in gehässige Streitigkeiten und starb 1059. Constantin XI., Dukas, den er sich zum Nachfolger erwählt, hatte den Thron schon vor dem Tode Isaak's I. bestiegen. Constantin XI. und seine Frau Eudocia waren beide Schöngeister ohne tieferen Gehalt und ohne Thatkraft. Ihre drei Söhne: Michael VII., Andronicus I. und Constantin XII. folgten dem Vater, nach dessen Tode (1067), unter der Vormundschaft ihrer Mutter. Eudocia hatte sich zwar verpflichtet, sich nicht wieder zu verehelichen, reichte aber schon nach sieben Monaten dem General Romanus Diogenes, welcher wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt worden war, ihre Hand (1068). Die unglücklichen Schicksale dieses Kaisers haben wir weiter oben*) berührt. Er wurde von den Saracenen (1071) geschlagen und gefangen genommen, darauf des Thrones verlustig erklärt, und auch Eudocia wandte ihm den Rücken. Bei der Nachricht, daß Romanus von den Seldschuken in Freiheit gesetzt worden sei, brach ein Aufstand in Constantinopel aus. Eudocia wurde in ein Kloster gesperrt, Romanus, welcher sich selbst in die Hände seiner Feinde lieferte, mit geschorenem Haupte durch einen Theil Kleinasien's geschleppt und in so grausamer Weise geblendet, daß er an seinen Wunden starb (1071).

Constantin's XI. Sohn, Michael VII., zeichnete sich nur durch die Tugenden eines Mönchs und das Wissen eines Sophisten aus. Es fiel daher dem Nicephorus Botaniates nicht schwer, ihn zu stürzen. Michael VII. ward Mönch, erhielt den Titel Erzbischof von Ephesus und der glückliche Feldherr bestieg unter dem Namen, Nicephorus III., Botaniates, den Thron (1078). Eine Zeit lang dienten ihm die Komnenen, die einflußreichsten und begabtesten Menschen jener traurigen Zeit. Im Jahre 1081 erhob aber Alexius Komnenus das Banner der Empörung und warf seinen Gegenkaiser ohne große Mühe in's Kloster.

Während dieser inneren Wirren machten die Türken unaufhaltsam Fortschritte in Asien. Sie rückten bis an den Bosphorus vor und Sultan Soliman I. ließ sich in der Hauptstadt der christlichen Kirchenversammlungen, in Nicäa, nieder, von welcher aus er seine Herrschaft über den größern Theil von Kleinasien bis nach Armenien ausdehnte. Er nannte sein Gebiet, welches er aus den Trümmern des oströmischen Reiches bildete, Rum, wie einst die Römer ihren ersten Eroberungen in Asien und Afrika den Namen dieser Welttheile gegeben hatten.

*) S. § 44

§ 29. Frankreich bis auf Pipin (628—768.)

Von allen germanischen Königsgeschlechtern war dasjenige der Merovinger ohne Zweifel das grausamste. Die Herrschaft der meisten Fürsten der Welt gründete sich allerdings seit den ältesten Zeiten hauptsächlich auf das Schwert. Mit dieser Grundlage wich aller Orten die Herrschaft der Monarchen. Allein gewöhnlich standen der Gewalt doch auch einige Ideen stützend zur Seite, sei es, daß diese, wie bei den Gothen, in den Bedürfnissen der Nation, oder, wie bei den Mohammedanern, in den Religionsbegriffen ihren Grund hatten. Die Herrschaft der Merovinger war zwar auch nicht gänzlich entblößt von derartigen idealen Stützpunkten. Diese waren jedoch unstreitig schwächer, als bei den meisten andern Herrschergeschlechtern. Jeder Uebergang von alten zu neuen Zuständen ist mit Mühseligkeiten verbunden. Die Vernichtung alter Staatsverfassungen und Eigenthumsverhältnisse konnte niemals ohne Blutvergießen und Grausamkeiten bewirkt werden. Doch ungewöhnlich reich an Schandthaten und Verbrechen ist derjenige Uebergang, welchen die Merovinger vermittelten, der Uebergang von den römischen, zu den deutschen Zeiten im Lande Gallien. Der Anfang der Herrschaft der Merovinger ist bezeichnet durch die wildesten Mordthaten, welche die nächsten Verwandten gegeneinander begingen. Meineid und Treubruch waren zu keiner Zeit mehr an der Tagesordnung, als, da die Merovinger ihre Herrschaft begründeten und befestigten. Doch auf die Zeit furchtbarer Verbrechen folgte bald schon eine Erschlaffung, welche sich nur vergleichen läßt mit derjenigen der Abbasiden, als sie von ihren Großvezieren auf das Kircheugebet und die Münze beschränkt worden waren. Es ist ein ewiges Naturgesetz, daß Action und Reaction, Spannung und Abspannung, sich immer gegenseitig entsprechen. Nach diesem Gesetze folgte auf die übermäßige Spannung, welche von Chlodwig und seinen nächsten Nachfolgern mehr als ein Jahrhundert hindurch (von 481—628) ausgegangen war, eine Erschlaffung, die ohngefähr gleich lange dauerte (628—752). Doch wie im Urwalde neue Wipfel sich heben, wenn die alten Stämme morsch werden und die Kraft verlieren, neue Keime zu treiben, so treten auch an die Stelle der erschlaffenden Herrscher und Herrschergeschlechter neue und frischere Kräfte. Es ist eine unläugbare Wahrheit: der Einfluß eines Menschen reicht nicht weiter, als seine Arbeit. Wer zu arbeiten aufhört, verliert auch seine Wirksamkeit, wenn er auch noch alle seine Titel und Würden behauptet, und wenn die Arbeiter, welche in seinem Solde sind, ihm auch die Ehre und den Schein ihrer Thätigkeit lassen.

Die ersten Merovinger, von Chlodwig an, hatten die königliche Macht im Innern ihres Reiches mehr und mehr willkürlich gemacht, und ihre Eroberungen nach Außen hin erweitert. Unter ihren schwachen Nachfolgern verlor die königliche Gewalt an innerer Kraft und fielen die besiegten Völkerschaften, welche die Kraft dazu besaßen, namentlich die deutschen Stämme auf der linken Seite des Rheines, wieder ab. Doch aus den Trümmern der Herrschaft der Merovinger erhob sich diejenige ihrer obersten Diener, der lebenslänglichen Großhofmeister, welche von der stärksten ihrer Stützen, Karl I, den Namen Karolinger erhielten.

Nach einer Reihe der gräßlichsten Schandthaten war der Sohn Fredegunden's, Lothar II., im Jahre 616, alleiniger König des fränkischen Reiches geworden. Schon nach sechs Jahren (622) theilte er es aber wieder, in das Ost- und Westland (Austrasia und Neustrasia). Burgund wurde zu Neustrasia gerechnet. Nach mannigfaltigen Streitigkeiten ward Lothar's II. Sohn, Dagobert I., alleiniger Könige (628). Als dieser gestorben (638), wurde das Land von neuem in Austrasia und Neustrasia getheilt Die

beiden Söhne Dagobert's: Siegbert und Chlodwig waren unmündig, der erstere starb im Jahre 650, der andere im Jahre 656. Das entartete Königsgeschlecht erzeugte keine kräftigen Sprossen mehr. Die Könige starben alle jung und hinterließen unmündige Kinder, in deren Namen der lebenslängliche und erbliche Großhofmeister (major domus) herrschte. Auf Siegbert und Chlodwig folgten die Kinder des Letzteren: Lothar III. in Neustrasia und Childerich II. in Austrasia. Lothar starb schon 670, Childerich II. vertrieb zwar seinen Bruder Theuderich, der sich zum König in Neustrasia aufgeworfen hatte, wurde aber schon 673 ermordet. Theuderich kehrte nach Neustrasia zurück, Austrasia fiel Siegbert's II. Sohn, Dagobert, zu. Statt seiner herrschte Pipin von Herstall, welcher in der Schlacht bei Testri, Theuderich III. auf das Haupt schlug (687), durch diesen Sieg den Einfluß und die Bedeutung der Merovinger auf immer brach und die Macht seines Hauses begründete. Theuderich behielt zwar den königlichen Titel, allein Pipin wurde major domus in ganz Frankreich und vereinigte in seiner Person die gesammte Staatsgewalt.

Von dieser Zeit an erhielten die Könige aus dem merovingischen Hause nur einen geringen, überdieß unsicheren Jahresgehalt. Bei feierlichen Angelegenheiten traten sie noch als Könige auf, mußten aber die von ihren Hausmeistern ihnen vorgeschriebenen Reden hersagen, und hatten nicht den Muth, den Befehlen ihrer Vormünder zu widerstreben.

Das Reich der Franken gewann dabei, daß das schwache Herrschergeschlecht durch ein starkes ersetzt wurde. Pipin von Herstall brachte Ordnung in die inneren Verhältnisse des Reiches, und führte glückliche Kriege gegen die Friesen. Nach Pipin's Tode (714) entstanden zwar mancherlei Wirren. Doch schon im Jahre 731 hatte sein unehelicher Sohn, Karl Martell, die gesammte Macht des fränkischen Reiches wieder in seiner Person vereinigt. Die Kriege gegen die Friesen wurden mit Glück fortgesetzt. Die Baiern, Schwaben und Thüringer mußten sich unterwerfen. Den Glanzpunkt im Leben Karl Martell's bildet aber die Schlacht, in welcher er (Oktober 732) zwischen Tours und Poitiers die Mohammedaner schlug und die christliche Welt von der Gefahr befreite, dem Gesetze Mohammed's unterworfen zu werden. Dieser Sieg erhöhte den Einfluß und die Macht Karl Martell's in solchem Grade, daß sein Sohn, Pipin, auf welchen sich die Herrschsucht seines Vaters vererbte, daran denken konnte, die veraltete Königsfamilie vollständig zu beseitigen und sich mit seinen Nachkommen an deren Stelle zu setzen.

Die Völker müssen immer für die Vergehen ihrer Fürsten büßen. Wäre Pipin von edlen Beweggründen beseelt gewesen, hätte er das Wohl des fränkischen Volkes im Auge gehabt, so hätte er dasselbe Ziel, nach welchem er strebte, dadurch erreichen können, daß er die Frage: ob derjenige, welcher die Macht habe, oder der Ohnmächtige König heißen solle? seinem Volke vorgelegt hätte. Doch an das Volk dachte Pipin nicht, als er die Hand nach der Königskrone ausstreckte. Sein Beweggrund war nicht Vaterlandsliebe und Rechtsgefühl, vielmehr Herrschsucht und Ehrgeiz. Er richtete daher jene Lebensfrage nicht an das Volk der Franken, sondern an den Papst zu Rom. Indem er dieses that, gab er zu erkennen, daß er demselben das Recht einräume, über die fränkische Königskrone zu verfügen. Der Papst Zacharias, welcher damals von den Longobarden hart bedrängt wurde, des mächtigen Pipins bedurfte, um seine Feinde aus dem Felde zu schlagen und überdies wohl erkannte, daß die päpstliche Macht durch die Entscheidung der von Pipin angeregten Frage gehoben und daß durch eine dem Fragesteller günstige Antwort dieser gezwungen würde, das Uebergewicht der geistlichen über die weltliche Gewalt anzuerkennen — Zacharias trug kein Bedenken, zu erklären: es scheine ihm besser, daß derjenige, welcher die Macht habe, König heiße, als der falsche, d. h. der ohnmächtige König. Der Papst begnügte sich nicht damit, diese Antwort zu ertheilen, er befahl außerdem noch dem Könige und

Volke der Franken, daß Pipin, welcher die oberste Staatsgewalt ausübe, auch König genannt werde und bei feierlichen Gelegenheiten den Thron einnehme. Bonifacius, der s. g. Apostel der Deutschen, salbte Pipin zum Könige, und der letzte der Merovinger (Childerich III.) wurde in ein Kloster gesperrt, nachdem eine zu Soissons abgehaltene Nationalversammlung von der päpstlichen Erklärung Kenntniß genommen hatte (752).

Der Bund zwischen der größten weltlichen und der höchsten geistlichen Gewalt der Christenheit war geschlossen. Der Vortheil beider Mächte wurde dadurch gefördert. Beide strebten nach Befestigung und Ausdehnung ihrer Herrschaft, und machten Ansprüche, welche weder in dem Rechte, noch in der Vernunft irgend eine Begründung hatten. Die einzig richtige Grundlage der päpstlichen Gewalt lag in ihrem geschichtlichen Verhältniß zum Christenthume und in dem Glauben der Völker. Indem sich der Papst statt auf diese, auf das Schwert des Frankenkönigs stützte, wich er vom Geiste des Christenthums nicht minder ab, als von dem Glauben der Völker. Die Grundlage der Gewalt der fränkischen Könige war das Schwert und der Wille des fränkischen Volkes. Pipin, welcher, statt sich mit dieser zu begnügen, den Ausspruch des Papstes veranlaßte, verwies dadurch sein Volk selbst darauf, daß über der weltlichen eine höhere, geistliche Macht, über dem Volke und dem Könige der Franken der Papst stehe.

Im Jahre 754 kam der Papst Stephan, welchem Haistulph, der König der Longobarden große Gefahren bereitete, selbst nach Frankreich. Pipin zog ihm bei seiner Annäherung mit seiner Gattin, seinen Kindern und dem ganze Hofe entgegen. Im Angesichte des versammelten Volkes warf sich Pipin mit seinem ganzen Gefolge vor dem Papste zur Erde nieder, und begleitete ihn dann zu Fuß nach seinem Landsitz Pontyon.

Pipin versprach und leistete später dem flüchtigen Papste Hülfe gegen die Longobarden. Zum Danke dafür weihte Stephan Pipin und seine beiden Söhne und verbot den Franken, bei Strafe des Bannfluches, einen König aus einem andern, als aus dem Hause Pipin's zu erwählen.

Pipin ordnete in dieser Weise die weltliche Gewalt vollständig der geistlichen unter, und wenn er dadurch für seine Person die königliche Gewalt befestigte, so erschütterte er dieselbe für alle Könige, die nicht, gleich ihm, dem Papste vollständig huldigen und sich nur zu Vollstreckern seiner Befehle herabwürdigen ließen.

In den Jahren 755 und 756 zog Pipin über die Alpen und zwang den König Haistulph, die in Streit befangenen Städte und Bezirke abzutreten. In welcher Weise Pipin über diese Eroberungen verfügte, ist sehr bestritten. Die Päpste und ihre Anhänger behaupten, Pipin habe durch eine besondere Gesandtschaft die Schlüssel der Städte an den Papst geschickt und eine Schenkungsurkunde über alle den Longobarden abgenommenen Besitzungen zu dessen Gunsten beigefügt. Wir legen auf diese Acte sehr wenig Gewicht. Wollten die Päpste Nachfolger Christi, so konnten und durften sie keine weltlichen Herrscher sein. Zogen sie dagegen die weltliche Herrschaft vor, so mußten sie ihre geistliche Gewalt niederlegen. Ein Recht im höheren Sinne des Wortes konnten sie weder vom Standpunkte des Christenthums, noch von demjenigen der Vernunft auf den s. g. Kirchenstaat erlangen. Thatsache bleibt es aber immerhin, daß Pipin dem Papste half, seine Macht und sein Gebiet zu erweitern. Dieser förderte dagegen die Unternehmungen des Königs gegen die Baiern, Thüringer, Sachsen und Friesen, und that, was in seinen Kräften war, ihn und sein Haus auf dem neubestiegenen Throne zu befestigen.

§ 30. Karl I. (768—814).

Nach dem Tode Pipin's (24. September 768) folgten ihm seine beiden Söhne, Karl und Karlmann, nach. Der Gedanke der Fürsorge für die Kinder war im Mittelalter so vorherrschend, daß, ungeachtet aller Kriege und Zerrüttungen, welche die Theilung der Reiche unter die mehreren Söhne eines Fürsten zur Folgen hatte, immer neue Theilungen stattfanden. Pipin setzte sich über alle diejenigen Begriffe hinweg, welche ihn hinderten, den Thron zu besteigen. Er opferte die Familie der Merovinger seinem Ehrgeize und die kirchliche Freiheit seines Volkes seiner Herrschsucht auf. Allein er vermochte es nicht, sich von dem Standpunkte des Hausvaters auf den des Staatsmannes, von dem Felde des bürgerlichen Rechtes auf dasjenige des Staatsrechts zu erheben. Er vererbte das Frankreich, als wäre es ein Pachthof gewesen, nicht nach den Bedürfnissen des Volkes, sondern nach den Anforderungen der Herrscherfamilie, an seine beiden Söhne Karl und Karlmann. Das Reich wurde übrigens diesmal nicht, wie früher gewöhnlich, in Ost- und Westland, vielmehr in den Norden und in den Süden getheilt. Mit Mühe erhielt die Mutter, Bertha, den Frieden zwischen ihren Söhnen, Karl und Karlmann, aufrecht. Karlmann starb schon im Jahre 771. Karl setzte sich, unbekümmert um die Ansprüche der Kinder seines Bruders, in den Besitz der von demselben beherrschten Länder und behielt sie bis zu seinem Tode. Hätte sich Karl auf den staatsrechtlichen Standpunkt erhoben, wäre er geleitet worden durch den Gedanken des Volkswohles, so hätte er deßhalb nur Lob verdient. Allein er theilte selbst sein Reich unter seine Söhne, bewies so durch die That, daß er die Theilung des Reiches unter mehrere Erben für Recht hielt, und beging daher, von seinem eigenen Standpunkte aus, ein schweres Unrecht an seinen Neffen, indem er diese ihres väterlichen Erbes beraubte. In ähnlicher Weise, wie gegen seine Neffen, handelte Karl auch gegen seine Ehefrauen. Er verstieß seine erste Gattin, um sich mit der longobardischen Fürstentochter, Desiderata, zu vermählen und diese wieder, um dem Papste, der sich gegen diese Ehe erklärt hatte, keinen Anstoß zu geben. Die Beweggründe, welche den Menschen in dem engeren Kreise des Familienlebens leiten, sind in der Regel dieselben, unter deren Einflusse er auch auf dem größeren Felde des öffentlichen Lebens steht. Karl I. wollte herrschen, darum raubte er seinen Neffen ihre Erbschaft, bekriegte er die Sachsen und Baiern, die Mohammedaner in Spanien und die Longobarden in Italien. Er verband Klugheit mit Gewaltthätigkeit, und opferte die kirchliche Freiheit der von ihm unterworfenen Völker eben so willig, als seine Gattin, Desiderata, dem Papste auf, um sich dessen Beistand für seine weitgehenden Pläne zu sichern. Karl I. war unstreitig ein ausgezeichneter Kriegsmann. Dieses beweisen die furchtbaren Schlachten, welche er jenseits der Pyrenäen, der Alpen und des Rheines gewann. Er war ein weit blickender Staatsmann, obgleich er sich, was die Erbfolge im Reiche betrifft, nicht über den Standpunkt seiner Zeit erhob; er besaß eine seltene Einsicht in die Zustände seiner Zeit, verstand, diese durch Gesetze sich dienstbar zu machen, die herrschenden Vorurtheile zu seinen Gunsten zu benutzen, großartige Bauwerke zu schaffen und selbst Künste und Wissenschaften, insofern sie dem Despotismus huldigten, zu fördern. Doch das Ziel aller Bestrebungen Karl's I. war nicht das Wohl der Menschheit oder des von ihm beherrschten Volkes; er selber, seine eigene Herrschsucht und sein persönlicher Ehrgeiz bildeten den Götzen, dem er das Blut und den Schweiß aller an seinen Herrscherwagen geketteten Völker opferte.

Karl I. war schlank und stark gebaut. Er war sieben seiner Füße hoch und erfreute

sich einer festen Gesundheit. Sein Auge war lebhaft, sein Haarwuchs glänzend und reich, seine Stirne war leider etwas schmal und niedrig und deutete, im Verhältniß zu dem sonst mächtigen Haupte, an, daß sein Geist unter dem Einfluß wilder Triebe und rauher Leidenschaften stehe. Seine Haltung war ernst und würdevoll, doch verschmähte er nicht heitern Verkehr und fröhliches Zusammensein. In allen körperlichen Uebungen und ritterlichen Künsten war er Meister. Der Wohlklang seiner Stimme unterstützte seine natürliche Gabe der Beredsamkeit. Die Kriege, welche er führte und die Staatsgeschäfte, welche er leitete, hielten Karl nicht ab, unausgesetzt nach Vermehrung seiner Kenntnisse zu streben. In der lateinischen Sprache drückte er sich geläufig aus, die griechische lernte er als Mann. Geschichtliche Vorträge, die Redekunst und die Astronomie beschäftigten ihn noch in späteren Jahren. Auch schenkte er seine besondere Aufmerksamkeit den alten deutschen Liedern, welche er sorgfältig sammeln ließ.

Unter allen Kriegen, welche dieser Herrscher führte, war keiner grausamer, ungerechter und, trotz seiner Siege, schimpflicher für Karl I., als sein Kampf mit dem Volke der Sachsen. Dieser deutsche Stamm, welcher sich in die Westphalen an der Weser, die Ostphalen auf beiden Seiten der Elbe, und die Engeren in der Mitte zwischen beiden, theilte, war der letzte, in dessen Schooße die Urreligion und die Urverfassung unserer Nation noch bestand. Der Kampf zwischen Karl I. und den Sachsen war daher ein Krieg zwischen der alten und neuen Zeit, dem Heidenthum und dem Christenthum, dem Deutschthume der Vergangenheit und der Ordnung, welche sich auf den Trümmern des römischen Reiches durch die Mischung römischer, deutscher und christlicher Bestandtheile entwickelte. Ich gehöre nicht zu den Ruhmrednern der deutschen Urverfassung und der deutschen Urreligion*), ich betrachte die Staatsordnung, welche sich während des Mittelalters im Westen Europa's gestaltete, immerhin als einen Fortschritt gegenüber der furchtbaren Rohheit, der Menschenopfer und der Sklaverei der alten Deutschen. Allein Karl I. führte seine Kriege gegen die Sachsen nicht im Interresse der Civilisation, nicht zum Zwecke der Förderung einer reinen Menschlichkeit. Er kann die Folgen, welche er nicht beabsichtigte, nicht zu seinen Gunsten geltend machen. Er kann die Grausamkeiten, die er beging, nicht mit edlen Beweggründen, die ihn nicht leiteten, rechtfertigen.

Schon im Jahre 772 begann Karl seinen ersten Kriegszug gegen die Sachsen. Er verheerte ihr Land mit Feuer und Schwert, eroberte ihre Feste Ehresburg, und zerstörte ihr Stammheiligthum, die Irmensäule. Die Sachsen befolgten ihm gegenüber immer denselben Plan. Rückte Karl mit unermeßlicher Uebermacht heran, so fügten sie sich der Gewalt, stellten Geiseln, schworen Treue, ließen sich taufen und duldeten die ihnen zugesandten Mönche, Geistlichen und Beamten. Sobald aber der gehaßte Zwingherr mit seinen Schaaren abgezogen war, erhoben sich die Sachsen da und dort, überfielen die zurückgelassenen feindlichen Truppenabtheilungen, vertrieben die Pfaffen und Beamten und kehrten dann wieder in ihre zerstreuten Höfe zurück. Nur selten war es ihrem Führer Wittekind und dessen Waffengefährten Alboin möglich, zahlreiche Heere längere Zeit zusammen zu halten. Die Sachsen standen auf einer zu niederen Stufe der Bildung und verfügten nicht über hinreichende Mittel, um einer so furchtbaren Streitmacht, wie sie Karl I. besaß, auf die Dauer widerstehen zu können, zumal da Karl den Krieg mit einer unerhörten Grausamkeit führte. Im Jahre 782 erlitten die Franken eine schwere Niederlage am Berge Suntel im Braunschweigischen. Dafür nahm Karl eine Rache, welche seinen Namen ewig beflecken wird, indem er 4500 Sachsen, die ihm überliefert worden waren an der Aller abschlachten ließ. Wie diese Unglücklichen in seine Hände gelangt, ist nicht vollständig zu ermitteln, doch ist soviel gewiß, daß sie nicht Kriegsgefangene waren.

*) Siehe Buch III. §§ 55, 56.

Die Folge dieser Schandthat war eine neue Erhebung der Sachsen. Karl suchte nunmehr durch eine vollständige Verwüstung des Landes die Sachsen zur Unterwerfung zu bringen. Der Hunger wüthete unter dem Volke. Wittekind und Alboin gaben die Hoffnung auf, die Unabhängigkeit ihres Stammes zu retten. Auf wiederholte Einladung Karl's kamen diese beiden Führer der Sachsen zu ihm in die Stadt Attiniacum, empfingen dort die Taufe, reiche Geschenke und traten aus dem öffentlichen Leben zurück.

Bis zum Jahre 803 fanden nichtsdestoweniger wiederholte Aufstände der Sachsen statt. In diesem Jahre wurde endlich der Friede geschlossen. Die Sachsen mußten sich zur Taufe bequemen, den Zehnten der Geistlichkeit entrichten und, unter Beibehaltung des größern Theiles ihrer Stammesverfassung und Rechtsgewohnheiten, dem fränkischen Könige huldigen.

Um den Sachsen jede Möglichkeit des Widerstandes zu benehmen, ließ Karl 10,000 derselben mit Frauen und Kindern auf die linke Rheinseite fortschleppen. Die entvölkerten Landstriche schenkte er dem slavischen Stamme der Obodriten.

In ähnlicher Weise, doch mit geringerer Mühe, wurde Baiern unterworfen. Den Herzog Tassilo ließ Karl zum Tode verurtheilen (788) und ihn dann mit seinem Sohne in's Kloster sperren. Die Avaren vertrieb er aus Baiern und gründete die Markgrafschaft Oesterreich zum Schutze gegen die Einfälle der Fremden.

Während der Dauer des Sachsenkrieges machte Karl auch in Italien und in Spanien Eroberungen. Sein Vorgänger und Vater Pipin hatte, dem Wunsche des Papstes Stephan zufolge, die Longobarden in Oberitalien bekämpft. Auf das Gesuch des Papstes Hadrian brach Karl im Jahre 773 mit einem zahlreichen Heere auf, überfiel unversehens die Longobarden und machte ihrem Reiche ein Ende. Den König Desiderius, den Vater der von Karl verstoßenen Desiderata, steckte dieser in ein Kloster. Dessen Sohn Adelgis rettete sich durch die Flucht. Seine Versuche, das väterliche Reich wieder zu gewinnen, scheiterten. Karl I. verband mit seinen andern Ländern und Titeln auch noch das Königreich der Longobarden.

Karl hatte das Glück, in einer Zeit zu leben, da alle seine Grenznachbarn schwach oder durch innern Zwiespalt zerrissen waren. Das letztere war namentlich der Fall mit Spanien. Während Karl in Paderborn weilte, kam eine Gesandtschaft spanischer Mohammedaner zu ihm, welche ihn aufforderte, gegen die Ommijaden in Spanien einzuschreiten. Mit Vergnügen ergriff der Frankenkönig diese Gelegenheit zu neuen Eroberungen, zog (778) über die Pyrenäen und unterwarf sich das ganze Land bis zum Ebro, welchem er den Namen der spanischen Mark gab.*) Auf der Rückkehr erlitt Karl I. aber eine empfindliche Niederlage in dem Thale von Roncevalles, in welcher er sein ganzes Gepäcke, einen bedeutenden Theil seines Heeres und namentlich viele seiner berühmtesten Helden verlor.

Das freundschaftliche Verhältniß zum Papste, mit dessen Hülfe Pipin den fränkischen Königsthron errang, diente dessen Sohne dazu, seine weiter reichenden Pläne zu fördern. Karl stand mit allen Päpsten seiner Zeit im besten Einvernehmen. Diese fanden in ihm eine kräftige Stütze gegen ihre Feinde. Er unterwarf ihrer Herrschaft seine ererbten und selbsterworbenen Unterthanen und eröffnete den Päpsten dadurch zugleich neue Quellen von Macht und Reichthümern. Papst Leo hatte den Frankenkönig (799) in Deutschland besucht. Eine gewöhnliche Königskrone genügte dem Ehrgeize Karl's I. nicht mehr. Das römische Reich sollte wieder hergestellt und dem Beschützer der römischen Kirche übergeben werden. Also verabredeten der mächtigste, weltliche und der höchste kirchliche Fürst des Abendlandes. Karl zog, im Jahre 801, mit einem Heere nach Italien und als

*) S. oben § 22.

er zu Rom in der Kirche des Apostels Petrus vor dem Altare betete, setzte ihm verabredetermaßen, Leo eine Krone auf das Haupt und rief vor allem Volke laut aus: „Heil und Sieg dem erlauchten Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Kaiser der Römer!"

Kaiser und Papst spielten ihre Rollen gut. Das Volk, welches die Pläne seiner Despoten nicht kannte, stimmte in den Ruf des Papstes ein, und was eine überraschte, gaffende Menge ohne Sinn und Verstand rief, wurde für eine Bestätigung des Volkes ausgegeben. In ähnlicher Weise, wie Pipin König, wurde Karl I. Kaiser. Die beiden Despoten verstanden sich und wußten, was sie wollten. Die uneingeweihte Menge wurde getäuscht und hatte Jahrhunderte hindurch die Folgen des an ihr verübten Betruges zu dulden.

Das römische Reich im Abendlande war gefallen, der oströmische Kaiser erkannte denjenigen des Westens nicht an. Dessen ungeachtet waren an den Titel eines römischen Kaisers die mannigfaltigsten Ansprüche und Begriffe geknüpft, mit deren Hülfe die Völker in die alt-römische Knechtschaft zurückgeführt werden mochten. Der König der Franken besaß keineswegs jene unumschränkte Gewalt, welche die römischen Kaiser des Ostens noch behaupteten, und welche alle römischen Kaiser seit Octavian ausgeübt hatten. Von dem Augenblicke an, da Karl I. aus den Händen des Papstes die römische Kaiserkrone empfangen hatte, bemühte sich der eine, die ganze Fülle der Gewalt der Nachfolger Octavian's an sich zu reißen, und der andere, das Recht der Verfügung über alle Kronen der Erde geltend zu machen. Die römische Staatsverfassung und das römische Recht überhaupt, welche bis dahin für das Reich der Franken durchaus keine praktische Bedeutung gehabt hatten, fingen an, eine solche zu gewinnen, und die Päpste, welche früher nur Bischöfe von Rom, Primaten von Italien und Apostel des Westens zu sein behauptet hatten, schwangen sich auf zu Herrschern, welche hoch über allen Königen und Kaisern der Erde standen. Allerdings sprangen diese Folgen nicht unmittelbar an das Licht des Tages hervor, doch sie entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte. Die durch Karl I. wieder hergestellte römische Kaiserwürde bestand ein Jahrtausend lang und bildete den Angelpunkt der Kämpfe des gesammten Mittelalters. Die durch ihn gleichzeitig so hoch gehobene päpstliche Würde besteht noch fort und schwere Kämpfe werde ihrem endlichen Sturze vorangehen.

Karl I. war nicht ein sinnlos wüthender, sondern ein wohl berechnender Despot. Freiheit, Nationalität und alte Sitte rottete er mit Gewalt aus, wo sie seinen herrschsüchtigen Plänen im Wege standen. An die Stelle der ursprünglich deutschen, volksthümlichen Einrichtungen sucht er aller Orten eine von seinem Herrscherwillen unbedingt abhängige Organisation zu setzen. Die Versammlungen des Volkes in größeren und kleineren Abtheilungen hätte er am liebsten in Versammlungen seiner Dienstleute umgewandelt. Doch der Adel war zu seiner Zeit schon zu mächtig, als daß Karl ihn leicht hätte unterjochen können und in derselben geistlichen Macht, welche er so sehr vergrößerte, zog er eine gefährliche Nebenbuhlerin der kaiserlichen Gewalt heran. Derjenige Despotismus, welcher neben sich einen andern hat, der mit ihm zu ringen vermag, ist aus diesem Grunde schon nicht unumschränkt. Der Despotismus des christlichen Mittelalters spaltete sich in den kirchlichen und weltlichen, und war darum nicht so schlimm, als derjenige des Ostens, woselbst beide Gewalten untrennbar verbunden waren. Es gelang dem thätigen Karl, die volksthümlichen Einrichtungen in der Rechtspflege, der Kriegsverfassung und dem Abgabenwesen zu verdrängen. Allein die Grundverfassung der Reiche des Abendlandes blieb, ungeachtet aller seiner Anstrengungen, wesentlich eine aristokratische. Ein persönlich kräftiger und durch die Zeitverhältnisse begünstigter Fürst mochte den stolzen Adel eine Zeit lang bändigen, doch sobald ein schlafferer Regent die Zügel wieder fallen ließ, zeigte sich die Monarchie bald wieder in ihrer Ohnmacht.

Die Rechtspflege legte Karl I. in die Hände königlicher Beamten, entfernte die frühere Oeffentlichkeit dadurch, daß er die Gerichte aus der freien Natur in enge Zimmer verlegte, und drückte den Einfluß der Schöffen, welche Recht und Urtheil finden sollten, so tief herab, daß sie bloße Werkzeuge der von ihm ernannten Richter wurden. Die Kriegsverfassung wurde unter Karl eine Mischung der altdeutschen Volkswehr, und des, mehr und mehr sich entwickelnden, Lehensdienstes. So lange Karl herrschte, gelang es ihm, bedeutende Aufgebote der ersteren zusammen zu bringen. Seinen schwächeren Nachfolgern wurde dieses immer schwerer. Die Volkswehr verlor an Bedeutung, je unvolksthümlicher die Herrscher wurden, nur der Lehensverband gab in späteren Zeiten den Fürsten einen festen Rückhalt. Vor Karl wurden die Bedürfnisse des Staates fast ausschließlich aus den Erträgnissen der königlichen Güter bestritten. Die Zölle, Lehensabgaben, Strafgelder und das Erbrecht des Staatsschatzes brachten nur weniges ein. Karl zwang seine Völker zuerst, ihm Abgaben zu entrichten, an welche sie früher nie gewöhnt gewesen waren. Namentlich erhob er für seine Hofhaltung, seine Beamte und seine Heere bedeutende Lieferungen an Lebensmitteln.

Karl I. wußte, daß geordnete Finanzverhältnisse die Grundlage aller Herrschaft bilden. Er wandte daher den Finanzen seines Reiches und namentlich der Verwaltung der Staatsgüter die angestrengteste Aufmerksamkeit zu. Er beförderte die Flußschifffahrt, faßte den Plan, Donau und Main, durch die Rednitz und Altmühl, mit einander zu verbinden, baute eine hölzerne Brücke über den Rhein bei Mainz, verschiedene Paläste zu Ingelheim, Aachen und an der fränkischen Saale, und unter den Gelehrten, mit denen er sich umgab, verdienen der Angelsachse Alcuin und der Geheimschreiber Karl's, Eginhard, dem er sogar eine seiner Töchter zur Frau gab, hervorgehoben zu werden

Karl I. hatte sein Reich schon im Jahre 806 unter seine drei Söhne: Karl, Pipin und Ludwig getheilt. Doch die beiden älteren derselben starben vor dem Vater, Karl kinderlos, Pipin mit Hinterlassung eines Sohnes, Namens Bernhard. Dieser sollte, unter der Oberhoheit Ludwig's, Italien als König besitzen. Nachdem Karl I. fast ein halbes Jahrhundert geherrscht hatte, erkannte er die Nichtigkeit aller seiner Bestrebungen. Den Trost, den er in sich selbst nicht fand, suchte er dadurch zu gewinnen, daß er die schon viel zu reiche Kirche mit den Gütern, die er seinen gedrückten Völkern abgepreßt hatte, überschüttete. Zwei Drittheile seines Schatzes hinterließ er den ein und zwanzig Erzbisthümern seines Reiches und von dem letzten Drittel zwei Viertheile seinen Kindern und Enkeln, ein Viertheil den Armen und das letzte hinwiederum den Erzbisthümern. Diese erhielten also neun Theile, die Armen nur einen. Ohne Zweifel ging der Antheil der Armen, wie gewöhnlich, den Reichen zu. Allein Karl I. gedachte doch wenigstens der Armen in seinem letzten Willen, was spätere Herrscher selten, die neueren fast niemals thaten. Karl starb am 28. Januar 814, im Alter von zwei und siebenzig Jahren.

§ 31. Frankreich bis zum Jahre 1095.

In weniger als einem halben Jahrhundert (752—801) hatten sich die Karolinger von erblichen Großhofmeistern zu Königen des fränkischen und Kaisern des römischen Reiches hinangeschwungen. Doch schneller, als sie gestiegen waren, fielen sie wieder, und ihr Sturz war tiefer, als ihr Aufschwung hoch gewesen. Ludwig I., der einzige Sohn, welcher Karl I. überlebte, führte den Beinamen des „Frommen," weil er an habsüchtige Pfaffen den größern Theil der Staatsgüter verschenkte und die Aeußerlichkeiten der katholischen Kirche kleinlich und genau befolgte. So sehr war damals schon das Christenthum gesunken, daß ein Mensch, welcher seine heiligsten Pflichten versäumte, fromm genannt wurde, als ob, nach der Lehre Christi, eine Frömmigkeit im Widerspruche mit Pflicht und

Gottesdienst im Gegensatze von Menschendienst bestehen könnte? Ludwig I. besaß den ganzen Aberglauben seines Vaters und dessen unverminderte Vorliebe für die Geistlichkeit, ohne die kriegerische Tapferkeit, die Thatkraft und den Scharfblick desselben. Je straffer Karl I. die Zügel der Herrschaft angezogen hatte, desto schwerer wurde es seinem schwachen Sohne, sie zu führen. Trotz seiner gerühmten Frömmigkeit war Ludwig I. in hohem Grade ungerecht. Karl I. hatte ihm seine drei Nebensöhne: Drago, Hugo und Theodorich und seinen Enkel, Pipin's Sohn, Bernhard, dringend empfohlen. Ludwig I. entzog aber den drei Ersteren das väterliche Erbe, rief seinen Neffen Bernhard, welcher unter seiner Oberhoheit Italien beherrschte, von da zurück und hielt ihn aus Argwohn ein ganzes Jahr bei sich. Schon im Jahre 817 theilte Ludwig I. sein Reich unter seine drei noch unmündigen Söhne. Der älteste, Lothar I. sollte Kaiser sein, der zweite, Pipin, Aquitanien, der dritte, Ludwig I., Baiern beherrschen. Diese Theilung erregte allgemeine Mißstimmung. Bernhard, welchen Ludwig der „Fromme" (815) wieder nach Italien entlassen hatte, griff zuerst zu den Waffen, gelangte aber durch Verrath in seines „frommen" Oheim's Gewalt, welcher ihn zum Tode verurtheilen ließ. Das Urtheil wurde auf Anstiften der Gattin Ludwig's, Irmengard, auf grausame Weise vollzogen. Bernhard wurde geblendet und starb in Folge davon nach wenigen Tagen. Die Reue, welche Ludwig I. später über diese That öffentlich kund that, vermehrte nur noch die Verachtung, in welcher dieser schwache Fürst schon stand. Nach dem Tode der Irmengard vermählte sich Ludwig der „Fromme" zum zweiten Male mit Judith, der Tochter des baierischen Grafen Welf. Sie gebar (823) einen Sohn, welcher später unter dem Namen Karl des „Kahlen" eine armselige Berühmtheit errang. Ludwig hatte seinen Nachlaß schon getheilt, bevor Karl geboren war. Der jüngste Sohn war dem Vater der liebste und wurde von diesem besonders begünstigt. Pipin nahm seinen Vater und Judith (830) gefangen und zwang den erstern, eine Mönchskutte anzulegen. Mit Hülfe Ludwig's des „Deutschen" wurde zwar der alte Kaiser in seine Rechte wieder eingesetzt. Er machte dann aber wieder so viele dumme Streiche, daß seine drei ältesten Söhne sich von neuem gegen ihn empörten. Lothar nahm seinen Vater gefangen und zwang ihn, seine Waffen feierlich niederzulegen, ein Geständniß seiner Fehler öffentlich abzulesen und Buße zu thun. Die drei Brüder veruneinigten sich bald und der alte Ludwig wurde (835) zum zweiten Male gekrönt. Doch Ludwig war unverbesserlich. Die Jagd, das Gebet und gelehrter Unsinn nahmen alle seine Zeit in Anspruch, während ein tüchtiger Mann vollauf zu thun gehabt hätte, um die verwickelten Regierungsgeschäfte in jenen schwierigen Zeiten zu erledigen. Die Unterbeamten fühlten, daß sie nicht überwacht würden, und drückten das Volk, der Adel und die Geistlichkeit griffen um sich, so weit, als sie wollten. Normänner und Saracenen plünderten die Küstenländer. Die neuen Theilungspläne, welche Judith unausgesetzt betrieb, machten den Besitz unsicher, welchen die drei ältesten Söhne festhalten wollten. Ränke und Gewaltthaten dauerten fort, bis Ludwig I. auf einer Rheininsel bei Ingelheim, am 30. Juni 840, starb. Sein Sohn, Pipin, war ihm (838) vorausgegangen. Blutiger Krieg brach aus. Karl der „Kahle" und Ludwig schlugen zwar in der Schlacht bei Fontenay (841) ihren Bruder Lothar. Doch vergingen zwei Jahre, bevor (im August 843) der berühmte Vertrag von Verdun zu Stande kam. Durch diesen wurden Ludwig dem „Deutschen" ganz Deutschland diesseits des Rheines, der östliche und mittlere Theil der Schweiz und die Bisthümer: Speier, Worms und Mainz auf der linken Rheinseite zugetheilt, nur Friesland war davon ausgenommen, dieses erhielt Kaiser Lothar, welchem außerdem Italien, das Land zwischen dem Rhein, der Schelde, Maas, Saone und Rhone, nebst einem kleinen Striche jenseits der Rhone, zufiel. Karl der „Kahle" endlich erhielt das Land im Westen von Lothar's Antheil: Neustrasia, Aquitanien, die spanische Mark, Septimanien und einen Theil von

Burgund. Obgleich bei diesem Vertrage durchaus keine Rücksicht auf Staatswohl und Nationalität genommen wurde und namentlich zwischen Frankreich und Deutschland ein drittes Land, welchem durchaus keine nationale oder geschichtliche Bedeutung zur Seite stand, eingeschoben wurde (Lothar's Antheil, Lotharingen), so war diese Theilung doch die Grundlage der neuen Staatenbildung. Die beiden Reiche, welche eine bestimmte Lebensfähigkeit besaßen: Deutschland und Frankreich, trennten sich allmählig von einander. In der Mitte zwischen beiden bildeten sich dagegen eine Reihe kleinerer Staaten mit wechselnden Grenzen: das Königreich Provence, Burgund diesseits und jenseits des Jura, Hoch- und Nieder-Burgund und Lotharingen. Aus der spanischen Mark, am Fuße der Pyrenäen, entwickelten sich allmälig die Königreiche Navarra und Catalonien. Karl der „Kahle" besaß zwar, gleich seinem Vater, eine gewisse Scheingelehrsamkeit, allein es fehlte ihm gänzlich an allen Herrschergaben; er war weder Krieger, noch Staatsmann. Er war den wilden Normännern und Bretagnern, welche das Reich verwüsteten, durchaus nicht gewachsen. Dessenungeachtet griff er, nach Lothar's Tode, nach dessen Erbe. Er mußte sich jedoch (870) zu einer Theilung verstehen, in deren Folge Ludwig der „Deutsche" das linke Rheinufer von Basel bis jenseits Metz und Aachen, Karl aber den Rest von Lothar's Erbschaft erhielt. Die Kinder Karl's des „Kahlen" waren alle übel gerathen und bereiteten ihrem Vater nur Verlegenheiten. Die Verwirrung im Reiche nahm überhand. Wenig half es ihm, daß er nach Lothar's Tode die Kaiserwürde erlangte. Doch obgleich Karl der „Kahle" durchaus unfähig war, seine eigenen Besitzungen zu behaupten, suchte er nach seines Bruders, Ludwig des „Deutschen," Tode (876) einen Theil der von diesem hinterlassenen Länder an sich zu reißen. Erst nach einer Niederlage bei Andernach gab er diese Bestrebungen wieder auf. Endlich starb er im Oktober 877. Sein Sohn, Ludwig der „Stammler," war schwach und kränklich und starb schon 879. Dessen Sohn, Karl der „Einfältige," wurde erst nach seines Vaters Tode geboren. Die königliche Regierung verlor alles Ansehen. Die Mächtigen thaten nach Gefallen. Der Graf von Vienne, Boso, der Schwager Karl's des „Kahlen" und der Gemahl der Tochter Kaiser Ludwig's II., warf sich zum König eines neuen Reiches, welches Provence genannt wurde, auf, beherrschte es bis zu seinem Tode (889) und sagte sich von dem Könige der Franzosen vollständig los. Die Markgrafen von Barcelona, die Herzoge von Aquitanien, die Grafen von Toulouse und viele andere Fürsten, Grafen und Herren erkannten den König von Frankreich nur zum Scheine an. Im Jahre 884 übergaben die französischen Großen die Krone Karl dem „Dicken," dem dritten Sohne Ludwig's des „Deutschen," welcher damals Deutschland und Italien besaß. Doch auch er war blos ein Schattenkönig. Im Jahre 888 erwählten die Großen des Reiches den Grafen Odo von Paris, welcher diese Stadt gegen die Normänner tapfer vertheidigt hatte, zu ihrem Könige. Odo kämpfte mit Kraft gegen die Normänner, wurde aber von einer Partei, an deren Spitze der Erzbischof Fulko von Rheims stand, und welche den jungen Karl zum König ausrief, nicht anerkannt. Er besiegte diese zwar, mußte aber seine beste Kraft in diesem Bürgerkriege vergeuden. Nach Odo's Tode (898) wurde Karl der „Einfältige," welcher mittlerweile das Jünglingsalter erreicht hatte, als König ausgerufen. Er war sein Lebenlang nur ein Werkzeug in den Händen der Großen, die ihn umgaben. Sein einziger wahrer Freund, Fulko, ward im Jahre 900 ermordet. Die Normänner, welche dazumal Frankreich verwüsteten und plünderten, verstand er nur dadurch zu versöhnen, daß er ihrem Herzoge Rollo seine Tochter zum Weibe, die Normandie zum Lehen und die Bretagne zum Afterleben gab. Beim Aussterben der deutschen Karolinger (911) fielen die Lothringer unter ihrem Herzoge Rainer von Deutschland ab und schlossen sich an Frankreich. Lothringen umfaßte übrigens damals nur einen kleinen Theil des Reiches Lothar's I., nämlich die Gegenden um die Mosel, die Maas

und die Nordsee. Im Jahre 922 wurde Karl der „Einfältige," von Robert, Odo's Bruder vom Throne gestoßen. Robert fiel in einer Schlacht gegen die Freunde Karl's (923). Die Gegner der Karolinger erwählten Rudolph von Burgund zum Könige; Karl der „Einfältige" wurde von allen seinen Anhängern verlassen und starb nach mannigfaltigen Qualen (929). Sein Sohn, Ludwig IV. (Ultramarinus), d. h. der über das Meer geflüchtete, kam nach Rudolph's Tode (936) auf den französischen Thron. Er erklärte sich ein Jahr nach seiner Krönung für volljährig und brachte durch Umsicht und Thatkraft die königliche Gewalt wieder zu einigem Ansehen. Allein er benützte diese dazu, dem minderjährigen Sohne des Herzogs der Normandie seine Erbschaft zu entziehen, verwickelte sich dadurch in einen schlimmen Streit mit den Normannen, wurde von diesen hinterlistiger Weise gefangen und kam erst nach großen Opfern (946) wieder in Freiheit. Nach seinem Tode (954) folgte sein Sohn Lothar und diesem (986) sein Sohn Ludwig der „Faule." Letzterer starb (987) und schloß das Haus der Karolinger.

Die beiden einzigen Sprößlinge dieses Stammes waren Lothar's Bruder, Karl, und dessen Sohn. Karl war Herzog von Lothringen, welches jetzt wieder unter deutscher Oberlehensherrlichkeit stand. Er war in Frankreich nicht beliebt. Hugo Capet, der Sohn des sogenannten großen Hugo, welcher zur Zeit Ludwig's IV. (Ultramarinus) einen übermächtigen Einfluß auf dessen Regierung ausgeübt hatte, der Enkel jenes Robert, welcher im Kampfe gegen Karl den „Einfältigen" seinen Tod gefunden, der Großneffe jenes Grafen Odo von Paris, der die französische Krone schon zehn Jahre getragen hatte, — schwang sich nach Ludwig's des „Faulen" Tode auf den französischen Königsthron. Der Kampf zwischen Karolingern und Capetingern hatte ein Jahrhundert gedauert. Die Capetinger spielten den Karolingern gegenüber eine ähnliche Rolle, als diese früher den Merovingern gegenüber gespielt. Pipin hatte sich auf den Papst gestützt, Hugo Capet verließ sich auf sein gutes Schwert, indem er die Ständeversammlung zu Compiegne, welche für Karl von Lothringen günstig gestimmt war, mit Gewalt auseinander trieb. Hugo Capet hatte eine ansehnliche Hausmacht. Er war Graf von Paris und Orleans, Herzog von Isle de France und besaß große Güter in der Picardie und der Champagne. Auch hatte er mächtige Verwandte, namentlich in Burgund, wo sein Bruder herrschte. Er nahm den Herzog Karl von Lothringen durch Verrath gefangen und ließ ihn nicht wieder frei, bis zu des Unglücklichen Tode (991). Dessen Sohn Otto starb im Jahr 1006, zwei Söhne, die ihm in der Gefangenschaft geboren waren, entkamen nach Deutschland und endeten dort im Dunkeln. Hugo Capet war vor allen Dingen darauf bedacht, die Krone seiner Familie zu sichern. Er ließ schon im Jahre 988 seinen Sohn, Robert I., zu seinem Nachfolger ernennen, welcher ihm nach seinem Tode (997) folgte. Dieser war von dem Abte Gerbert erzogen worden und zeichnete sich durch seine Unterwürfigkeit unter den Willen des Papstes aus. Seine Gemahlin, die Wittwe des Grafen Odo von Champagne, welche mit ihm verwandt war, stieß Robert I. von sich, als der Papst Gregor V. diese Ehe für ungültig erklärte. Zwar widerstrebte er anfangs dem gegen ihn geschleuderten Bannfluch; als Bertha aber eine Mißgeburt zur Welt brachte, wurde sein abergläubiger Sinn so tief erschüttert, daß er sich dem ungerechten Gebote des herrschsüchtigen Papstes fügte. Er ging eine zweite Ehe mit der hochmüthigen Constantia, der Tochter eines aquitanischen Grafen, ein, mit welcher er nicht auskommen konnte und lebte dann in doppelter Ehe, mit Bertha und Constantia, wogegen der Papst nichts einzuwenden fand. Das Herzogthum Burgund, welches (1002) der französischen Krone anheimfiel, verlieh Robert I. seinem Sohne Heinrich, von welchem es auf dessen jüngern Bruder, Robert, überging. In dessen Hause verblieb es bis zum Jahre 1361.

In seiner Familie hatte Robert I. viel Kummer, Hader und Streit. „Constantia

begünstigte ihre Kinder und verfolgte diejenigen ihrer Nebenbuhlerin Bertha. Als endlich Robert I. (1031) starb, arbeitete Constantia ihrem eigenen Sohne, Heinrich I., dermaßen entgegen, daß dieser zu dem Herzog Robert II. der Normannen floh und nur mit dessen Hülfe sich auf dem Throne behauptete. Constantia starb schon im folgenden Jahre (1032). Heinrich war undankbar gegen den Mann, welcher ihm so treue Dienste geleistet hatte, und verwickelte sich dadurch in Streitigkeiten mit den Herzogen der Normandie, welche sich von einer Regierung zur anderen und von Jahrhundert zu Jahrhundert schleppten. Heinrich I. ehelichte eine Tochter des russischen Großfürsten Jaroslaw I., Anna, welche ihm ansehnliche Schätze mitbrachte. Sein Sohn, Philipp I., der bei des Vaters Lebzeiten schon zum Könige gesalbt und gekrönt war, stand zuerst unter der Vormundschaft des Grafen Balduin V. von Flandern. Nachdem er die Regierung selbst übernommen hatte (1067), führte er langwierige Kriege mit den Söhnen und Enkeln seines Vormunds, verstieß seine Gemahlin, ging eine zweite Ehe ein, welche der Papst für ungültig erklärte, und gerieth dadurch in betrübende Streitigkeiten mit der französischen Geistlichkeit und dem römischen Papste, Urban II. In der Zeit seiner Regierung wurde England von den Normännern erobert, ein Ereigniß, welches besonders folgenreich für Frankreich war, indem die Könige von England als Herzoge der Normandie dadurch Lehensleute der französischen Könige wurden. Schon unter Philipp I. begannen jene Kriege mit England, welche beiden Reichen zum Fluche und zum Verderben wurden, und die Kreuzzüge, deren Geschichte wir im nächsten Buche geben werden.

§ 32. Italien.

Ein Staatsmann, welcher mehrere Jahrzehnte lang den größten Einfluß auf die Geschicke Europa's übte, erklärte zwar, Italien sei nur ein geographischer Begriff. Doch der unparteiische Geschichtschreiber kann dieser Ansicht nicht beipflichten. Italien deutet durch seine geographische Lage, gleich der pyrenäischen Halbinsel, gleich Frankreich und Deutschland an, daß es zu einem selbstständigen Dasein bestimmt sei, allein die geographische Einheit eines Landes genügt nicht, demselben seine staatliche Einheit und Selbstständigkeit zu sichern. Wenn der Grund und Boden die Voraussetzung jedes Staatsverbandes, so bildet die Beschaffenheit seiner Bewohner die wesentliche Grundlage ihrer Rechte und ihrer Pflichten. Vor Jahrtausenden gab es keine italienische Nation, keine durch gemeinsame Abstammung und Sprache und durch den gemeinsamen Besitz eines Landes innig verbundene Gesellschaft. Eine solche besteht aber jetzt. Es gibt einen höhern Willen, als die Laune der Despoten und eine höhere Macht, als deren Heere. Die Despoten haben Italien, wie so manches andere blühende Land, zerrissen und getheilt. Doch der stille Entwickelungsgang der Nation hat eine gemeinsame Sprache, eine gemeinsame Literatur, eine gemeinsame Geschichte und gemeinsame Bestrebungen für die Vereinigung der getrennten Glieder der italienischen Familie zu dem gemeinschaftlichen Besitze der Halbinsel im Süden der Alpen hinzugefügt. Vor dem Richterstuhle des unparteiischen Geschichtschreibers sind die Gemeinschaften, welche die Italiener unter sich verbinden, bedeutungsvoller, als die Grenzen, welche ihnen inländische und ausländische Despoten seit Jahrhunderten aufgedrungen haben. Es war eine Zeit, in welcher die italienischen Päpste nach geistlicher und die deutschen Kaiser nach weltlicher Herrschaft über die gebildete Erde rangen. Diese Zeit ist verschwunden. Die deutschen Kaiser sind untergegangen und die italienischen Päpste gehen ihrem Untergange mit raschen Schritten entgegen. Die Deutschen werden gerne die weltlichen Ansprüche ihrer Herrscher auf Italien fallen lassen, wenn die Italiener den geistlichen Ansprüchen ihrer Päpste keinen Haltpunkt mehr bieten.

Die Zeiten der ungleichen Gesellschaften entfernen sich immer weiter und die Jahrhunderte der Gleichheit rücken uns näher. Da wir Italien und das italienische Volk als ein großes Ganzes betrachten müssen, und es die Aufgabe des Geschichtschreibers ist, die Vergangenheit der Nationen im Lichte der Gegenwart darzustellen, werde ich nicht, wie von den meisten Schreibern der Weltgeschichte geschieht, Italien's Vergangenheit bei Gelegenheit auswärtiger Völker, sondern selbstständig beschreiben.

Das italienische Volk hat ähnliche Schicksale gehabt, wie das deutsche. Während es den geistlichen Despoten eines großen Theiles der Erde (den Päpsten) zum Stützpunkte ihrer Gewalt diente, verlor es seine eigene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, wie das deutsche Volk die seinige, während es seinen weltlichen Despoten (den Kaisern) Kriegsfolge leistete.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts nach Christus bildete Italien den Tummelplatz der wildesten Leidenschaften inländischer und auswärtiger Räuber und Eroberer. Im Norden hatten sich die Longobarden festgesetzt und suchten von da aus ihre Macht über ganz Italien auszubreiten; in Rom begnügten sich die Bischöfe nicht mit einer immer wachsenden geistlichen Herrschaft, sie strebten auch darnach, sich ein Reich in dieser Welt zu gründen, unbekümmert darum, daß Christus, von welchem sie ihre Herrschaft ableiteten, ausdrücklich erklärt hatte, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Die Besitzungen der griechischen Kaiser in Italien*) wurden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwankender.

Die Saracenen und die Normänner, die Päpste und die weströmischen Kaiser benützten die mannigfaltigen Verlegenheiten, in denen sich die byzantinischen Kaiser befanden, deren Besitzungen an sich zu reißen. Inmitten aller dieser, blos die Befriedigung persönlicher Leidenschaften bezweckender, Kämpfe machte sich übrigens da und dort auch der Sinn für Unabhängigkeit und Freiheit geltend. Der gewaltige Despotismus der römischen Kaiser war gebrochen und wenn an dessen Stelle auch viele kleine Despoten traten, so vermochten diese doch nicht, alle Geistesblüthen, welche da und dort keimten, abzustreifen, und alle edleren Bestrebungen, die sich namentlich in mehreren Städten geltend machten, zu erdrücken.

Die Longobarden, welche anfangs einer der wildesten und rohesten Stämme der Deutschen gewesen waren, nahmen unter dem Einflusse der höher gebildeten Menschen, in deren Mitte sie lebten, bald mildere Sitten und Lebensgewohnheiten an. Doch brach sich auch die ungestüme Kraft ihrer Kriegslust an den Genüssen, welche ihnen das reiche Land bot. Unter König Rotharis (636—652) wurde mit der Aufzeichnung der longobardischen Gesetze der Anfang gemacht. Durch Grimoald (662—671), Luitprand (712—744), Rachis (744—749) und Aistulf (749—756) wurde das longobardische Gesetzbuch zu Ende gebracht. Das Reich der Longobarden ging unter den Schlägen, welche Pipin und Karl I. ihm versetzten, zu Grunde. Doch ihre Gesetze blieben bestehen und haben bis auf unsere Tage praktische Bedeutung behalten. Das longobardische Gesetz zeichnet sich in manchen Beziehungen vortheilhaft vor anderen, gleichzeitigen Rechtsbüchern aus. Während heimathlose Flüchtlinge bei andern deutschen Stämmen durchaus rechtlos, wurden sie, wenn sie waffenfähig waren, in die Reihen der longobardischen Krieger aufgenommen, und konnten selbst das Recht erwerben, nach ihren heimathlichen Gesetzen zu leben. Das longobardische Gesetz erklärte früher, als alle übrigen, um ein Jahrtausend früher, als die Weisheit deutscher Rechtsgelehrten, den Hexenglauben für eine Ungereimtheit und die Tödtung einer Hexe für eine Mordthat. Den Zweikampf, welcher im Anfange des Mittelalters und Jahrhunderte später noch als das sicherste Mittel der Entscheidung zweifelhafter Fragen angesehen wurde, ließ das longobardische Gesetz zwar zu, „weil er als

*) S. oben § 6.

ein altes Herkommen gesetzlich eingeführt sei"; griff denselben jedoch durch die Bemerkung an: „Wir haben gehört, daß Viele in Folge des Zweikampfes ihre Sache ohne gerechten Grund verlieren."

Das griechische Reich in Italien hatte ein ähnliches Schicksal, wie das longobardische. Es hielt sich zwar länger, als dieses, doch mußte es der Macht der römischen Kaiser, der römischen Päpste und der Normänner weichen. Gleich dem longobardischen Reiche hinterließ es Italien und der gesammten christlichen Welt eine bedeutungsvolle Gesetzgebung, welche der Beherrscher der Griechen zusammengestellt hatte, wie die Könige der Longobarden die ihrige. Das longobardische Lehenrecht und das von Justinian gesammelte römische Recht hatten gleichfalls ein ähnliches Schicksal. Sie machten miteinander die Runde durch die Welt, auf der sie später wie ein schwerer Alp lasteten, nachdem die Völker voran geschritten waren und doch die Erbschaft vergangener Zeiten nicht abschütteln konnten.

Unter manchen Drangsalen erhielten die griechischen Kaiser sich diejenigen Besitzungen in Italien, welche sie gegen den ersten Andrang der Longobarden bewahrt hatten. Die Italiener und die Bischöfe zu Rom, welche einen immer steigenden Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten gewannen, zogen die Herrschaft der entfernten griechischen Kaiser derjenigen der benachbarten Longobarden vor. Als jedoch Leo, der Bilderstürmer, den religiösen Vorurtheilen der Italiener entgegentrat, verbanden sich Volk und Bischöfe, Römer und Longobarden gegen eine Regierung, die sie ketzerisch nannten. Der Papst Gregor II. schrieb dem Kaiser Leo: „Du greifst uns an, Tyrann, mit einer fleischlichen und militärischen Hand: unbewaffnet und nackt können wir nur Christus, den Fürsten der himmlischen Heerschaaren, anflehen, daß er Dir einen Teufel schicke zur Zerstörung Deines Körpers und zur Rettung Deiner Seele." Auf das Zeichen des Papstes erhoben sich Ravenna, Venedig und die Städte des Exarchats und der Pentapolis. Die Bildsäulen des Kaisers Leo wurden zerstört, der Tribut zurückbehalten, Obrigkeiten und Statthalter erwählt und dadurch die Herrschaft der griechischen Kaiser in dem größeren Theile ihrer Besitzungen in Italien gebrochen (728).

Rom mit seinem alten Gebiete von Viterbo bis Terracina und von Narni bis zur Mündung der Tiber wurde mehr durch die Macht der Verhältnisse, als durch die freie Wahl und die Tugend seiner Bewohner wieder zur Republik. Wie vor einem Jahrtausend in besseren Zeiten wurden die Beschlüsse des Freistaats wieder im Namen des Senates und des Volkes von Rom gegeben. Doch der Geist der Freiheit war aus einer Bevölkerung gewichen, welche nicht die Kraft besaß, ihre Grenzen mit dem Schwerte in der Hand zu vertheidigen und welche einen geistlichen Fürsten duldete, der nicht blos die Handlungen, sondern auch die geheimsten Gedanken und Gefühle der Menschen beherrschen wollte und der die Schlüssel des Himmelreiches und der Hölle in seinen Händen zu führen behauptete. In Ravenna behielt zwar der Exarch des griechischen Kaisers seinen Sitz. Doch nachdem zuerst Luitprand und später Aistulf Ravenna genommen hatten, ging das sogenannte Exarchat zu Ende (754). Dieses Exarchat, dessen Grenzen wir weiter oben*) näher bestimmt haben, ging aus den Händen der Longobarden in diejenigen Pipin's und Karl's I. über und bildet den größern Theil des heutigen s. g. Kirchenstaates.

Die Franken Karl Martell, Pipin und Karl I. wurden zuerst zu Patriziern Rom's durch den Senat und das Volk ernannt. Welche Bedeutung diese Würde hatte, erhellt am besten aus der Art und Weise, wie Karl I. sie in Rom ausübte. Das römische Volk schwor ihm und seiner Familie Treue. In seinem Namen wurde das Geld geprägt und das Recht gepflogen. Die Papstwahlen wurden von ihm geprüft und bestätigt. Der

*) Siehe oben § 6.

Kaisertitel, welchen der Papst Karl I. später verlieh, konnte diese Rechte nicht mehren. Karl I. betrachtete Ravenna und Rom als Städte seines Reiches. So lange er lebte, hatten die Päpste keine weltliche Gewalt. Zwar beriefen sie sich später, um ihre Ansprüche auf Land und Leute geltend zu machen, auf eine Schenkungsakte Pipin's, auf Versprechungen Karl's I. und auf eine Schenkung Constantin's I. Doch neuere Forschungen haben erwiesen, daß die Decretalen, welche die Schenkung Constantin's I. enthalten und welche sich unter den übrigen Decretalen Isidor's*) fanden, absichtliche Fälschungen sind. Den behaupteten Versprechungen Karl's I. widerstreitet der Besitzstand, den er aufrecht erhielt, und die Schenkungsurkunde Pipin's kann unter diesen Umständen für sich allein um so weniger den Ausschlag geben, als erst durch Karl I. das longobardische Reich zertrümmert und dadurch die Beute desselben gesichert wurde.

Die Verordnungen der oströmischen Kaiser gegen den Bilderdienst hatten unmittelbar den Verlust des Exarchats für sie zur Folge gehabt. Später (842) wurde zwar durch die Kaiserin Theodora der Bilderdienst wieder hergestellt, allein mittlerweile hatte sich der größere Theil der Besitzungen der griechischen Kaiser in Italien vom Osten losgesagt und sich dem Westen zugewendet. Karl I. und seine Nachkommen regierten als Könige der Longobarden und Patrizier von Rom über den größten Theil Italien's, von den Alpen bis an die Grenzen Calabrien's. Auch der Herzog von Benevent mußte sich ihnen unterwerfen. Wie die übrigen Besitzungen Karl's I., so gingen dessen italienische auf seine Erben über, bis zum vierten Geschlechte. Im Vertrage von Verdun (843) fiel Italien Ludwig's Sohne, Lothar, zu. Nach dessen Tode erhielt sein ältester Sohn, Ludwig II., Italien (855), der zweite, Lothar II., alle Länder diesseits der Alpen, mit Ausnahme der Provence, welche, nebst den späteren Grafschaften Lyon und Savoyen, dem dritten Karl zugetheilt wurde. Ludwig II. eroberte, in Gemeinschaft mit dem griechischen Kaiser Basilius, die Feste Bari an der Ostküste Unter-Italiens im Kampfe gegen die Araber (871), doch ging diese Eroberung nach Ludwig's Tode (875) schon bald wieder verloren. Karl der „Kahle" riß nach seines Bruders Tode den Besitz Italien's und der Kaiserkrone an sich. Karl der „Dicke" vereinigte (881), dem Namen nach, wieder das ganze karolingische Reich unter seiner Herrschaft. Er begab sich zwar (883) nach Italien, konnte aber dort nichts ausrichten.

Im Jahre 888 ließ sich Berengar I. von Friaul zum König krönen. Er war der Sohn der Gisela, der Tochter Ludwig's des „Frommen." Drei Jahre darauf mußten dieselben Bischöfe, welche Gisela's Sohn als König von Italien anerkannt hatten, dessen Gegenkönige, Guido von Spoleto, huldigen (891). Arnulf, der König der Deutschen, von Berengar I. herbeigerufen, kam in den Jahren 894 und 895 nach Italien. Dazumal hatten die Griechen die Küste beider Calabrien wieder besetzt, und die Städte Salerno, Amalfi und Capua zu einem Bündnisse gezwungen. In Rom stritten die Gegenpäpste Formosus und Sergius wider einander. Guido von Spoleto's Wittwe, Ingeltrude, behauptete die Kaiserwürde für ihren unmündigen Sohn. Arnulf rückte, ohne auf großen Widerstand zu stoßen, vor Rom, eroberte diese Stadt und ließ sich von Formosus zum Kaiser krönen. Da Arnulf aber schon im folgenden Jahre (896) nach Deutschland zurückkehrte, verlor er seinen Einfluß auf Italien so schnell, als er ihn gewonnen hatte. Lambert, der Sohn Guido's und Ingeltruden's, behauptete sich im Besitze der Lombardei und der Kaiserwürde bis zu seinem Tode (898). Dann tauchte Berengar I. wieder auf. Viele Adelige riefen aber den König der Provence, Ludwig, zum König von Italien aus. Berengar I. überfiel, blendete ihn und sandte ihn nach der Provence zurück.

Berengar I. hatte übrigens wenig mehr als den Titel eines Königs. Ober- und

*) Siehe unten § 48.

Mittel-Italien waren in der Gewalt zahlreicher kleiner Tyrannen. Rom war in den Händen eines unsinnigen Pöbels und Unter-Italien wurde von griechischen Söldnern und Mohammedanern verwüstet. Die Päpste wurden von den Geistlichen, dem Adel und dem Volke erwählt. Das Volk war aber zu tief gesunken, um von seinem Wahlrechte einen unabhängigen Gebrauch zu machen, es war daher ein Werkzeug in den Händen herrschsüchtiger Adeliger. Drei Frauen, Theodora und ihre beiden Töchter Marozia und Theodora die jüngere, waren damals allgewaltig in der Siebenhügelstadt. Sie verschafften dem Erzbischofe von Ravenna, einem früheren Geliebten der alten Theodora, die päpstliche Würde, welche er, unter dem Namen Johannes X., bekleidete. Er verband sich mit Berengar I. und verjagte die Mohammedaner aus einem Raubneste, das sie am Gariglano besaßen (916). Doch vermochte er nicht, Berengar I. zu schützen, welchem der meuterische Adel Rudolph II. von Hochburgund entgegensetzte. Dieser wurde zwar nach Berengar's I. Tode (921) allgemein als König der Longobarden anerkannt, wurde aber, gleich ihm, verrathen, als er seine königliche Würde geltend machen wollte. Er verließ daher bald schon wieder das Land (926). Hugo, der Beherrscher von Burgund diesseits des Jura, trat an seine Stelle, überließ seinem Gegenkönig Rudolph II. die Provence oder Burgund diesseits des Jura, und hoffte, sich in Italien festzusetzen.

Marozia war in zweiter Ehe mit Hugo's Stiefbruder, Guido, vermählt. Später, nach Guido's Tode, ehelichte sich Hugo, welcher aber wenig Ehre und Freude von dieser Verbindung erntete. Marozia, welche den Papst Johannes X. und zwei seiner Nachfolger auf die Seite geschafft, und ihren Sohn erster Ehe, unter dem Namen Johannes XI., auf den päpstlichen Stuhl erhoben hatte, — konnte oder wollte nicht verhindern, daß ihr jüngerer Sohn, Alberich, ihren dritten Gemahl, Hugo, aus Rom vertrieb. Marozia selbst wurde später von ihren beiden Söhnen in den Kerker geworfen. Hugo ehelichte nach Rudolph's II. Tode dessen Wittwe und verlobte ihre Tochter Adelheid mit seinem Sohne Lothar. Gegen Hugo's Heirathen, welche durchaus gesetzwidrig waren, hatten die Päpste, die ihm durch Marozia sehr nahe gebracht waren, natürlich nichts einzuwenden. Hugo brachte es aber mit allen seinen Verbindungen, seiner Schlauheit und Gewaltthätigkeit nicht weiter, als daß er (946) mit seinen Schätzen nach der Provence abzog. Sein Sohn Lothar durfte zwar in Italien bleiben, starb aber schon bald (950). Berengar II., der Enkel und Erbe Berengar's I., wurde nach Lothar's Tode, oder vielleicht schon früher, zum Könige erwählt. Er steht im Verdacht, sich Lothar's durch Gift entledigt zu haben. Er wollte Lothar's Wittwe, die schöne Adelheid, zwingen, ihn zu ehelichen und hielt sie zu diesem Zwecke gefangen. Adelheid rief Otto I. um Hülfe an. Der König der Deutschen kam (951), vermählte sich mit Adelheid und errang zugleich mit ihrer Hand die römische Kaiserwürde.

Die Erwerbung und Behauptung Italien's wurde von nun an eine der Lieblingsbestrebungen der deutschen Könige. Deutsche Schwerter und römische Bannflüche kämpften miteinander. Deutschland litt unter den Anmaßungen seiner Könige nicht minder, als die Italiener unter denjenigen ihrer Päpste. Otto I., der Gatte der Adelheid, verband sich mit dem oströmischen Kaiser Nicephorus. Sein Sohn Otto ehelichte (972) die sechszehnjährige Schwester Basil's und Constantin's, der Söhne Romanus II. und Mitregenten des oströmischen Kaisers Zimisces, Theophania. Die Vermählung wurde in Rom gefeiert; nicht lange darauf (im Mai 973) starb Otto I. Sein Sohn und Nachfolger, Otto II., war schon sechs Jahre früher als römischer Kaiser gekrönt worden. Zwischen seiner italienischen Mutter und seiner griechischen Gattin waltete unglücklicherweise ein sehr schlechtes Verhältniß ob, welche die Stellung Otto's II. in Italien erschwerte. Erst im Jahre 980 konnte dieser über die Alpen ziehen. Er schloß mit seiner

Mutter Frieden, eilte mit Theophania nach Rom und feierte (981) das Osterfest mit großer Pracht. Mit seiner Gattin Theophania vermeinte Otto II. die griechischen Besitzungen in Italien an sich gebracht zu haben. Er eroberte Apulien und Calabrien, schlug die Griechen bei Tarent, gerieth jedoch in einen Hinterhalt und entging nur mit Mühe der Gefangenschaft. Auf dem Reichstage zu Verona ließ Otto II. einen neuen Feldzug gegen die Saracenen und Griechen beschließen. Er starb aber in demselben Jahre, bevor er den Kampf beginnen konnte. Die Griechen dehnten jetzt ihre Macht in Italien wieder weiter aus. Die stolzen Adeligen drückten aller Orten, und insbesondere in der Nähe von Rom, das Volk. Crescentius hatte die Engelsburg inne und beherrschte von dieser aus die Stadt. Er hielt den Papst, Johann XIV., gefangen, und ließ ihn zu Tode quälen (984). Im Bunde mit dem Papste Bonifacius VII. führte er fast ein Jahr lang eine Schreckensherrschaft, welcher das Volk nur theilweise ein Ende machte, indem es den verhaßten Papst in Stücke riß und dessen Leiche durch die Straßen der Stadt schleifte. Crescentius setzte seine Gewaltthätigkeiten fort. Der Papst Johann XV. floh (987) aus der Stadt, verband sich aber wieder mit den Tyrannen, als Theophania in Italien erschien. Das einzige, was diese in Rom bewirkte, war die Beförderung einiger Griechen zu ansehnlichen Stellen. Erst fünf Jahre nach Theophania's Tode (991) rückte ihr Sohn, Otto III., nach Italien (996). Er ernannte seinen Vetter, Bruno, zum Papste, ohne das Volk oder die Geistlichen Rom's zu Rathe zu ziehen. Doch da er seine Herrschaft auf ein Heer stützte, unterwarfen sich die Römer dem neuen Papste, Gregor V., welcher Otto III. zum Kaiser krönte. Crescentius verblieb in der Engelsburg, jagte, sobald der Kaiser abgezogen war, den deutschen Papst aus der Stadt und setzte einen andern an dessen Stelle. Gregor V. belegte von Pavia aus die Römer und Crescentius mit dem Banne, und brachte es dahin, daß Otto III. noch im Jahre 997 nach Italien zurückkehrte. Der Kaiser ließ dem Gegenpapste, Johann XVI., die Augen ausstechen, Nase und Zunge abschneiden und ihn mit Schimpf und Schande durch die Stadt führen. Crescentius wurde enthauptet. Diese Grausamkeit entfremdete die Römer dem deutschen Kaiser. Schon im folgenden Jahre verjagten sie Gregor V. Er starb in der Verbannung (991). Otto III. ertheilte den Römern Gerbert, seinen Erzieher, zum Papste, welcher, unter dem Namen Sylvester II., den sogenannten Stuhl Petri bestieg. Nach dem Tode seiner Großmutter Adelheid, seiner Tante Mathilde und des Markgrafen Hugo von Tuscien, welche den wilden Leidenschaften Otto's III. einen Zügel angelegt hatten, kehrte dieser, im Sommer des Jahres 1000, nach Rom zurück, um die Siebenhügelstadt zum Mittelpunkte eines Weltreiches zu machen. Er verletzte dadurch die Deutschen, starb übrigens schon im Jahre 1002, ohne auch nur den geringsten Grund zu seinen weit aussehenden Plänen gelegt zu haben. Mit Mühe brachten die Deutschen die Leiche des Kaisers über die Alpen zurück. Die Italiener erhoben sich aller Orten gegen die deutsche Herrschaft. Die Bischöfe der Lombardei bewirkten, daß der Markgraf Arduin von Ivrea zum Könige der Lombardei ernannt wurde. Heinrich II., welcher Otto III. in dem Königreiche Deutschland folgte, konnte erst um Ostern 1004 nach Italien ziehen. In Pavia wurde er von dessen Bewohnern in seinem Palaste angegriffen, die Stadt wurde zwar von den Deutschen, welche vor deren Mauern lagen, erstürmt, der König Heinrich II. gerettet, doch hatte er seine Vorliebe für Italien verloren und kehrte eiligst nach Deutschland zurück. Erst im Jahre 1013 entschloß er sich wieder zu einem italienischen Zuge. Er ließ sich und seine Gemahlin Kunigunde in Rom krönen (1014), machte dabei dem Papste allerlei thörichte Versprechen, unternahm aber nichts, weder gegen seinen Gegenkönig in der Lombardei, noch gegen den Tyrannen von Rom, Johann, welcher, wie früher Crescentius, die Stadt beherrschte. Arduin starb

(1015). Doch Johann behielt, Heinrich II. zur Schande, seine Herrschaft in Rom und die Normannen in Unter=Italien legten während seiner Regierung den Grund ihres Reiches, welches den römischen Kaisern später so großen Schaden that. Nicht umsonst wurde Heinrich II. von den Pfaffen heilig gesprochen, denn er war sein Lebenlang ihr Knecht. Auf seine Einladung kam der Papst, Benedict VIII. nach Deutschland und er empfing ihn (1020) mit Ceremonien, welche dem Volke den Gedanken geben mußten, der Papst stehe hoch über König und Kaiser und verdiene eine abgöttische Verehrung. Auf des Papstes, Benedict's VIII., Wunsch, zog Heinrich II., im Jahre 1021, zum dritten Male über die Alpen. In Unter=Italien eroberte er mehrere Städte und zwang einen der mächtigsten longobardischen Fürsten, seine Oberhoheit anzuerkennen. Doch, wie gewöhnlich, schmolz das deutsche Heer schnell zusammen. Heinrich II. beschäftigte sich in Italien, wie überall, mehr mit Kirchen und Klöstern, als mit der Verwaltung seines Staates und der Führung seines Heeres. Ohne seine Macht befestigt zu haben, kehrte er im folgenden Jahre (1022) nach Deutschland zurück und starb kinderlos im Jahre 1024.

Conrad II., sein Nachfolger, rückte im Jahre 1025 nach Italien. Er wurde in Mailand von dem Erzbischof Heribert gekrönt, vermochte jedoch nicht, Pavia vor dem Winter 1027 zu belagern. Bald ergab sich ihm die Stadt. In Rom ließ er sich um Ostern 1028 vom Papste, Johannes XIX., zum Kaiser krönen. Doch standen sich in ganz Italien Deutsche und Italiener feindlicher, als jemals, gegenüber. In Unter=Italien unterwarfen sich Benevent und mehrere andere Städte und Fürsten Conrad II. Dieser bestätigte die Schenkung der Grafschaft Aversa, welche der Herzog Sergius von Neapel dem Normannen Rainulf gemacht hatte, und trug dadurch selbst dazu bei, die erst im Werden begriffene Macht der Normannen in Unter=Italien zu befestigen. Schon im Frühlinge 1028 mußte Conrad II. nach Deutschland zurückkehren. Während seiner Abwesenheit nahm das kaiserliche Ansehen in Italien mehr und mehr ab. In Ober=Italien rissen einige wenige kleine Tyrannen alle Gewalt an sich. Besonders thaten sich unter ihnen die Bischöfe, namentlich der Erzbischof Heribert von Mailand, hervor. Eine günstige Gelegenheit zur Ausbreitung ihrer Macht gaben ihnen einige strebende Geister, welche damals in Italien und anderen Ländern auftraten, die Laster der Geistlichkeit angriffen und dem ganzen christlichen Formenwesen den Untergang drohten. Die Bedrückungen der Großen brachten die kleinen Grundbesitzer zum äußersten. Im Jahre 1035 entstand ein offener Krieg der Einen gegen die Andern. Die Großen des Reiches, welche von den kleinen Grundbesitzern hart bedrängt wurden, riefen Conrad's II. Hülfe an. Der Kaiser kam, untersuchte auf dem Reichstage zu Pavia die Streitfrage, und ließ als den Hauptschuldigen den Erzbischof Heribert verhaften. Die Italiener besannen sich aber bald wieder anders und vereinigten sich gegen Conrad II. Dieser kam dadurch in große Verlegenheiten, zog aber doch (1038) nach Rom, führte den, von den Römern verjagten, sittenlosen Papst, Benedict IX., auf den sogenannten Stuhl Petri zurück und sicherte den Normannen den Besitz der Grafschaft Aversa nochmals zu. In Ober=Italien befolgte Niemand die Anordnungen des Kaisers. Conrad II. kehrte nach Deutschland zurück, nachdem sein Heer dermaßen zusammengeschmolzen war, daß er nichts mehr auszurichten vermochte. Bald darauf, im Juni 1039, starb dieser deutsche König und römische Kaiser zu Utrecht.

Heinrich III., sein Nachfolger und Sohn, zog erst im Jahre 1046 nach Italien. Der Erzbischof Heribert war mittlerweile gestorben. In Rom standen sich die Päpste Benedict IX., Sylvester III. und Gregor VI gegenüber. Benedict war im Jahre 1044 von Sylvester III., verdrängt worden, war aber bald nach Rom zurückgekehrt und hatte

die päpstliche Würde an Gregor VI. verkauft. Eine Kirchenversammlung, welche der Kaiser nach Sutri berief, erklärte alle drei Päpste für unrechtmäßig. In Rom, wohin Heinrich III. eilte, ward darauf mit Zustimmung der Bischöfe, des Adels und des Volkes der Bischof Suidger von Bamberg gewählt, welcher, unter dem Namen Clemens II., den päpstlichen Thron bestieg. Heinrich III. rückte dann weiter vor nach Unter-Italien und bestätigte dort für eine ansehnliche Summe Geldes die Erwerbungen und Eroberungen, welche die normännischen Freibeuter, die Söhne Tancred's und der Graf Rainulf von Aversa daselbst gemacht hatten. Sobald der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt war, kam Benedict IX. wieder nach Rom und bemächtigte sich der päpstlichen Würde. Die Römer wagten nicht, ihn gegen den Kaiser zu unterstützen, vielmehr erkannten sie einen deutschen Bischof, welchen Heinrich III. zu Clemens II. Nachfolger ernannt hatte, als Papst an. Dieser starb eben so plötzlich, als sein Vorgänger Clemen's II., schon drei und zwanzig Tage nach seinem Amtsantritte. Der Kaiser schickte dann einen anderen Bischof nach Rom, welcher, unter dem Namen Leo IX., gleichfalls als Papst anerkannt wurde (1049).

Nicht lange konnte er sich aber halten, denn die Normänner traten ihm feindlich entgegen. Er floh nach Deutschland, kehrte mit einer Schaar Freiwilliger zurück, wurde bei Civitella auf's Haupt geschlagen und selbst gefangen (1053). Im folgenden Jahre starb Leo (1054). Der Kaiser ernannte darauf den Bischof Gebhard von Eichstadt zum Papste, welcher den Namen Victor II. annahm. Heinrich III. selbst folgte ihm, im Jahre 1055, nach Italien, wagte jedoch keinen Kampf mit den Normännern, kehrte im Herbste desselben Jahres nach Deutschland zurück und starb im folgenden (1056). Sein Sohn, Heinrich IV. war erst sechs Jahre alt. Dessen Kampf mit dem Papste Gregor VII. ist nicht bloß für Italien und Deutschland, er ist für die Entwickelung der gesammten christlichen Kirche von der höchsten Bedeutung. Wir werden denselben bei der Darstellung der deutschen Geschichte schildern*).

In Unter-Italien stritten Lombarden und Griechen, Saracenen, Franken und Normänner um die Herrschaft. Um 818 machte sich Benevent von der fränkischen Lehensherrschaft frei. Der griechische Statthalter Euphemius rief um 827 selbst die aglabitischen Araber nach Sicilien, welche nach einem 80jährigen Kampfe Herren der Insel wurden. Das Bündniß zwischen den Kaisern des Westens und des Ostens, in dessen Folge die Feste Bari (871) erobert wurde, war von keiner langen Dauer. Ludwig I. starb (875) und die griechischen Kaiser Basilius und sein Sohn Leo zogen für sich allein die Vortheile der gemeinschaftlichen Unternehmung. Apulien und Calabrien zerfielen in verschiedene kleine Herrschaften und mußten sich ihnen unterwerfen, desgleichen Salerno bis zum Berge Garganus (um 1000). Bari ward die Hauptstadt dieser Provinz, welche Lombardei genannt wurde, um den Verlust dieses Land zu beschönigen. An der Spitze derselben stand ein griechischer Statthalter, welcher den Titel Katapan (über Alles) führte. Die Städte Amalfi und Neapel neigten sich der griechischen, die Fürsten von Benevent, Salerno und Capua der lateinischen Oberherrschaft zu. Keine Küstenstadt war aber sicher vor den Saracenen, welche wiederholt Landungen machten, Festungen belagerten und Menschen und andere Beute mit sich fortschleppten.

In einer Höhle des Berges Garganus in Apulien, in welcher, der Sage nach, der Erzengel Michael seine Erscheinung gemacht haben soll, und welche daher von bethörten Gläubigen häufig besucht wurde, fanden sich einstmals (1016) normännische Krieger ein, welche dort ihre Andacht verrichteten. Zu ihnen trat Melus, ein angesehener Bürger von Bari, welcher seine Vaterstadt hatte verlassen müssen, weil er einen Aufstand gegen den

*) S. § 33.

griechischen Kaiser geleitet hatte. Auf seine Veranlassung kam eine kleine, aber muthige Schaar von Normännern über die Alpen, welche Melus mit Waffen und Pferden versah. Anfangs siegreich, wurden sie später von den Griechen geschlagen, und die wenigen Normänner, welche mit dem Leben davon kamen, setzten sich, unter Führung des Grafen Rainulf, in den Besitz von Aversa, welches damals eine kleine Burg im Gebiete von Neapel war. Mit ihrer Hülfe entriß später Sergius Neapel dem Prinzen von Capua, welcher die Stadt erobert hatte, und belehnte den Grafen Rainulf mit der Stadt und dem Gebiete von Aversa. Dort verstärkten die Normänner sich bald durch neue Schaaren, die ihnen von nah und fern zuströmten, während die Macht der Griechen und der Saracenen in Unter-Italien und Sicilien immer schwächer wurde. Als Söldner der griechischen Kaiser brachten die Normänner den Saracenen auf Sicilien furchtbare Niederlagen bei. Doch da diesen Kriegern kein Antheil an der Beute zugestanden wurde, kehrten sie nach Aversa zurück und griffen Apulien an. Die Griechen wurden trotz ihrer Ueberzahl zwei Mal geschlagen und konnten nur vier feste Plätze: Bari, Otranto, Brundusium und Tarent halten. Die Normänner besetzten Apulien und Calabrien, theilten das Land in zwölf Grafschaften und erhoben Melphi zu ihrer Hauptstadt. Der erste, welcher diese Besitzungen der Normänner als Oberster unter den Gleichen beherrschte, war Wilhelm Eisenarm, welchen die Seinigen einen Löwen in der Schlacht, ein Lamm in der Gesellschaft und einen Engel im Rathe nannten. Der Kaiser Constantin Monomachus suchte vergeblich die unwillkommenen Gäste nach Asien zu locken. Als ihm dieses nicht gelang, schloß er einen Vertrag mit dem Papste Leo IX. und dem römischen Kaiser des Westens, Heinrich III. Den Ausfall der Schlacht bei Civitella haben wir bereits oben gemeldet*). Der gefangene Papst zog sich aus einem Bunde zurück, welcher ihm so großen Schaden brachte und bestätigte die Eroberungen, welche die Normänner in Unter-Italien gemacht hatten, wogegen diese seine Oberlehensherrlichkeit anerkannten. Robert Guiscard schloß, im Namen der Normänner, diesen Vertrag mit Leo IX. ab. Der Papst Nicolaus II. verlieh ihm den Herzogstitel, welchen die Normänner bestätigten. Von dieser Zeit an wurden die tapfern Söhne des Nordens die festesten Stützen der römischen Päpste. Capua, Salerno und Amalphi wurden hintereinander erworben: Amalphi, damals die bedeutendste Handelsstadt Italien's, berühmt durch die Erfindung des Kompasses und durch ihre ausgebreitete Schifffahrt, Salerno, ausgezeichnet durch seine Arzneischule. Robert Guiscard (Schlaukopf) war eben so tapfer in der Schlacht, als klug im Rathe. Er war der eigentliche Gründer des normännischen Reiches in Italien, welches vor ihm keinen festen Boden hatte. Seine Gattin Sikilgaita stand ihm würdig zur Seite, und führte sogar den Befehl über eine Schaar in der Schlacht.

Roger, der jüngste der eilf Brüder Robert Guiscard's, eroberte (1060—1090) Sicilien. Den zahlreichen Mohammedanern, welche sie daselbst festgesetzt hatten, gestattete er freie Religionsübung und schützte sie in ihrem Eigenthume. Der Papst ernannte Bischöfe für die Insel und erklärte die Fürsten von Sicilien für die erblichen und immerwährenden Legaten des heiligen Stuhles.

Der Besitz von Apulien und Calabrien genügte dem Ehrgeize Robert Guiscard's nicht. Er versuchte, das oströmische Reich zu erobern (1081), allein trotz seiner Feldherrngaben und der Tapferkeit seiner Getreuen war das Mißverhältniß der Macht beider Theile doch zu groß. Robert Guiscard mußte nach Italien zurückkehren (1082). Der Sohn Robert's, Bohemund, konnte sich nicht lange mehr im fremden Lande halten und gab den Krieg auf. Robert starb (1085) auf der Insel Cephalonia, im siebenzigsten Jahre seines Lebens. Sein zweiter Sohn, Roger, folgte ihm nach. Doch mit Robert

*) S. § 32.

Guiscard endete schon die kurze Blüthenzeit des normännischen Reiches in Italien. In dem Kampfe, welchen Heinrich IV. mit Gregor VII. führte, thaten sich die Normänner Unter-Italien's als mächtige Bundesgenossen des Papstes hervor.

§ 33. Deutschland.

Seit den ältesten Zeiten ruhte auf der deutschen Nation das Joch des Adels. Doch niemals hatte sich die einherrschaftliche (monarchische) Gewalt in ähnlicher Weise befestigen und ausbreiten können, wie im römischen Reiche zur Zeit der Kaiser, oder wie im Osten zu allen Zeiten. Mehr als ein Jahrtausend zog über die deutsche Nation hinweg (von 624 vor Christus an*), ohne daß sie in irgend einer Beziehung einen wesentlichen Fortschritt zum Besseren gemacht hätte. Allerdings eigneten sich die Grenznachbarn der Römer einige römische Bildung an, doch diese bereitete ihnen früher oder später ihren Untergang. Gerade diejenigen Stämme der Deutschen, welche, wie die Franken, die Allemannen, die Baiern, die Sachsen, die Friesen und Thüringer, sich von römischer Art und Weise ferne hielten, bewahrten am längsten ihre Selbstständigkeit und führten das Leben der deutschen Nation fort, nachdem Gothen, Burgunder, Longobarden, Alanen, Vandalen und andere Völkerschaften ihren deutschen Ursprung gänzlich vergessen hatten. Allein so sehr wir uns darüber freuen müssen, daß die genannten Stämme deutscher Sitte und deutsche Kraft bewahrten, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die deutsche Sitte und Religion der Vorzeit furchtbar roh war. Die deutsche Nation konnte, wie die Erfahrung eines Jahrtausends bewies, die auf ihr lastende Adelsherrschaft durch eigene Kraft nicht brechen. Es mußten dieser neue Gegner erstehen, damit sie überwunden werden konnte. Solche waren die königliche Herrschaft und das Christenthum. Den Merovingern und Karolingern, im Bunde mit der christlichen Geistlichkeit gelang es, im Laufe der Jahrhunderte, die frühere Allgewalt des Adels im Schooße der deutschen Nation zu brechen. Ich gehöre weder zu den Verehrern der königlichen, noch der kirchlichen Gewalt. Allein als unparteiischer Geschichtsschreiber muß ich auf die Thatsache hinweisen, daß diese beiden Gewalten es waren, welche, indem sie die Macht des Adels erschütterten, den Völkern die Möglichkeit gaben, sich zu entwickeln und eine Stellung einzunehmen, welche ihnen den Sieg über das Vorrecht kirchlicher und weltlicher Tyrannen sichert.

Die fränkischen Könige waren die ersten, welche einen dauernden Einfluß auf die Entwickelung des gesammten deutschen Volkslebens ausübten. In den ältesten Zeiten hatten die Franken keine Könige gehabt; um so drückender hatte aber auf ihnen das Joch des Adels gelastet. Die königliche Gewalt entwickelte sich erst spät aus den Heergeleiten, durch welche einzelne Adelige große Macht gewannen. Das Heergeleite, mit welchem Chlodwig sein Reich gründete, umfaßte, als solches, keineswegs den ganzen Stamm der Franken. Dieser blieb vielmehr, mit Ausnahme der abgezogenen jungen Mannschaft, nach wie vor auf dem rechten Ufer des Rheines, am Main und an der fränkischen Saale, bestehen und pflanzte sich bis auf die neuesten Zeiten fort. Allein später unterwarfen sich die fränkischen Könige die deutschen Stämme, welche auf dem rechten Ufer des Rheines sich ihre Freiheit bewahrt hatten, und übten einen mächtigen Einfluß auf ihre Gesetzgebung und innere Verfassung aus. Die Franken, Allemannen, Thüringer und Baiern mußten sich mehr und mehr der königlichen Gewalt beugen. Die Sachsen und Friesen erhielten sich, selbst nach ihrer Unterwerfung durch Karl I., einen Theil ihrer ursprünglichen Gesetze. Bei den Ersteren wurde die Selbsthülfe und die Blutrache abgeschafft, die Letzteren ließen

*) Siehe Buch 1. § 86.

sich diese alten Gewohnheiten nicht gänzlich entreißen. In demselben Maße, als die Macht der königlichen Beamten zunahm, verminderte sich der Einfluß des Adels.

Hand in Hand mit den Königen gingen aller Orten die christlichen Geistlichen. Unter den Aposteln, welche den Deutschen die Lehre Christi verkündeten, thaten sich besonders hervor Kolumban und Gallus, welche den Allemannen, Kilian, welche den Thüringern, Emmeran und Ruprecht, welche den Baiern und Willibrord, der den Friesen predigte. Vor allen zeichnete sich aber Winfried aus, welcher Bonifacius (Wohlthäter) und Apostel Deutschland's genannt wurde. Dieser stützte sich hauptsächlich auf den römischen Papst, der ihn (731) zum Erzbischof von ganz Deutschland ernannt und dem er Treue geschworen hatte. Ohne das Schwert der Merovinger und Karolinger, insbesondere Karl's I., würden die christlichen Geistlichen schwerlich große Fortschritte in Deutschland gemacht haben. Denn auf der Religion beruhte die Gesetzgebung und Verfassung der alten Deutschen. Nimmermehr würden sich diese unter das Joch der Kirche gebeugt haben, wenn sie dazu nicht durch die Gewalt der Könige gezwungen worden wären. Das Joch, welches die christliche Kirche den Deutschen auferlegte, war schwer. Sie mußten bei Todesstrafe fasten, den Zehnten bezahlen und sich mannigfaltigen Demüthigungen, Kirchenbußen u. s. w. unterwerfen; allein die Kirche drückte mehr auf den Adel, als auf die große Masse des Volkes. Die Sklaven und die Hörigen ließen sich gerne die christlichen Feiertage gefallen, da ihre Zeit doch nicht ihnen selbst, sondern ihren Herren gehörte. Der Adel, welcher alleiniger Grundbesitzer war, hatte ursprünglich allein den Zehnten zu entrichten. Ueberdies ist nicht zu verkennen, daß, wenn die christlichen Geistlichen den Deutschen auch manchen neuen Aberglauben statt des alten Heidenthums beibrachten, die Grundsätze christlicher Liebe und Barmherzigkeit doch auch Wurzel faßten. Die Blutrache wurde hauptsächlich durch den Einfluß des Christenthums gemildert und nach und nach vollständig überwunden. Die Sklaverei wurde von den Kanzeln herab und im Beichtstuhle angegriffen. Was die Herren aus sittlichem Gefühle nie gethan haben würden, thaten sie häufig „zum Heile ihrer Seelen." Jahr ein, Jahr aus wurden Tausende von Sklaven unter Angabe dieses Grundes freigelassen. So lange es im deutschen Volke nur einen Despotismus gegeben hatte, denjenigen des Adels, war es nicht möglich, ihn zu brechen. Der Kampf der Freiheit begann, als verschiedene Despoten: Könige und Päpste, Adelige und Bischöfe mit einander stritten.

Während die Merovinger und Karolinger zugleich über Frankreich und Deutschland herrschten, war die äußere Geschichte beider Reiche eine und dieselbe. Sie trennt sich erst, zur Zeit des Vertrages von Verdun (843*), da Deutschland, welches früher theils in verschiedene staatlich geschiedene Stämme zerfallen, theils nur einen Anhang des Frankenreiches gebildet hatte, ein selbstständiger Staat wurde.

Ludwig des „Frommen" Sohn, Ludwig der „Deutsche," hatte gegen die Slaven zu kämpfen. Obotriten, Wenden, Wilzen und Slaven waren von Osten her weit in Deutschland eingedrungen. Im Norden machten die Normänner feindliche Einfälle. Unter dem Fürsten Ratislav und dessen Neffen Zwentibold bildete sich in Böhmen und Mähren ein slavischer Staat, welcher zwar scheinbar die Oberhoheit des deutschen Königs anerkannte, allein stets bereit war, die Deutschen zu beunruhigen. Mit Ratislav verband sich Karlmann, Ludwig's des „Deutschen" ältester Sohn; sein Vater konnte nur dadurch größeres Uebel verhüten, daß er des Sohnes Gebiet erweiterte und ihm verzieh. Den Adeligen aber, welche sich mit Karlmann verbunden hatten, nahm Ludwig ihre Lehen. Unzufrieden mit dieser Schlichtung der Wirren versuchte Ludwig's zweiter Sohn gleichen Namens, die Thüringer, Sachsen und die heidnischen Slaven in Böhmen gegen seinen Vater

*) Siehe oben §. 31.

aufzuwiegeln. Doch es gelang Ludwig, den Sohn zu bewältigen (866). Er theilte sodann seinem Sohne Ludwig II. Sachsen, Thüringen, Friesland und Franken, Karlmann Baiern und die slavischen, avarischen und italienischen Nachbarländer, Karl dem „Dicken" Allemannien zu. Unter den drei Söhnen zeichnete sich Karlmann durch Tapferkeit und Umsicht am meisten aus. Ludwig der „Deutsche" starb im Jahre 876. Noch bei Ludwig's des „Deutschen" Lebzeiten hatte Karl der „Kahle" seinen Bruder mit Waffen bedroht. Nach des Vaters Tode schlug ihn Ludwig II. bei Andernach am Rhein. Karl der „Kahle" starb kurz darauf (877) und Ludwig II. gewann Lothringen. Hintereinander starben Karlmann (880) und Ludwig II. (882). Karl der „Dicke," Ludwig's des „Deutschen" jüngster Sohn, beherrschte dann ganz Deutschland.

Der Kampf zwischen der königlichen Gewalt und dem Einflusse des Adels wurde ununterbrochen fortgesetzt. Seit Karl I. hatte die königliche Macht in Deutschland stets abgenommen. Die Sachsen, die Thüringer und die Lothringer erhielten Herzoge, welche ihre Stämme mit Kraft vertraten. Karl der „Dicke" vereinigte in seiner Person zwar wieder sämmtliche Länder Karl's I., doch da ihm dessen Geist und Kraft gebrach, so war auch unter ihm das königliche Ansehen gering. Besonders verächtlich machte sich Karl der „Dicke," als er die Normannen, im Jahr 882, vollständig einschloß und sie dennoch entließ gegen das Versprechen, sich taufen zu lassen, und nicht wieder zu kommen. Später ließ er den König der Normänner, Gottfried, ermorden und erregte durch diese und andere unedle Thaten die allgemeine Entrüstung des Volkes. Im Jahre 887 traten daher die angesehensten Männer des deutschen Volkes in Trebur, am Rheine, zu einem Reichstage zusammen und setzten ihren unwürdigen König ab. Statt seiner wählten sie Arnulf, einen unehelichen Sohn Karlmann's, des Bruders Karl's des „Dicken". Der allgemein verachtete König mußte dem Manne der freien Wahl des Volkes weichen, und starb schon im folgenden Jahre (888).

Arnulf hatte Normänner und Slaven zu bekämpfen. An der Dyle, bei Löwen, schlug er die Ersteren, erstürmte ihr Lager und trieb sie in die Flucht (891). Im Jahre 894 zwang er den slavischen Fürsten Zwentibold, welcher das großmährische Reich gegründet und sich mit den Ungarn (Magyaren) verbündet hatte, zum Frieden. Nachdem Arnulf (893) zuerst über die Alpen gezogen war, rückte er (895) auf Rom, erstürmte die Stadt und setzte sich die Kaiserkrone auf's Haupt (896). Wenige Jahre darauf starb er zu Oettingen in Baiern (899). Der einzige eheliche Sohn Arnulf's, Ludwig, das Kind, war erst sechs Jahr alt. Dennoch wählten die Großen des deutschen Reiches (900) in Forchheim, woselbst sie sich versammelt hatten, Ludwig zum König, unter der Vormundschaft des Erzbischof's Hatto von Mainz und des Herzogs Otto von Sachsen. Mannigfaltige Fehden, die natürlichen Folgen wilder, durch keine höhere Gewalt gezügelter Leidenschaften, zerrütteten unser armes Vaterland. Mit besonderer Wuth stritten das babenbergische und das salische Geschlecht in Ostfranken. Von Osten her brachen die Ungarn in Deutschland ein. Der Herzog Luitpold von Baiern verfolgte sie bis in die Nähe von Presburg und fand dort seinen Tod (907). Wehrlos lag ganz Deutschland zu den Füßen des wilden Reitervolkes. Die Ungarn durchzogen Franken, Thüringen und Schwaben, schwammen über den Rhein und setzten selbst jenseits desselben ihre Raubzüge fort. Als die Verwirrung und die Noth des Volkes die höchste Stufe erreicht hatte, starb Ludwig, das Kind.

Die Großen des Reiches erwählten im folgenden Jahre (912) den Herzog Conrad von Franken zum Könige. Er wollte das abtrünnig gewordene Lothringen, worunter damals alles Land vom Elsaß bis nach Friesland verstanden wurde, wieder zu Deutschland bringen, konnte jedoch nur das Elsaß, das Westrich und Utrecht wieder gewinnen. Ein

blutiger Aufstand des Herzogs Heinrich von Sachsen schwächte und beschäftigte die Macht des Königs.

Herzog Arnulf von Baiern, gegen den Conrad ausgezogen war, floh zu den Ungarn und reizte sie auf, abermals in Deutschland einzubrechen. Conrad vermochte nicht, dem Sturme zu wehren, erkannte, daß die Macht der fränkischen Herzoge nicht genüge, das Reich zu schützen, und empfahl kurz vor seinem Tode (918) den Herzog Heinrich von Sachsen zu seinem Nachfolger. Im folgenden Jahre (919) wählten die Großen des Reiches auf der Versammlung zu Fritzlar den Herzog Heinrich von Sachsen zum König. Sein Haus blieb bis zum Jahre 1024 auf dem Throne. Heinrich I., mit dem Beinamen der „Vogler," ließ sich von keinem Geistlichen salben und krönen, indem er erklärte, das sei nicht nöthig. Die Herzoge von Schwaben und Baiern, welche sich vom Könige unabhängig machen wollten, zwang er, ihm zu huldigen (920). Bald darauf vereinigte Heinrich I. Lothringen wieder mit Deutschland (942). Im selben Jahre fing er einen der mächtigen Fürsten der Ungarn, Namens Zoltan. Um ihn zu befreien, versprachen diese, neun Jahre lang Frieden zu halten. Heinrich I. nützte die Zeit, die Volksbewaffnung (den Heerbann), welche unter den früheren Königen ganz zerfallen war, einzurichten, den Reiterdienst, der nicht gehörig gehegt worden, wieder in Aufnahme zu bringen und zahlreiche Burgen zum Schutze des Landes zu bauen. So legte Heinrich der „Vogler" zu gleicher Zeit den Grund zu einer kräftigen Landesvertheidigung und zu einem freien Bürgerthume. Denn aus den Burgen mit Mauern und Gräben entwickelten sich, unter dem Schutze wohlthätiger Gesetze, Städte mit freien und waffenkundigen Bewohnern, welche es eben so wohl verstanden, die Gewerbe des Friedens zu treiben, als den Feind von ihren Mauern fern zu halten. Die Länder an der Havel, Brandenburg, Meißen, Böhmen und die Lausitz waren damals von Slaven bewohnt, welche bei jeder Gelegenheit sich mit den Feinden Deutschland's, namentlich den Ungarn, verbanden. Im Laufe von fünf Jahren (927—931) bezwang Heinrich I. alle die daselbst wohnenden Slaven und bestellte Grafen, welche die Marken (Grenzen) schützen sollten. Lange hatten die Deutschen schmachvollen Zins den Ungarn entrichtet. Nach Ablauf des mit ihnen geschlossenen, neunjährigen Friedens weigerte Heinrich I., ihn ferner zu zahlen. Es kam zum Kriege. Am 8. September 933 schlug Heinrich die Ungarn, nachdem sie zuvor schon bei Sondershausen eine Niederlage erlitten, bei Merseburg, nahm ihr Lager, befreite viele Gefangene, die sie hinweggeschleppt hatten, und jagte sie zum Land hinaus.

Wie im Osten, so waltete Heinrich I. auch im Norden mit Einsicht und Kraft. Er züchtigte den Dänenkönig Gorm für die Einfälle, die er in Deutschland gemacht, und zwang ihn, das Gebiet zwischen Eider und Slei abzutreten, woraus er die Markgrafschaft Schleswig machte. Auf seinem Sterbebette empfahl Heinrich der „Vogler" den Fürsten seinen Sohn Otto, den sie schon früher zu seinem Nachfolger gewählt hatten. Dieser wurde nach seines Vaters Tode (936) allgemein als König anerkannt. Das in Aachen versammelte Volk jauchzte der Wahl Beifall zu. Otto I. ließ sich von dem Erzbischofe Hildibert von Mainz zum Könige salben und krönen. Herzog Boleslav von Böhmen fühlte zuerst die Schärfe seines Schwertes. Er mußte die Lehenspflicht erneuern und Zins geben. Als Otto I. gegen die drei Söhne des Herzogs Arnulf von Baiern, welche ihm die Lehenspflicht verweigerten, im Felde stand, brachen die Ungarn in Sachsen ein. Otto schlug sie und demüthigte dann die drei Fürstensöhne, welche sich wider ihn empört hatten. Der alte Zwist zwischen Franken und Sachsen brach auch wieder los. Eberhard, Herzog von Sachsen, verbündete sich mit Thankmar, Otto's I. Halbbruder, und gewann Heinrich, dessen vollbürtigen Bruder. Giselbert, Herzog von Lothringen, trat ihnen bei und rief den König von Frankreich zur Hülfe. Längere Zeit war Otto I. in großer Bedrängniß

Eberhard wurde erschlagen, Giselbert ertrank im Rheine (939) Heinrich entfloh nach Frankreich. Thankmar war schon früher gefallen. Otto I. rückte in Frankreich ein und zwang dessen König zum Frieden. Lothringen unterwarf sich ohne Schwertstreich, Otto I. begnadigte Alle, die sich gegen ihn erhoben hatten. Heinrich gab aber seine herrschsüchtigen Pläne nicht auf. Dessenungeachtet vertraute ihm sein Bruder, Otto I., (945) das Herzogthum Baiern an. Seinem Schwiegersohne, dem fränkischen Grafen Conrad, verlieh Otto das Herzogthum Franken und später auch Lothringen, und seinem Sohne Ludolf das Herzogthum Schwaben. Sein eigenes Herzogthum, Sachsen, übertrug er dem tapferen Herrmann Billung. Schwer ruhte auf den slavischen und dänischen Grenznachbarn Otto's Arm. Die ersteren suchte Otto I. nicht blos zu besiegen, sondern auch zu Christen zu machen. Harald, „der Blauzahn," König von Dänemärk, wurde von Otto geschlagen, mußte sich taufen lassen und sein Reich dem deutschen Könige zu Lehen geben. Die Bisthümer Magdeburg und Havelberg sollten die Wenden, drei Bisthümer, die Otto I. in Jütland errichtete, die Dänen dem christlichen Glauben zuführen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Zeit, da die königliche Macht in Deutschland stark, für die Bildung, den Wohlstand und die Freiheit des Volkes unmittelbar weit förderlicher war, als da ihr Ansehen sank. Die Störer des Friedens, die Bedrücker des Volkes, waren die Adeligen. Das Volk war für sich allein zu schwach, diese in Ordnung zu halten; doch kräftige Könige thaten es. Die königliche Gewalt ruhte daher weit schwerer auf dem Adel, als auf dem Volke. Wie im Inneren, so konnten auch nach Außen hin die Interessen des Volkes nur durch eine kräftige, königliche Gewalt gefördert werden. Unter schwachen Königen wurden die Grenzprovinzen vom Reiche losgerissen und auch die best geschützten Theile des Landes von räuberischen Horden verwüstet. Starke Könige schlugen die fremden Räuber zurück, trugen den Krieg in feindliches Gebiet, erweiterten und sicherten die Grenzen des Reiches. Doch schwer ist es, das richtige Maß zu halten. Otto I. verstand dieses nicht. Was er im Westen, Norden und Osten Deutschland's gut gemacht hatte, verdarb er wieder, indem er seine Eroberungen jenseits der Alpen in Italien auszudehnen suchte, und nach einer Herrschaft trachtete, die ihn unfähig machte, Deutschland mit Nachdruck zu verwalten. Otto I. ließ sich durch den Hülferuf der schönen Adelheid, der Wittwe Lothar's, des Königs von Italien, bewegen, ihren Bedränger Berengar I. zu bekriegen (951). Er wurde geblendet durch den Reiz der lombardischen Königs- und der römischen Kaiserkrone, und Deutschland mußte Jahrhunderte hindurch die Fehler büßen, deren Grund Otto I. gelegt hatte. Ein König war in Deutschland vollauf beschäftigt. Selten verging ein Jahr, ohne daß dieser oder jener Fürst, dieser oder jener Grenznachbar das Land mit Krieg überzog. Kaum war der Herzog Eberhard von Franken, waren des Königs Brüder Thankmar und Heinrich zu Paaren getrieben worden, als Herzog Conrad von Franken und Lothringen, der Pfalzgraf Arnulf von Baiern, und Otto's eigener Sohn Ludolf sich mit den Ungarn verbanden, um den König zu stürzen. Arnulf ward erschlagen, der Aufstand erdrückt. Otto I nahm dem Herzog Conrad Lothringen, ließ ihm aber Franken. Seinem Sohne Ludolf verzieh er, doch nahm er ihm sein Herzogthum Schwaben. Die Ungarn verwüsteten das Land. Am 9. August 955 wurde die Schlacht auf dem Lechfelde geschlagen, in welcher dieselben eine furchtbare Niederlage erlitten. Seitdem hüteten sie sich, Deutschland mit ihren Heereszügen zu beunruhigen.

Am 16. Oktober desselben Jahres schlug Markgraf Gero die Wenden und in den Jahren 958 und 959 die Polen unter ihrem Herzoge Miesiko. Auf dem Reichstage zu Worms (961) billigten die deutschen Fürsten den Plan Otto's I., nach Italien zu ziehen und das römische Kaiserthum mit der deutschen Königswürde zu verbinden. Er that es,

wie wir oben*) bereits erzählt haben. Sein Sohn Otto war schon auf dem Reichstage zu Worms zu seinem Nachfolger in Deutschland erwählt worden. Otto I. vermählte ihn (972) mit der griechischen Kaiserstochter, Theophania. Bald darauf starb er (973) im ein und sechszigsten Jahre seines Lebens. Otto II., sein Sohn, knüpfte an seine Ehe mit der griechischen Fürstentochter weitaussehende Pläne. Deutschland's glaubte er sicher zu sein, Italien, welches sein Vater theilweise gewonnen hatte, gedachte er ganz zu erobern. Doch zuerst hielt ihn der Herzog Heinrich von Baiern, der „Zänker," der sich mit den Polen, Böhmen und Dänen gegen ihn verbunden hatte, zurück. Otto II. nahm den Baiernherzog gefangen (975), schlug die Böhmen und die Dänen, und als Heinrich seiner Haft entkam, wurde er ein zweites Mal gefangen und Otto gab dessen Herzogthum seinem Vetter, Otto von Schwaben. Im Kriege, welchen die Franzosen wegen Lothringen's begannen, drang Otto II. bis Paris vor und zwang den König von Frankreich (980) zu schwören, daß Lothringen fortan deutsch bleiben sollte. Jetzt endlich konnte Otto nach Italien ziehen. Nach einigen Erfolgen wurde er bei Basantello, unweit von Tarent, (982) geschlagen und entging mit Mühe der Gefangenschaft. Mittlerweile hatten die Sachsen mit den Slaven und die Oesterreicher mit den Ungarn zu kämpfen. Otto II. aber rüstete sich zu einem zweiten Zuge nach Unter-Italien. Bevor er dahin gelangt war, starb er an den Folgen einer früher erhaltenen Wunde (983).

Otto III., sein Sohn, wurde gerade in Aachen zum Könige gesalbt, als dort die Nachricht von seines Vaters Tode eintraf. Herzog Heinrich brach aus seiner Haft und nahm das königliche Kind zu sich, doch wurde er bald gezwungen, Otto III. seiner Mutter Theophania und seiner Großmutter Adelheid herauszugeben. Die Eine flößte ihm Vorliebe für Italien, der Andere für orientalische Sitten und Gewohnheiten ein. Beide nährten in ihm mehr den Sinn für die Fremde, als die Liebe zum deutschen Vaterlande. Rom, die Stadt ehemaliger Größe, in welcher Otto III. seine Herrschaft befestigte, war ihm lieber, als alle aufblühenden Städte Deutschland's. Dort wollte er den Sitz seines Reiches errichten. Vor seinem Tode erkannte er übrigens noch den Wankelmuth der Römer, die ihn in seinem Palaste drei Tage lang belagerten; allein er starb. Er starb, zwei und zwanzig Jahre alt, wahrscheinlich an italienischem Gifte (1002). Mit der Hülfe der Geistlichen, deren Knecht er sein ganzes Leben hindurch war, wurde Heinrich, Herzog von Baiern, der Sohn des Herzogs Heinrich, welcher wegen seines streitsüchtigen Charakters „der Zänker" genannt worden war, zum deutschen Könige erhoben. Er mußte den Thüringern eine herkömmliche Abgabe erlassen und den Sachsen und Lothringern feierlich schwören, ihre alten Rechte und Gesetze nicht anzutasten. Mit dem Markgrafen Hezilo von Schweinfurt, dem Herzoge Boleslaw von Polen und mit Ernst, dem Sohne des Markgrafen von Oesterreich, hatte Heinrich II. langwierige Kriege zu führen. Erst im Jahre 1018 kam zu Bautzen ein endlicher Frieden mit Polen zu Stande. Die Adeligen suchten dadurch, daß sie ihre Aemter und Lehen erblich machten, die Geistlichen durch Einführung der Ohrenbeichte, des Kirchenbanns und des Interdicts ihre Gewalt zu vermehren. Auf der anderen Seite gewann aber auch das Bürgerthum in den Städten immer festeren Grund und Boden. König Heinrich II. vermochte es weder, den Uebermuth des Adels zu beugen, noch den Anmaßungen der Geistlichkeit die Spitze zu bieten. Er gestattete den Städten, sich frei zu entwickeln, weil er nicht Scharfsinn genug besaß, zu erkennen, daß sie die stärksten Bollwerke des Wohlstandes, der Bildung und der Freiheit werden würden. Dreimal zog Heinrich II. nach Italien, ohne etwas Erhebliches auszurichten. Im Jahre 1018 schloß er mit seinem Oheime mütterlicher Seite, dem Könige Rudolph III. von Burgund, einen Vertrag, demzufolge dieses Reich nach Rudolph's

*) Siehe § 32. Seite 88. f.

Tode mit Deutschland vereinigt werden sollte. Heinrich starb vor Rudolph (1024). Er wurde später (1151) von den Pfaffen, denen er gedient hatte, heilig gesprochen. Hätte er, statt ihnen, seinem Volke oder der Menschheit gedient, so wäre ihm diese mehr als zweifelhafte Standeserhöhung nicht zu Theil geworden, die deutsche Nation und die Geschichte gedachten aber seiner in Ehren. Heinrich II. hatte zwar in der Ehe gelebt, jedoch aus falsch verstandener Frömmigkeit dem Sinne und der Bedeutung derselben Hohn gesprochen, indem er sich rühmte, nie die Keuschheit seiner Gemahlin verletzt zu haben. Er starb kinderlos, der letzte Sprosse des sächsischen Stammes, welcher so glorreich mit Heinrich I. begonnen hatte.

Heinrich I., der „Vogler," bedurfte keines Geistlichen, ihm die Königskrone auf's Haupt zu setzen, denn er herrschte mehr durch die Kraft seines Geistes, als den äußeren Mummenschanz. Heinrich II., sein armseliger Urenkel, fand in sich selbst keine Stütze und verließ sich daher auf schlaue Geistliche, die ihn beherrschten.

§ 34. Fortsetzung.

Bei Oppenheim am Rheine wählten die Fürsten den Herzog Conrad von Franken zum König. Mit ihm kam das fränkische Haus (von 1024—1125) auf den deutschen Thron. Es stand an Kraft und Herrschergaben dem sächsischen nicht gleich. Conrad zog bald schon (1027) nach Italien, traf in Rom den König Kanut von Dänemark und schenkte ihm, in unsinniger Verblendung, die mit deutschen Blute eroberte und mit deutschem Fleiße bisher erhaltene Mark Schleswig; und wie im Norden, so erzeigte Conrad II. auch im Süden den schlimmsten Feinden der deutschen Nation Wohlthaten, indem er den Normannen den Besitz der von ihnen in Unter-Italien eingenommenen Landstriche bestätigte. Mit dem Herzoge Ernst von Schwaben, seinem Stiefsohne, den luitzischen Slaven, (1028), und den Polen (bis 1032) hatte Conrad II. Streitigkeiten zu schlichten und Kriege zu führen. Als König Rudolph III. von Burgund (1032) starb, wählten, um ihr altes Volksrecht zu behaupten, die burgundischen Stände Conrad II. zum König. Der Graf Odo von Champagne, welcher ihm anfangs widerstand, mußte ihm weichen. Burgund wurde mit Deutschland vereinigt (1034); doch behielt das Land seine Verfassung und seine Stände besuchten die deutschen Reichstage. Auf seinem Zuge nach Italien (1037) empfing Conrad den Keim seines Todes. Er starb 1039 zu Utrecht. Sein Sohn, Heinrich III., welcher zu des Vaters Lebzeiten die Herzogthümer Baiern und Schwaben und das Reich Burgund verwaltet hatte, folgte ihm nach. Heinrich III. gedachte, die Macht der Herzoge vollständig zu brechen, indem er die Herzogthümer nicht wieder vergab, vielmehr in seiner eigenen Gewalt behielt. Er machte sich dadurch alle Großen des Reiches zu Feinden und sah am Ende ein, daß er besser thue, die Herzogthümer wieder an Fürsten zu verleihen. Doch deren Uebermacht zu verhüten, war er eifrig bedacht. Nach des Herzogs Gozelo I. von Lothringen Tode (1044), theilte Heinrich III. das Land unter dessen beide Söhne und als der ältere Gottfried sich dagegen erhob, nahm er ihn gefangen und gab ihm das Leben erst 1046 wieder. Die übrigen Herzogthümer, welche erledigt waren, gab Heinrich, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft, Männern, auf die er glaubte, sich vollständig verlassen zu können. Baiern verlieh er (1053) an seine Gemahlin Agnes. Ihm, als einen kräftigen, durch die äußeren Verhältnisse begünstigten Manne mochte es gelingen, die königliche Gewalt, gegenüber der herzoglichen, zu stärken. Allein Heinrich bedachte nicht, daß ungünstigere Verhältnisse eintreten und ein schwächerer König ihm nachfolgen könne. Die ganze Verfassung Deutschland's widerstrebte der königlichen Gewalt. Die Großen des Reiches wählten den

König und besaßen in diesem Wahlrechte das Mittel, ihm Gesetze vorzuschreiben. Nur die erbliche Monarchie kann eine unumschränkte sein. In dem Wahlreiche nehmen die Wahlberechtigten eine viel zu feste Stellung ein, als daß der König unabhängig von deren gutem Willen einen hohen Grad von Macht entwickeln könnte. Zu häufig hatten übrigens, seit dem Vertrage von Verdun, die deutschen Könige ihren Tod gefunden, bevor erwachsene Söhne ihre Stelle einnehmen konnten, als daß durch die Gewohnheit das Wahlreich in das erbliche hätte übergehen können. Die Herzoge, Grafen und Herren, welche dem Volke näher standen, als die Könige, wußten sich inniger, als diese, mit ihren Unterthanen zu verbinden. Die Könige hatten dazumal den schwersten und gefährlichsten Dienst zu versehen und eben deshalb starben ihre Geschlechter in Deutschland häufiger aus, als diejenigen des übrigen Adels. Die Männer der Freiheit können sich freuen, daß im Kampfe zwischen der königlichen und herzoglichen Gewalt, wie im Streite zwischen der weltlichen und der kirchlichen Macht, beide Theile sich so lange gegenseitig schwächten, bis das Volk kräftig genug geworden war, sämmtlichen bevorzugten Ständen entgegen zu treten. Der Kampf zwischen den bevorzugten Ständen unter sich füllt ein Jahrtausend aus. Erst in der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts trat ein Volk mit Selbstbewußtsein seinen Bedrückern entgegen.

Heinrich III. war zwar ein gläubiger Christ, und in allen Vorurtheilen eines solchen befangen. Er setzte seine Krone nie auf das Haupt, ohne zuvor gebeichtet zu haben, und bemühte sich eifrig, das Christenthum unter den Heiden weiter auszubreiten. Dennoch erkannte er mit klarem Blicke den verwilderten und verdorbenen Zustand der Kirche. Die meisten Kirchenämter wurden mit Geld erkauft und wurden um der mit denselben verbundenen Pfründen, Würden und Ehren willen verwaltet. In Rom, dem obersten Sitze der Geistlichkeit, war die Verwirrung am größten. Mit Gewalt erzwang Heinrich III. auch dort sich Gehorsam. Zu seiner Zeit hätte es kein Papst gewagt, den Kaiser abzusetzen. Heinrich III. ließ aber auf einmal (1046) drei Päpste absetzen. Die Römer schworen ihm, nie ohne Erlaubniß der deutschen Könige einen Papst zu wählen, und so lange Heinrich III. lebte, wurde dieser Eid nicht gebrochen. Allein was durch die Gewalt des Eisens erzwungen wird, dauert nicht länger, als der Zwang. Wenn Heinrich III. der Mann gewesen wäre, richtigere Ansichten über die Geistlichkeit, ihre Pflichten und ihren Beruf, über Menschenwerth und Christi Lehre zu verbreiten und wenn er seine Gewalt auf diese richtigere Grundlage gesetzt hätte, — dann wäre sein Werk von Dauer gewesen. Doch Heinrich III. war zwar ein kräftiger König, allein kein aufgeklärter Mann und kein strebender Geist. Er verlangte sogar, als Gottfried von Lothringen sich zum zweiten Male wider ihn erhob, daß der Papst den Bannfluch auf Gottfried schleuderte, ohne vorauszusehen, daß derselbe Fluch auch gegen Könige und Kaiser gerichtet werden könne. Mit den Ungarn hatte Heinrich III. lange zu kämpfen. Erst im Jahre 1056 wurde ein dauernder Friede mit ihnen geschlossen, in welchem Ungarn von dem deutschen Lehensverbande frei gesprochen wurde. In demselben Jahre starb Heinrich III. im Alter von acht und dreißig Jahren. Sein Sohn, Heinrich IV., war erst sechs Jahre alt. Die Kaiserin Agnes führte über ihr Kind die Vormundschaft. Ihr raubte der Erzbischof Hanno von Köln und andere mit ihm verschworene Große des Reiches den Sohn, um in dessen Namen herrschen zu können. Der Erzbischof Adalbert von Bremen gesellte sich Hanno bei und übte den verderblichsten Einfluß auf das junge Gemüth des Königs aus. Die beiden Erzbischöfe verschleuderten im Namen des gefangenen Königs die Güter des Reiches und wehrten nirgends der Selbsthülfe, welche kecker, als jemals zuvor, einherschritt. Im Jahre 1065 ließ Adalbert den jungen König zu Worms wehrhaft machen. Heinrich IV. wurde dadurch für fähig erklärt, selbst zu regieren, allein er war es nicht. Willkürlicher, als

zuvor, herrschte statt seiner der Erzbischof Adalbert. Heinrich IV. aber führte ein schwelgerisches und sittenloses Leben zu Goslar. Die kräftigsten und umsichtigsten Könige Deutschland's hatten Mühe gehabt, den stolzen Adel in den Schranken der Gesetze zu halten. Die Verschiedenheit der Stämme und die sich häufig kreuzenden Forderungen der bevorzugten Geschlechter erforderten zu allen Zeiten schonende Rücksicht und kraftvolle Wahrung des Rechtes. Besonders feindlich standen sich, seit den Zeiten Karl's I., Franken und Sachsen gegenüber. Die Eifersucht zwischen beiden Stämmen war dadurch noch erhöht worden, daß abwechselungsweise sächsische und fränkische Fürsten auf den Königsthron erhoben wurde. Die sächsischen Fürsten weigerten sich plötzlich, dem Könige die zu seiner Hofhaltung erforderlichen Lebensmittel zu liefern. Zu Trebur versammelten sich die Großen des Reiches und zwangen Heinrich IV., seinen Rathgeber, den Erzbischof Adalbert, zu entlassen. Damit nicht zufrieden, verwüsteten die sächsischen Fürsten das Erzstift dieses Bischofs und nahmen ihm alle seine Güter. Heinrich IV. ergrimmte, baute immer mehr feste Burgen im Lande der Sachsen und gedachte, sie mit deren Hülfe zu bändigen. Aeußerm Zwange, nicht der eigenen Wahl folgend, ehelichte Heinrich IV. in demselben Jahre (1066) die ihm verlobte Braut, Bertha, die Tochter des Markgrafen von Susa. Bald schon wandte er sich von ihr ab und wollte von ihr geschieden sein. Der päpstliche Gesandte, Petrus Damiani, widersetzte sich. Der elende König fügte sich und lebte dann mit der Frau, welche er so schwer verletzt hatte. Doch nicht alle Menschen, mit denen Heinrich IV. zu verkehren gezwungen war, hatten mit ihm dieselbe Geduld und widmeten ihm dieselbe Liebe, wie Bertha. Leidenschaftlich und ungerecht, wie er gegen seine Gattin gewesen war, waltete er auch in den Angelegenheiten des Staates. Besonders hatte er auf die Sachsen und Thüringer seinen Groll geworfen. Vergebens machten ihm diese ernste Vorstellungen. Auf's Aeußerste gebracht, rückten die Sachsen in hellen Haufen vor Goslar, wo Heinrich IV. damals wohnte. Er flüchtete nach Harzburg. Die Sachsen folgten ihm nach. Noch einmal entfloh der König; allein sein Muth war gebrochen. Im Glücke war er übermüthig gewesen; im Unglück verzagte er. Er warf sich den zu Hersfeld versammelten Fürsten zu Füßen und bat sie um Hülfe gegen die Sachsen. Statt wider die Polen, zog Heinrich IV. wider die Sachsen zu Felde und warb selbst die Luitizen und Dänen gegen sie. Mehr und mehr sank Heinrich IV. in der öffentlichen Meinung. Da er mit den Fürsten zerfallen war, suchte er einen Stützpunkt in den Städten zu finden. Doch auch diese wollten ihm nicht in unrechten Dingen beistehen. Er mußte 1074 zu Gerstungen mit den Sachsen Frieden schließen und seine Burgen in deren Lande niederreißen. Mit Vergnügen ergriff der König die Gelegenheit, welche ihm die Sachsen boten, indem sie bei Niederreißung seiner Zwingburgen ein Kloster verbrannten und einige alte Gebeine umherstreuten. Er hörte nicht auf die Entschuldigung der sächsischen Fürsten, vielmehr überzog er sie mit einem zahlreichen Heere und schlug sie (1075) bei Hohenburg an der Unstrut.

Heinrich IV. verstand es nicht, diesen Sieg mit Mäßigung zu benützen. Er brach das Versprechen, das er den sächsischen Fürsten gegeben hatte, sie nicht an Leib und Leben, Ehre und Freiheit zu kränken, nahm ihnen die Güter, ließ sie gefangen bis nach Burgund führen, baute seine Zwingburgen wieder auf und drückte die Sachsen und Thüringer schwerer, als zuvor.

Heinrich IV. hatten die sächsischen Fürsten in einem Treffen geschlagen, allein er hatte weder ihre, noch ihres Stammes Macht gebrochen. Er hatte gesiegt, nicht durch seine überlegene Geisteskraft, sondern durch die Gunst der Verhältnisse und die Stärke des Aberglaubens, welcher in der Verbrennung eines Klosters einen größeren Frevel sah, als in der Verwüstung und Knechtung ganzer Länder, und welcher die Zerstreuung modernder

Gebeine für weit sündhafter hielt, als die Ermordung lebender Menschen. Wie gefährlich es ist, sich auf die Gunst des Augenblickes und die Macht des Aberglaubens zu verlassen, sollte Heinrich in einer anderen Fehde, in seinem Kampfe mit dem Papste Gregor VII., erfahren. Seit dem Jahre 1073 war dieser kecke und schlaue Priester, welcher früher Hildebrand geheißen hatte, auf den päpstlichen Stuhl gekommen. An Herrschsucht standen beide Gegner sich gleich. An Ausdauer, Scharfblick und Gewandtheit war der Papst dem Könige bei weitem überlegen. Wie Heinrich IV., so wollte auch Gregor VII. unumschränkt herrschen. Doch der Papst verstand es besser, als der König, seine Herrschsucht zu verhüllen und den Schein der heiligsten und edelsten Bestrebungen anzunehmen. Während zu Heinrich's III. Zeiten kein Papst ohne Zustimmung des Kaisers gewählt werden durfte und noch nie ein Papst es gewagt hatte, Gericht über Könige und Kaiser zu halten, ließ Gregor, welcher wohl wußte, in welchem Mißverhältniß Heinrich mit den Großen seines Reiches stand, diesem sagen, er solle nach Rom kommen, um sich dort wegen der Verbrechen zu rechtfertigen, deren er angeklagt sei; komme er nicht, so treffe ihn der Bann. Solche Sprache war noch niemals einem deutschen Könige gegenüber geführt worden. Heinrich IV. versammelte die deutschen Bischöfe in Worms und ließ durch diese den Papst absetzen. Gregor VII. antwortete, indem er den Bannfluch auf den König schleuderte. Er entband alle Deutschen des, Heinrich IV. geleisteten Eides, und erklärte diesen für abgesetzt.

Leidenschaft ist zu allen Zeiten blind, benützt jedes Mittel, mit dessen Hülfe sie ihr Ziel zu erreichen hofft und bedenkt nicht die Folgen. Alle Feinde des Königs frohlockten. Sie waren in der Mehrzahl auf dem Reichstage zu Trebur (1076) und sprachen dort den Grundsatz aus, der Papst habe das Recht, den deutschen König abzusetzen. Mit Mühe verhinderte Heinrich IV., daß die Fürsten nicht einen anderen König wählten. Sie erklärten ihm unumwunden, er sei der Krone verlustig, wenn er sich nicht binnen Jahresfrist vom Banne löse. Wie früher zu Hersfeld, so verlor Heinrich IV. auch jetzt zu Trebur allen Muth und alles männliche Selbstgefühl. Er eilte mit wenigen Getreuen nach Italien, wies alle Anerbietungen der Hülfe, die ihm gemacht wurden, von der Hand und folgte dem Papste nach Canossa, einer Felsenburg, welche der Gräfin Mathilde von Tuscien gehörte und wohin sich Gregor VII. geflüchtet hatte.

Im Januar 1077 erschien dort der deutsche König und wurde auf seine demüthige Bitte eingelassen, doch nicht um vor den Papst zu treten. Drei Tage und drei Nächte lang mußte Heinrich IV. barfuß und im Büßerhemde im Schloßhofe stehen. Endlich löste Gregor auf die Bitte seiner Geliebten, der Markgräfin Mathilde von Tuscien, der Wittwe Gottfried's des „Buckligen“ von Lothringen und Nichte Heinrich's III., welche über die reichsten Länder Italien's, zwischen der Tiber und dem Po, gebot, Heinrich vom Banne, jedoch nur unter der Bedingung, „daß er schwöre, den Spruch seiner Richter, des Papstes und der Reichsversammlung, in Geduld zu erwarten und sich demselben zu unterwerfen.“ Menschliches Mitgefühl mag den unglücklichen König der Deutschen bedauern und ein gerechter Sinn mag den Uebermuth des Papstes tadeln. Der Mann der Freiheit, welcher von dem Standpunkte des neunzehnten Jahrhunderts die Ereignisse der Vergangenheit erwägt, sieht in der Anmaßung des Papstes, wie in der Demüthigung des Königs die ersten Keime des Zwiespalts zwischen der königlichen und päpstlichen Gewalt, welche mehr als drei Jahrhunderte hindurch auf's engste verbunden gewesen war. Hätte der Bund länger fortgedauert, so wäre ohne Zweifel diese Doppelgewalt immer mächtiger geworden und hätte die erst im Werden begriffene Macht des Volkes nicht aufkommen lassen. Der Streit zwischen dem deutschen Könige und dem Papste forderte die Völker zuerst auf, über die Grenzen der Machtvollkommenheit beider nachzudenken. Wir können

daher in den Heulerton nicht einstimmen, in welchem gewöhnlich die Demüthigung Heinrich's IV. vorgetragen wird. Heinrich IV. war ein Tyrann. Ihm gebührte eine strenge Lehre. Daß sein Volk nicht die Kraft und die Einsicht besaß, ihm diese zu geben und daß ein frecher Papst sich anmaßte, dieses zu thun, ist zu bedauern; doch was konnte vom eilften Jahrhundert erwartet werden, von dem Jahrhunderte der Selbsthülfe und des Aberglaubens, weltlicher Gewaltthat und geistlicher Verdummung?

Die deutschen Fürsten hatten alles eher erwartet, als was Heinrich und Gregor gethan. Sie traten (im März 1077) in Forchheim zusammen und beschlossen auf den Antrag der päpstlichen Gesandten: „Die Wahl der Bischöfe solle fortan in Deutschland nicht mehr vom Könige abhängig sein und die Belehnung unentgeltlich geschehen, die deutsche Krone aber solle nicht durch Erbrecht vom Vater auf den Sohn kommen, sondern freier Wahl vorbehalten sein." Darauf wählten sie Rudolph, den Herzog von Schwaben, zum Könige. Doch die Fürsten hatten das Maß bis zum Ueberlaufen gefüllt. Die öffentliche Meinung trat ihnen entgegen. Gregor VII. wollte noch weiter im Trüben fischen und lud beide Könige vor sich zur Rechenschaft.

In der Hoffnung, daß Rudolph den Sieg davon tragen würde, sandte ihm der Papst eine Krone mit der Inschrift: „Christus gab dem Petrus, Petrus die Krone dem Rudolph." Heinrich IV. mußte Bürgern und Bauern jetzt gute Worte geben, daß sie ihm die verlorene Krone wieder erobern helfen möchten. Der Kampf entbrannte aller Orten. Bei Mellrichstadt in Franken (1078) und bei Wolfsheim an der Elster (1080) wurden zwei unentschiedene Schlachten geschlagen. Doch in der letzteren fiel Rudolph. Sterbend warf dieser Fürst den Bischöfen vor, daß sie die Ursache seines Meineides und seines Todes seien. Heinrich IV. erkannte bald, daß sein gefährlichster Feind in Rom sei. Drei Mal belagerte er vergeblich die Stadt. Das vierte Mal (1084) eroberte er sie. Gregor VII. blieb auch dann unversöhnlich. Heinrich IV. ließ Clemens III. zum Papste wählen und sich von diesem zum Kaiser krönen, schloß Gregor VII. in der Engelsburg ein, mußte aber aus Rom abziehen, als die Normänner auf Gregor's Hülferuf herbeieilten. Diese plünderten und mordeten und trieben die Römer zum Aeußersten. Die Bürger erhoben sich im Kampfe gegen Gregor's Verbündete. Im Zorne ließ Robert Guiscard, der Normannenfürst, Rom anzünden. Gregor VII. konnte sich nicht länger in der Stadt halten, floh nach Salerno und starb dort, unter neuen Flüchen, die er auf Heinrich IV. schleuderte (25. Mai 1083.) Heinrich's IV. schlimmste Feinde in Deutschland: Otto von Nordheim und der Erzbischof von Mainz, starben in den Jahren 1082 und 1084. Der Graf Hermann von Luxemburg, den ihm die Fürsten nach Rudolph's Tode als König entgegen gesetzt hatten, konnte sich nicht behaupten und unterwarf sich dem Kaiser (1087). Markgraf Eckbert, der dann dem Kaiser entgegentrat, fiel (1089) durch Meuchelmord. Die Fürsten wandten sich der steigenden Glückssonne Heinrich's IV. wieder zu.

In Italien war Desiderius zum Papste erwählt worden und bestieg den sogenannten Stuhl Petri unter dem Namen Victor III. im Mai 1086. Er vermochte jedoch nicht gegen Clemens III. aufzukommen und starb im März 1087 im Kloster zu Monte Cassino. Ein Jahr darauf kam die Wahl Urban's II. zu Stande, welcher bewirkte, daß die drei und vierzigjährige Gräfin Mathilde von Tuscien, die alte Freundin Gregor's VII., nach dessen Tode dem achtzehnjährigen Sohne des Herzogs von Baiern, Welf V., ihre Hand reichte (1089).

Im April 1090 erschien Heinrich IV. wieder in Italien, nahm (1091) die bedeutendste Festung der Mathilde, Mantua, und einige andere feste Plätze derselben ein und trieb die Anhänger Urban's II. nach Unter-Italien, während Clemens sich in Rom behauptete.

Doch Heinrich IV. war von zu wilden und zu niedrigen Leidenschaften beherrscht als daß er irgend einen Sieg hätte benützen und verfolgen können. Er konnte in seiner Familie eben so wenig Frieden halten, als in seinem Reiche. Bertha hatte mit Liebe und Geduld die Rohheiten ihres Gatten ertragen. Nach ihrem Tode hatte er eine russische Fürstentochter, Praxetis, geheirathet, mit welcher er in offenen Streit gerieth. Heinrich überschritt in diesem alles Maß und Ziel. Er ging so weit, die eheliche Geburt seines Sohnes Conrad selbst zu bestreiten, wogegen seine Gattin ihn anklagte, Heinrich habe sie eingekerkert, ihr im Gefängnisse Gewalt anthun lassen und selbst seinen Sohn dazu aufgefordert. Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, daß Heinrich's Söhne keine Liebe und Achtung für ihren Vater hegten, und den Priestern, die sie gegen ihn aufhetzten, bereitwilliges Gehör schenkten.

Sein Sohn, Conrad, welcher (1087) zum deutschen König gewählt und gekrönt worden war, und welchem Heinrich die Verwaltung Italien's übergeben hatte, empörte sich wider ihn, ließ sich (1093) zum Könige von Italien krönen und ehelichte (1095) des Normannenherzogs Roger's Tochter.

Urban II., Heinrich's Todfeind, gewann in demselben Maße an Einfluß und Bedeutung, als der deutsche König mehr und mehr der öffentlichen Verachtung anheimfiel. Die Italiener schlossen sich ihm an, Clemens III. verlor alles Ansehen. Welf V., der jugendliche Gatte der alten Gräfin Mathilde von Tuscien, gerieth mit seiner Gemahlin in Streit, als er erfuhr, daß dieselbe, bereits im Jahre 1077, ihre sämmtlichen Güter der römischen Kirche vermacht habe und trennte sich, nach einer fünfjährigen kinderlosen Ehe, wieder von ihr. Er und sein Vater kehrten zur Partei des Kaisers zurück, im Jahre 1095. Allein Heinrich's Einfluß in Italien war für immer gebrochen. Er ging 1099 nach Deutschland und wußte nichts besseres zu thun, als, nachdem er früher die Wahl seines Sohnes Conrad durchgesetzt hatte, dessen Absetzen zu bewirken. Dieses geschah auf dem Fürstengerichte zu Köln (1098). An dessen Stelle wurde sein jüngerer Bruder, Heinrich V., zum Könige gewählt. Conrad starb vor Gram (1101). Nach des Papstes Urban's II. Tode (1099) erneuerte dessen Nachfolger, Paschalis II. den Fluch Gregor's VII. gegen Heinrich IV. und die Priester hetzten nun auch den zweiten Sohn des deutschen Königs, Heinrich V., gegen seinen Vater. Derselbe Paschalis II., welcher dem Vater geflucht hatte, gab dem verrätherischen Sohne den Segen und verhieß ihm Nachlaß aller seiner Sünden für dieses und jenes Leben zum Lohne für sein verruchtes Unternehmen. Vater und Sohn stritten wider einander. Am Regenflusse, in Baiern, trafen beider Heere zusammen. Der schlaue Sohn wandte durch Versprechungen und Künste die Fürsten in seines Vaters Heere von diesem ab. Der alte Kaiser floh. Sein Sohn folgte ihm und ließ ihn in Mainz gefangen nehmen, von da nach Ingelheim bringen und zwang ihn, abzudanken. Bald darauf (am 7. August 1106) starb Heinrich IV. und kam so endlich zur Ruhe, obgleich seine Leiche nicht in sogenannte „geweihte" Erde gebracht wurde.

Der Streit zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. führt uns deutlicher, als irgend eine andere geschichtliche Thatsache, die weltliche und die geistliche Gewalt des Mittelalters in ihrer ganzen inneren Verworfenheit vor. Die verabscheuungswerthesten Laster herrschten auf beiden Seiten. Die niedrigsten Leidenschaften waren die Beweggründe der kaiserlichen und der päpstlichen Vorkämpfer. Unser Mitgefühl verdienen die bethörten und die bedrückten Völker weit mehr, als Heinrich IV. im Schloßhofe von Canossa, oder Gregor VII. auf der Flucht in Unter-Italien. Die Frage aber, auf welcher Seite das Recht, auf welcher das Unrecht war, können wir nur dahin beantworten: auf keiner Seite war Recht, auf beiden Seiten war Unrecht. Weder der Kaiser, noch der Papst strebte nach dem, was ihm zukam. Jeder trachtete nach unumschränkter Herrschaft, unbekümmert um Recht,

Wahrheit und Volkswohl. Wir können uns darüber nur freuen, daß beide Theile durch ihre Uebertreibungen die Gewalt, die sie vertraten, bloßstellten und sich durch ihre Kämpfe gegenseitig schwächten.

§ 35. Burgund.

Wie im Norden an der Maas und Schelde das Land Lothringen unstet zwischen Deutschland und Frankreich hin und her schwankte, so im Süden Burgund. Doch erlangte Lothringen niemals diejenige Selbstständigkeit, welche Burgund errang und welche ihm einen Anspruch darauf gibt, besonders erwähnt zu werden.

Den Grund zu dem burgundischen Reiche legten die Bischöfe des südöstlichen Frankreich's auf Anstiften des Papstes Johann's VIII., indem sie in einer Ebene der Dauphine, nach dem Tode Ludwig's des „Stammlers" (879), eine große Versammlung hielten, in welcher beschlossen wurde, ein neues Königreich unter dem Namen Provence zu bilden. Dieses bestand damals aus der Provence, der Dauphine, einem Theile von Languedoc, Savoyen, Franche comté (Freigrafschaft), dem Herzogthum Burgund, dem Gebiete von Lyon und der Umgegend von Lausanne. An die Spitze dieses Reiches wurde Boso, Graf von Vienne*), der Gemahl Irmengard's, der Schwester Karl's des „Kahlen," gesetzt.

Nach dessen Tode (879) herrschte sein Sohn, Ludwig der „Blinde," unter der Vormundschaft seiner Mutter, einer Tochter des Kaisers Ludwig II., vom Jura bis an die Rhone. Rudolph I., der Enkel einer Tochter Ludwig's des sogenannten "Frommen," warf sich in dem Lande zwischen Jura und Tyrol, das später Hochburgund oder Burgund jenseits des Jura genannt wurde, zum Könige auf (888). Im Gegensatz zu diesem Reiche wurde das von Boso gegründete auch Niederburgund oder Burgund diesseits des Jura, oder das Arelat (von der Hauptstadt Arles) genannt, während das Herzogthum Burgund, welches einen Theil dieses Königreichs bildete, nur eine seiner Provinzen war.

Boso mußte, um sich zu halten, den Geistlichen und Adeligen reiche Geschenke machen und sie von allen Diensten befreien. Seine Nachfolger thaten das Gleiche und wurden arm, während die Großen des Reiches sich nach und nach ganz selbstständig machten. Boso's Enkel, Karl Constantin, wurde durch einen seiner Großen, den Grafen, Markgrafen und später Herzog Hugo, welcher das Reich an Rudolph II. von Hochburgund abtrat, beseitigt. So wurden (933) die beiden burgundischen Reiche vereinigt. Karl Constantin behielt nur ein kleines Gebiet um die Stadt Vienne und erkannte Rudolph II. als seinen Herrn an.

Rudolph's Sohn und Nachfolger (937—993), Conrad, der „Friedfertige," hatte mit Ungarn und Mohammedanern zu kämpfen, entledigte sich zwar dieser äußeren Feinde, vermochte aber nicht, die zahlreichen und mächtigen Großen seines Reiches zu bändigen, welche die Krongüter an sich rissen und sich um den König nicht bekümmerten. Sein Sohn, Rudolph III., (993—1032) bemühte sich vergeblich, das gesunkene Ansehen und die verminderten Güter des Königthums zu mehren. Zu seiner Zeit (1002) fiel das Herzogthum Burgund an die Krone Frankreich. Rudolph wurde noch ärmer, als sein Vater gewesen war und litt oft am Nöthigsten Mangel. Heinrich II., der König der Deutschen, unterstützte ihn bisweilen mit Gelde und gewann dadurch seinen guten Willen, so daß er ihm für den Fall seines Todes die Nachfolge in Burgund zusicherte. Heinrich war ein Sohn der ältesten Schwester Rudolph's, Gisela. Dessen zweite Schwester, Bertha, war zuerst mit dem Grafen Odo von Champagne, dann mit König Robert I. von Frankreich, Gerberga, die jüngste, mit dem Herzog Hermann II. von Schwaben vermählt.

*) Siehe oben § 31.

Beide Schwestern hatten, gleich der älteren, je einen Sohn. Bertha's Sohn, Oto der jüngere, widersetzte sich schon bei Lebzeiten Rudolph's dem von diesem abgeschlossenen Erbvertrage. Als jedoch Heinrich II. kinderlos gestorben war, rückte Conrad II. in Burgund ein, eroberte Basel (1025), damals die Grenzfestung dieses Reiches, und zwang den König Rudolph III., ihm die Erbfolge zuzusichern. Vergebens widersetzte sich Ernst von Schwaben, der Sohn der Gerberga. Conrad II., welcher eine Tochter dieser Gerberga geehelicht hatte, behauptete seine Ansprüche mit dem Schwerte gegen Ernst von Schwaben und gegen die Großen des burgundischen Reiches, welche den unmächtigen Ernst dem gewaltigen Könige der Deutschen vorzogen.

Im Jahre 1032 starb Rudolph. Conrad zog mit einem zahlreichen Heere nach Burgund. Diesem unterwarfen sich die Einwohner ohne Schwertstreich (1033). Oto entsagte (1034) seinen Ansprüchen, machte später noch einige Versuche, sich des Landes zu bemächtigen, allein ohne Erfolg. In der unglücklichen Schlacht bei Bar (1036) verlor er sein Leben. Burgund blieb ein Theil des deutschen Reiches, welches sich dazumal bis zu den Ufern der Tiber und der Rhone erstreckte. Der Name Burgund heftete sich aber an diejenigen Bezirke, welche im Jahre 1002 an die Krone Frankreich fielen, und welche der König Robert I. seinem Sohne Heinrich verlieh. Der Sitz dieser Herzoge von Burgund, welche später eine hohe Macht erlangten, war zu Dijon.

§ 36. Britannien.

Anderthalb Jahrhunderte blieb das Christenthum aus England verdrängt, während der Herrschaft der Angelsachsen. Gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts ehelichte der König Ethelbert von Kent die fränkische Fürstentochter Bertha, welche eine Christin war. Als im Jahre 596 mehrere vom römischen Bischofe Gregor, dem sogenannten „Großen," abgeschickte Missionäre in England anlangten, bereitete ihnen Bertha einen günstigen Empfang. Ethelbert ließ sich schon im folgenden Jahre (597) taufen und von dieser Zeit an machte das Christenthum reißende Fortschritte in England. Zu Canterbury und York wurden Bisthümer gegründet. Der Geistlichkeit wurden große Rechte eingeräumt und bedeutende Reichthümer verliehen. Die Könige eigneten sich bald einen sehr starken Glauben an, machten sich mit Büßergewändern und Pilgerfahrten nach Rom vertraut und führten sogar eine Steuer zur Verpflegung angelsächsischer Pilger und zur Bestreitung einer besonderen Schule zu Rom ein. Aus dieser Steuer wußten die habsüchtigen, römischen Bischöfe später einen Tribut zu machen, den sie unter dem Namen des Peterpfennigs von England erhoben. Die früher getrennten englischen Reiche wurden im Anfange des neunten Jahrhunderts durch den König Egbert von Wessex, mit Ausnahme des Landes Mercia, vereinigt. — Während der zwei Jahrhunderte, da das Christenthum in England festen Fuß faßte, und verschiedene Staaten neben einander bestanden, entwickelte sich der Geist gesetzlicher Freiheit in England früher, als in anderen europäischen Staaten. Britten und Sachsen verschmolzen allmählig zu einem Volke. Die Sachsen gaben dem Lande wilde Tapferkeit, welche die Britten milderten. Die Sachsen verliehen ihrer neuen Heimath die volksthümlichen Einrichtungen deutschen Ursprungs und die Britten entfernten aus denselben die grausamen Bestimmungen einer rohen Vorzeit. Als König Egbert von Wessex (827) aus den kleinen angelsächsischen Reichen ein Großes machte, war die Insel, gleich den meisten europäischen Küstenländern, von den Normännern furchtbar heimgesucht. Die Engländer nannten diese wilden Söhne des Nordens Dänen. Egbert schlug sie mehrere Male. Auch mit den Wallisern führte er glückliche Kriege. Seine königliche Macht war übrigens sehr beschränkt. Denn neben ihm führten in mehreren der kleinen Reiche die

Könige ihre Herrschaft fort, obgleich sie seine Oberhoheit anerkannten. Die von Alters her bestandenen Adelsversammlungen (Witenagemot's), ohne welche die Könige keine Beschlüsse von Bedeutung fassen konnten, setzten der königlichen Gewalt enge Schranken. Egbert starb im Jahre 836. Weiser, als die Könige in Franken, übergab er seinem älteren Sohne Ethelwolf das Reich ungetheilt. Dieser theilte aber bald schon die Herrschaft mit seinem ältesten Sohne Athelstan. Der Tod desselben verhinderte größeres Mißgeschick. Nach einer schwachen und trägen Regierung, welche durch die Eifersucht der Söhne Ethelwolf's und durch Raubzüge der Dänen getrübt wurde, machte dieser König (855) eine Pilgerreise nach Rom, und rief durch manche Verkehrtheiten, deren er sich schuldig machte, eine Empörung seines damals ältesten Sohnes Ethelbald hervor, welcher er nur durch die Abtretung der besseren Hälfte seines Reiches ein Ende machen konnte. Judith, seine zweite Gemahlin, Karl's des „Kahlen" Tochter, mit der er sich auf seiner Rückreise von Rom vermählte, trägt einen Theil der Schuld dieser Mißverhältnisse. Nach Ethelwolf's Tode (858) heirathete sie ihren Stiefsohn Ethelbald und führte, nachdem auch dieser gestorben war, ein wüstes Leben in Frankreich. Ethelbert, Ethelwolf's zweiter Sohn, vereinigte (860) wieder das ganze Reich. Ihm folgte (866) der dritte Bruder, Ethelred I., welcher unausgesetzt mit den Dänen zu kämpfen hatte, und nach dessen Tode (871) der vierte und jüngste Sohn Ethelwolf's, Alfred. Er ist der erste König, welchen die Geschichtschreiber mit Recht den Großen nennen. Er war groß durch seine kriegerische Tapferkeit, seine Ausdauer, seine Klugheit, seinen Sinn für Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber durch die edlen Beweggründe, welche allen seinen Handlungen zu Grunde lagen und welchen seine hohen Gaben dienten. Während alle Könige vor ihm nur darnach strebten, ihrer Herrschsucht und anderen niederen Leidenschaften zu fröhnen, weckte und kräftigte Alfred den Freiheitssinn und das Rechtsgefühl seines Volkes. Er legte den Engländern kein schimpfliches Joch auf, wie alle Könige vor ihm und die meisten nach ihm thaten. Er bekleidete sein schweres Land zum Besten des Landes, welches unfähig gewesen wäre, ohne einen König aus seinen Kriegen mit inneren und äußeren Feinden siegreich hervorzugehen. Er fing seinen Kampf mit den Normännern damit an, daß er ihnen auf dem Meere entgegen fuhr und sie angriff, bevor sie den Fuß auf englischen Boden gesetzt hatten. Als er der Ueberzahl der Feinde weichen mußte, zog er sich mit einer kleinen Schaar Getreuer in die unzugänglichen Gegenden von Sommersetshire zurück, woselbst er sich verschanzte. Von diesem sicheren Hinterhalte fiel Alfred da und dort über die Dänen her und schlug einzelne Abtheilungen derselben. Sein eigenes Volk wurde endlich durch die Dänen zur Verzweiflung getrieben und sandte ihm immer zahlreichere Schaaren zur Verstärkung. Endlich (878) wagte es Alfred, dem dänischen Heere unter dem Könige Guthrum, entgegen zu gehen, schloß dieses ein und nöthigte Guthrum, Frieden zu suchen. Alfred gestattete ihm freien Abzug und eine Niederlassung in Northumberland und Ostangeln, unter dem Versprechen der Huldigung und der Bekehrung zum Christenthume. Dasselbe Schicksal hatte, im folgenden Jahre, eine andere Schaar von Normännern, welche im Süden auf Raub ausging. Mit Hülfe seiner rasch erbauten Flotte verfolgte er die Dänen auch auf dem Meere. So sicherte Alfred zu einer Zeit, da das mächtige Frankenreich sich der Normänner nicht erwehren konnte, sein Land gegen deren Einfälle. Zugleich ordnete er die inneren Angelegenheiten des Staates. Er berief den Bürger- und Bauernstand zur Handhabung der Rechtspflege und der Polizei, während er im Vereine mit dem hohen und niedern Adel die Gesetze gab. Den allgemeinen Heerbann, welcher durch ihn neue Kraft erhielt, theilte er in zwei Hälften, von denen die eine zu Hause, die andere auswärts verwendet wurde. Die Kreise, Aemter und Gemeinden machte er für die öffentliche Ordnung und Sicherheit verantwortlich. Auf der Selbstthätigkeit und Einsicht der Bürger beruhte

in erster Reihe und auf der Strenge des Königs in zweiter die Ordnung des gesammten Staates. Nie war die Sicherheit der Person und des Eigenthums größer in England, als zu Alfred's Zeit.

Wie durch Befehl und Ueberwachung, so hob Alfred sein Volk auch durch Belehrung und Beispiel. Er sammelte die alten Volkslieder und verfaßte selbst neue. Er errichtete Schulen und forderte auch die Erwachsenen auf, das in ihrer Jugend versäumte nachzuholen. Trotz aller seiner Kriege und seiner neuen Schöpfungen hinterließ er, weil er sparsam war, ansehnliche Schätze nach seinem Tode (901). Sein Sohn, Eduard I., brachte nach mancherlei Kämpfen und Mühseligkeiten Mercia, Wales, Schottland, Northumberland und Ostangeln unter seine Oberherrschaft, obgleich sein Einfluß in allen diesen Ländern, mit alleiniger Ausnahme von Mercia, mehr scheinbar, als wirklich war. Eduard's tapferer Sohn, Athelstan, (924—941), schlug in der entscheidenden Schlacht bei Brunaburg (937) die Irländer, Schotten, die in Cumberland wohnenden Britten und die Dänen, befestigte dadurch das wankende königliche Ansehen und zeichnete sich durch seine Mäßigung und Vervollständigung der von Alfred dem Großen gegebenen Gesetze aus. Ihm folgte sein junger Bruder Eduard. Er belehnte den schottischen Könige Malcolm mit Cumberland, vertrieb die Dänen aus den Städten, welche sie außerhalb Northumberland und Ostangeln bewohnten und bevölkerte diese dann wieder mit Angelsachsen. Im Jahre 946 wurde er von einem Räuberhauptmanne ermordet. Unter seines Bruders Edred (946—955) Regierung gewann ein Mönch, Namens Dunstan, einen überwältigenden Einfluß. Dieser war in früher Jugend zu seinem unnatürlichen Stande, gegen den er als Knabe den heftigsten Widerwillen empfand, bestimmt worden. Geschwächt durch eine schwere Krankheit ließ Dunstan sich bewegen, als Jüngling Mönch zu werden. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß viele Mönche, welche nur gezwungen diesen Stand ergriffen hatten, später die wildesten Fanatiker wurden und denselben Zwang, welchem sie vergeblich widerstrebt hatten, Anderen auferlegten. Schon im zwanzigsten Jahre seines Lebens that sich Dunstan, als Abt, durch seine Strenge hervor. Er verfolgte mit äußerster Härte die verheiratheten Geistlichen und suchte alle bedeutenden Kirchenämter mit Mönchen zu besetzen. Nach Edred's Tode warf sich Dunstan, in Verbindung mit dem Erzbischofe von Canterbury, zum Vormunde des jungen Königs Edwy auf und wurde später von diesem aus dem Reiche verbannt, weil er keine Rechenschaft über seine Vormundschaft ablegte. Nach Edwy's Tode (959) wurde Dunstan Erzbischof von Canterbury, und benützte den Einfluß als erster Rathgeber des Königs Edgar, seine mönchischen Bestrebungen durchzusetzen. Die Entrichtung der geistlichen Zehnten und des Peterpfennigs, so wie die Sonntagsfeier schärfte er durch die härtesten Strafgesetze ein. Er vermehrte die Macht und den Einfluß der Mönche und führte die Ehelosigkeit (Cölibat) unter den englischen Geistlichen ein. Als Edgar (975) starb, verfügte Dunstan in ungerechter Weise über den englischen Thron und bereitete dadurch den Untergang des angelsächsischen Reiches vor. Edgar hatte in erster Ehe mit einer Nonne, oder doch mit einer Frau gelebt, welche sich vor seinen Nachstellungen in ein Kloster geflüchtet hatte. Dunstan hatte dem Könige deßhalb eine schwere Buße auferlegt und nach den von allen Mönchen und Pfaffen jener Zeit geltend gemachten Ansichten war diese Ehe und folglich auch der Sohn Eduard, welcher aus ihr entsproß, ungesetzlich. Da jedoch Edgar's zweite Gattin, Elfriede, sich nicht vor dem Mönche beugte, schloß Dunstan ihre beiden Söhne von der Nachfolge aus und setzte den, nach seinen eigenen Ansichten ungesetzlichen Sohn Eduard auf den Königsthron. Es entspann sich daraus ein Zwiespalt, welcher für England von den verderblichsten Folgen war. Eduard, welcher, wegen seiner blinden Unterwürfigkeit dem kecken Mönche gegenüber, heilig gesprochen, wurde zwar schon 978 ermordet, allein der Keim zu blutiger

Verwirrung war durch die rechtswidrige Verdrängung der beiden Söhne Elfrieden's schon gelegt. Dunstan, welcher dieses gethan hatte, zog sich von den Geschäften zurück und schrieb alles Unglück, das er selbst veranlaßte, der göttlichen Unzufriedenheit über seine Zurücksetzung zu. Ethelred II., Elfrieden's Sohn, war erst zehn Jahre alt, als er (978) den Thron bestieg. Die Dänen, welche bald fühlen mochten, daß die königliche Macht in England erschüttert sei, begannen mit verstärkter Wuth ihre Raubzüge. Ethelred II. wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die zur Bekämpfung der Dänen erhobenen Steuern dazu verwandte, den Räubern einen Tribut zu zahlen. Der Haß der Angelsachsen gegen die Dänen ward um so größer, je weniger sie im Stande waren, sich ihrer zu erwehren. Die umherziehenden Dänen wurden von ihren Landsleuten, welche im Dienste des Königs Ethelred standen, und einen großen Einfluß in England besaßen, in ihren Unternehmungen gefördert. Statt sie für ihr Verbrechen zu bestrafen und aus einflußreichen Aemtern, die sie zum Verderben des Landes verwalteten, in gesetzlicher Weise zu entfernen, veranstaltete Ethelred am dreizehnten November 1002 die Ermordung aller unter den Angelsachsen da und dort wohnenden Dänen. Viele tausend Dänen kamen um das Leben; selbst ihre Frauen und Kinder wurden nicht geschont. Mit Vergnügen ergriff der dänische König, Sueno, diesen Vorwand, über England herzufallen. Er ließ sich zwar im Jahre 1007 durch Geld zum Frieden bewegen. Doch bald kehrte Sueno wieder und vollendete, im Jahre 1013, die Eroberung England's. Während sein älterer Sohn, Harald, Dänemark beherrschte, setzte sich sein jüngerer, Kanut, in England fest. Ethelred II. starb 1016. Sein Sohn und Nachfolger, Edmund Eisenseite, kämpfte muthig gegen Kanut, fiel aber schon im folgenden Jahre (1017) durch Mördershand. Kanut vermählte sich mit Ethelred's II. Wittwe, Emma, und befestigte dadurch seine Herrschaft in England. Einen Bruder Edmund's ließ er ermorden und dessen beide Söhne schickte er in's ferne Ausland, wo der Eine von ihnen bald starb. Die beiden Halbbrüder Edmund's, die Söhne Ethelred's II. und der Emma, Alfred und Eduard, entgingen nur dadurch einem ähnlichen Schicksale, daß sie in der Normandie verweilten. Im Jahre 1018 wurde Kanut, nach dem Tode seines Bruders Harald, König von Dänemark und eroberte (1028) auch Schweden und Norwegen. Bald darauf (1030) verlor er sein Leben in einer Schlacht.

Kanut ist von den Geschichtschreibern der Vorzeit mit dem Ehrentitel des „Großen" geschmückt worden. Vergleichen wir ihn jedoch mit seinem nächsten Vorgänger in England, welchem dieses Beiwort verliehen wurde, so wird es uns klar, daß unmöglich beide dieselbe Bezeichnung mit Recht führen können. Alfred vertheidigte sein Land gegen ungerechte und räuberische Angriffe. Kanut setzte sich in England fest wider den Willen des Volkes, durch die Gewalt des Schwertes. Alfred befestigte seine Regierung durch eine tadellose Verwaltung des Staates, durch weise Gesetze und die Liebe des Volkes, Kanut durch die Ermordung der, nach den Begriffen des Volkes rechtmäßigen Herrscher England's. Er war übrigens kein blind wüthender Tyrann, im Gegentheile war er klug und verschmähte es nicht, durch eine Pilgerreise nach Rom (1026 und 1027) sich den Schein der Frömmigkeit zu geben. Da er mächtig und stark war, machten ihm die Geistlichen seiner Zeit kein Verbrechen daraus, neben seiner Gattin, Emma, eine Geliebte, Alfgiwa, zu besitzen, welche öffentlich an seiner Seite stand und sogar in königlichen Urkunden ihre Unterschrift neben die seinige setzte.

Kanut hinterließ aus seiner Ehe mit Emma einen Sohn, Hardikanut, und aus seinem Liebesverhältnisse mit Alfgiwa zwei Söhne: Sueno, den Jüngeren, und Harald, den „Hasenfuß" (den Schnellen).

Die angelsächsischen Großen wünschten einen der beiden Söhne Ethelred's II., die dänischen, Harald zum Könige, weil seine Mutter, Alfgiwa, die Tochter eines in England

ansässigen dänischen Grafen war. Alfred und Eduard, die Söhne Ethelred's II. und der Emma, kamen aus der Normandie, der Erstere wurde aber, wahrscheinlich mit Vorwissen seiner Mutter, bald schon ermordet. Eduard eilte nach der Normandie zurück. Harald, der „Hasenfuß" starb 1039 eines plötzlichen Todes. Als daher bald darauf Hardikanut nach England kam, wurde er allgemein als König anerkannt. Hardikanut zog sich durch seine Schwelgerei und Trinksucht den Tod zu (1042). Sueno, sein Halbbruder väterlicher Seite, war schon früher (1036) gestorben. Es folgte ihm daher sein Halbbruder mütterlicher Seite nach, welcher den Namen Eduard III. führte. Die Pfaffen gaben ihm den Beinamen „der Bekenner" (confessor), weil er ihr dienstwilliger Knecht war. Statt seiner herrschten abwechselungsweise der dänische Graf Godwin und die Bischöfe von Canterbury und London. Nachdem Eduard III. zuerst eine Tochter Godwin's geehelicht hatte, gab er es zu, daß sie später (1052) in ein Kloster gesteckt wurde. Godwin kehrte aus der Verbannung, in welche er geschickt worden war, zurück, starb aber kurz darauf (1052). Der Sohn Godwin's, Harald, ergriff dann die Zügel der Regierung. Er ließ den zu Kanut's Zeit in's Ausland geschickten einzig übrigen Sprößling der königlichen Familie von dort kommen. Dieser starb und ließ einen unmündigen Sohn, Edgar Atheling, zurück. Nach Eduard's III. Tode (1066) wurde Harald in einer Versammlung der Großen des Reiches zum Könige gewählt. Doch ihm machte der Herzog Wilhelm von der Normandie die Herrschaft streitig. In der Schlacht bei Hastings (14. October 1066) wurde Harald geschlagen und verlor sein Leben. Die Engländer vermochten nicht, sich über einen König zu einigen. Edgar Atheling wurde zwar in London zum Könige ausgerufen, allein er war zu jung, um sich an die Spitze eines Heeres stellen zu können. Wilhelm rückte rasch nach London vor. Die meisten Großen, auch Edgar Atheling, unterwarfen sich, und eine von ihm berufene Versammlung erwählte ihn zum Könige, worauf der Erzbischof von York, der schon früher von Wilhelm gewonnen war, ihn am 26. Dezember krönte. Ganz England erkannte Wilhelm den Eroberer als Herrscher an. Dieser begnügte sich nicht mit der Krone von England. Er verdrängte sämmtliche Grundeigenthümer aus ihrem Besitzstande, vertilgte fast alle angelsächsischen Adelsfamilien und setzte seine Normänner in den Besitz des Landes.

Wilhelm war ein grausamer, verschmitzter und habgieriger Mensch. Wer einen Hirsch oder Eber fing, dem ließ er die Augen ausstechen, und um aus dem Neuwald ein Jagdrevier zu machen, ließ er ganze Dörfer niederreißen und die Einwohner verjagen. Er lachte des ohnmächtigen Zornes derer, die ihm grollten. Wer ihm nicht gehorchte, war in Gefahr seines Lebens. Doch hielt er Frieden und Ordnung, insoweit sie durch ihn selbst nicht gestört wurden, aufrecht. Dieselbe Gewalt, mit welcher Wilhelm der Eroberer das brittische Volk und den angelsächsischen Adel niederhielt, ruhte auch auf den normännischen Großen seines Reiches. Alles Eigenthum der angelsächsischen Königsfamilie und der in der Schlacht bei Hastings gefallenen Anhänger Harald's zog er sofort ein. Jede spätere Empörung, welche ausbrach, gab ihm Gelegenheit, seinen zuvor gefaßten Plan mehr und mehr auszuführen, und so den ganzen Grundbesitz in England seinen Anhängern zu übergeben. Er unterhielt zahlreiche Söldnerschaaren, verlangte den Lehensdienst mit der größten Strenge und setzte sich auch mit seinen mittelbaren Lehensleuten, den Aftervasallen, in unmittelbare Verbindung. Er erhob unter mannigfaltigen Vorwänden jährliche Steuern, welche auf mehr als dreizehn Millionen Gulden, fast acht Millionen preußische Thaler, berechnet worden sind.

Im Besitze einer starken bewaffneten Macht und großer Reichthümer an Land und Geld brauchte er die alte Einrichtung der Geschworenen und die Gerichtsbarkeit der Barone über ihre eigenen Leute nicht zu fürchten. Die endliche Entscheidung gaben im

höheren Rechtszuge die von ihm angestellten Richter. Wilhelm machte zwar die hergebrachten kirchlichen Ceremonien mit, doch wagte es kein Geistlicher, ihm gegenüber in derselben Weise aufzutreten, wie gegen andere Fürsten seiner Zeit. Als seine Ehe mit Mathilde von der Kirche angefochten wurde, weil diese nahe verwandt mit ihm war, kehrte Wilhelm sich weder an die Einsprache untergeordneter Geistlicher, noch an den Bannfluch des Papstes, Nicolaus II. Dieser wußte daher nichts besseres zu thun, als seinen Fluch zurückzunehmen und die Ehe Wilhelm's mit Mathilde von Flandern gut zu heißen, unter der Bedingung, daß dieser einige Klöster stifte. Wilhelm verbot seinen Bischöfen, ihr Geld nach Rom zu schicken, und Gregor VII. mußte sich gefallen lassen, daß Wilhelm sich ihm gegenüber auf sein Schwert berief.

Wilhelm der Eroberer starb im Jahre 1067 und hinterließ drei Söhne: Robert, Wilhelm und Heinrich.

Der Zweite bemächtigte sich, dem Willen seines Vaters zufolge, unter dem Namen Wilhelm's II. des englischen Thrones. Er mußte mit seinen beiden Brüdern um die Krone kämpfen. Als Robert nach Palästina zog, versetzte er die Normandie an seinen Bruder Wilhelm um zehn tausend Mark, welche Summe dieser schnell wieder aus dem Lande zu pressen verstand.

Die Familie Wilhelm's setzte sich in England fest, und behielt ihre früheren Besitzungen in Frankreich bei. Die mannigfaltigen Verwickelungen und Kriege, welche daraus entstanden, werden in dem folgenden Buche besprochen werden.

Die Geschichte der Schotten ist während dieses Zeitabschnitts noch in tiefes Dunkel gehüllt. Seit dem sechsten Jahrhundert wurde ihnen das Christenthum von irländischen Mönchen gepredigt. Um das Jahr 838 vereinigte der Scotenkönig, Kenneth II., die zwei Stämme des Landes: Picten und Scoten unter seiner Herrschaft. Das Land erhielt den gemeinschaftlichen Namen Schottland. Unter den zahlreichen Königen Schottland's, welche die Sage nennt, ist Macbeth durch Shakespeare am meisten bekannt geworden. Erst der Sohn seines Gegners Duncan, Malcolm III., welcher mit Wilhelm dem Eroberer unglückliche Kriege führte, tritt aus dem Dunkel der Vergangenheit in deutlichen Umrissen hervor.

Die Bewohner Irland's gehören, gleich denjenigen Schottland's, zu dem gälischen Stamme und wurden früher Scoten genannt. Sie nahmen das Christenthum schon im fünften Jahrhundert an und sandten frühzeitig Glaubensprediger nach England, Frankreich und Deutschland aus. Doch die Normänner, welche seit dem siebenten Jahrhunderte die Insel heimsuchten, rotteten die zarten Keime der Bildung wieder aus, Im Jahre 851 ließen sich diese wilden Krieger in Irland nieder, bauten Dublin, nahmen das Christenthum an und gründeten mehrere kleine Reiche. Aus diesen entwickelten sich jene fünf Staaten: Munster, Meath, Ulster, Leinster und Connaught, welche dauerten, bis die Insel von den Engländern unterworfen wurde.

Norwegische Statthalter, welche sich unabhängig machten, gründeten auf der Insel Man ein Königreich (1066), welches die hebridischen und andere benachbarte Inseln umfaßte.

§ 37. Scandinavien.

Scandinavien heißt das einst so mächtige und bedeutungsvolle Land, welches von der Ost- und Nordsee bespült, im Osten an Rußland grenzt. Jetzt zerfällt es in die Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden. Aus seinem Schooße gingen jene Krieger und Räuber hervor, denen wir unter den Namen von "Normännern" in Frankreich, Italien

und Deutschland, und unter dem Namen „Dänen" in England begegneten. In ältester Zeit waren diese Gegenden von finnischen Völkerschaften bewohnt. Später nahmen deutsche Stämme sie in Besitz und unterjochten die Urbewohner des Landes. Die Urreligion der Scandinavier und ihre ursprüngliche Staatsverfassung und Gesetzgebung ist ganz dieselbe, welche wir im vorigen Buche*) als die urdeutsche schilderten. In Scandinavien erhielten sich urdeutsche Sitten und Gewohnheiten länger, als in irgend einem anderen Theile der Welt. Die scandinavische Geschichte ist uns daher die beste Quelle für die urdeutsche Vergangenheit. Dort bestanden länger, als irgendwo sonst, die Dichter und Sänger (die Skalden) der Vorzeit und die Runen (die ältesten Schriftzeichen) der Deutschen. Unter scandinavischem Einflusse bevölkerte und bildete sich aus Island, jene merkwürdige Insel des Nordens, welche die zahlreichsten und berühmtesten Skalden besaß und woselbst die beiden großen Sammlungen deutscher Sagen, die ältere und die jüngere Edda niedergeschrieben wurden.

Das sandinavische Volk zerfiel, gleich dem deutschen, in eine Mehrzahl kleiner Stämme, welche unter Herrschern lebten, die sich Seekönige nannten. Unter den Königen standen die Jarle, die Beherrscher kleinerer Bezirke, und die Hersen, die Häuptlinge der Gemeinden. Die Königswürde war erblich, doch nicht unbedingt. Persönlich tüchtige Familienglieder wurden den näheren Verwandten, welche unfähig waren, häufig vorgezogen, und kein König war seines Amtes sicher, welcher dessen nicht getreulich wartete. Die Gewalt der scandinavischen, wie die der deutschen Könige, war beschränkt durch den Thing oder die Versammlung aller freien Männer, welche zugleich Gesetze gab und Gericht hielt, während der König die Gesetze zu handhaben und die Urtheile der Volksgerichte zu vollziehen hatte. Dieselbe Wanderlust, welche die übrigen deutschen Stämme im vierten, fünften und sechsten Jahrhunderte bekundeten, erfaßte die Scandinavier in späterer Zeit, namentlich im neunten Jahrhundert.

Das älteste Herrschergeschlecht der Scandinavier, von welchem die Sage berichtet, waren die Ynglinger. Sie herrschten in Schweden über zwei Stämme, Gothen und Schweden, welche später miteinander verschmolzen. Die dänischen Könige hatten ihren Sitz in Ledra auf der Insel Seeland. Das Geschlecht der Ynglinger ging im siebenten Jahrhunderte unter, und ihnen folgte die Familie von Iwar Vidfathmi, d. h. dem Weitumfassenden. Der Sage nach dehnte sich das Reich dieses Königs weit über Scandinavien hinaus, über alle südlichen Küstenländer der Ostsee. Unter seinen Nachfolgern sind besonders berühmt: Harald Hildetan, (der Kriegszahn), Sigurd Ring und dessen Sohn Ragnar Lodbrok. Im neunten Jahrhundert reißt der Schleier, welcher bis dahin das ferne Nordland bedeckte. Seine Söhne brechen hervor und machen sich allen Küstenländern Europa's furchtbar, während ihnen dieses christliche Sendboten schickt, um sie zu bekehren. Karl I. kam schon früher, im Jahre 777, bei Gelegenheit seiner sächsischen Kriege mit dem jütländischen Könige, Siegfried, in Berührung, welche Wittekind um Hülfe angesprochen hatte. Siegfried's Nachfolger, Gottfried, hatte gleichfalls einige Kämpfe mit den Franken. Nach dessen Tode brachen Streitigkeiten unter den verschiedenen Thronbewerbern aus, von denen einer, Harald Klak, Ludwig den s. g. „Frommen" um Hülfe bat (814). Zum Danke für den geleisteten erfolgreichen Beistand erlaubte Harald den Franken, christliche Missionare in sein Land zu schicken. Er selbst ließ sich (826) mit seinem Sohne zu Mainz taufen. Ein Mönch, Namens Ansgarius, welcher später „heilig" gesprochen wurde, begleitete den König in sein Reich zurück und errichtete in Süd-Jütland eine Schule, welche jedoch lange Zeit wenig Erfolg hatte. Im Jahre 829 reiste Ansgarius nach Schweden, setzte sein Bekehrungswerk fort und wurde vom Kaiser zum

*) Buch III. §§. 55. 56.

Erzbischof von Hamburg ernannt. Die Dänen hatten aber, gleich den meisten freien Söhnen des Nordens, wenig Freude am Christenthum. Harald kehrte zum Heidenthume zurück und die Dänen vertrieben, im Jahre 845, Ansgarius aus Hamburg, welches sie plünderten und niederbrannten. Papst Nicolaus I. vereinigte das Bisthum Bremen mit Hamburg und setzte der doppelten Kirchenwürde Ansgarius vor. So lange Ansgarius den Dänen nichts weiter bot, als Glaubenslehren, machte er bei ihnen wenig Fortschritte. Als der Mönch aber dem König Erich, Harald's Mitkönige, welcher von Feinden und Nebenbuhlern bedroht wurde, die Hülfe des Königs Ludwig des Deutschen in Aussicht stellte, nahm sein Einfluß zu. Viele Dänen ließen sich taufen und die erste christliche Kirche wurde zu Schleswig erbaut. Nach Erich's Tode (854) wurden die Christen zwar verfolgt, doch nicht lange und bald schon erstand eine zweite christliche Kirche zu Ripen. Ansgarius starb 865. Die Keime des Christenthums, welche dieser Mönch gepflanzt hatte, wurden zu Ende des neunten Jahrhunderts durch Gorm, den alten, der sich ganz Dänemark unterwarf, ausgerottet. Gorm überschritt die Grenzen Dänemark's und fiel in Friesland ein. Doch zu seiner Zeit war Deutschland nicht unter einer so schlechten Führung, wie im Jahre 845, da die Dänen ungestraft Hamburg verbrannten. Heinrich I., der Vogler, ließ Deutschland nicht ruhig plündern und verheeren. Dieser kräftige König rückte nach Jütland (934), zwang den Dänenkönig, ihm einen Tribut zu zahlen und stellte die Mark Schleswig, welche wahrscheinlich von Karl I. schon gegründet, später aber verloren gegangen war, wieder her. Gorm mußte einem deutschen Bischofe erlauben, das Christenthum in seinem Lande zu predigen. Gorm's Sohn, König Harald Blauzahn, warf schon bald die Zinspflicht ab und dehnte sein Reich über Norwegen aus. König Otto I., der s. g. Große, zog wider ihn zu Felde, schlug ihn, zwang ihn, die Lehenspflicht zu erneuern, und Christ zu werden. In Folge dessen verlor Harald Blauzahn wieder Norwegen, und als er nach Otto's I. Tode gegen Otto II. Krieg begann, wurde er von neuem besiegt, wodurch der Verbreitung des Christenthums großer Vorschub geleistet wurde. Sein Sohn, Sueno, der Glückliche, welcher sich auch hatte taufen lassen, fiel vom Christenthum und seinem Vater ab. Dieser starb 986. Sueno aber dehnte seine Herrschaft auch über England aus.*)

In Norwegen hatten zur selben Zeit, wie Gorm in Dänemark, Halfdam und sein Sohn, Harald Haarfager (Schönhaar), nach und nach die zahlreichen kleinen Könige unterjocht. Die Raubzüge, welche die Normänner seit einem Jahrhunderte unternommen, hatten sie verwildert und sie geneigt gemacht, jedem tapfern Führer, der ihnen Sold und Beute versprach, zuzufallen. Die Norweger verloren dadurch ihren alten Freiheitsmuth und mit diesem zugleich ihre Selbstständigkeit. Harald Blauzahn, der Sohn Gorm's, legte dem Volke schwere Lasten auf und bewirkte dadurch, daß zahlreiche Schaaren freiheitsliebender Männer, welche sich seinem Joche nicht unterwerfen wollten, von dannen zogen. Island, die Faröriuseln, die Orkaden und die Schetlandsinseln wurden von ihnen theils entdeckt, theils neu bevölkert. Andere suchten in England, Schottland und Irland Abenteuer und Unterkunft. Der König Rolf landete in Frankreich, wo er, wie wir oben†) berichtet haben, das Herzogthum der Normandie gründete. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Normänner damals schon nach Grönland fuhren. Erik Rauda entdeckte das Land, es ist jedoch ungewiß, ob im Jahre 932 oder 982. Die ersten Pflanzer ließen sich daselbst im Jahre 986 nieder.

Wir haben weiter oben schon Island's als einer anziehenden Insel erwähnt. Sie wurde zu Ende des achten Jahrhunderts von Irländern entdeckt. Der Normanne, Nadodd, landete daselbst um das Jahr 861. Die beiden Norweger, Ingulf und Leif gründeten

*) Siehe oben § 36. S. 110. †) Siehe § 31.

(874) die erste bleibende Niederlassung. Die Insel ward ein Zufluchtsort für alle Bedrängten und ihre Bevölkerung gab sich daher eine republikanische Verfassung, allerdings nicht im Sinne unserer Tage, wohl aber in demjenigen damaliger Zeit, d. h. eine aristokratische Staatsform.

Um das Jahr 1000 war das Christenthum in Island schon weit verbreitet. Damals hatte die Insel ein weniger rauhes Klima, als in unseren Tagen. Kräftige Waldungen schützten das Land vor den nördlichen Stürmen und machten den Getreidebau möglich. Viehzucht, Vogelfang und Fischerei nährten eine Bevölkerung, deren Ansprüche bescheiden waren.

Harald Haarfager's Sohn, Hako, welcher in England erzogen und Christ geworden war, bemühte sich vergeblich, bei seiner Rückkehr dem Christenthum Eingang in Norwegen zu verschaffen. Er fiel (951), ohne seinen Zweck erreicht zu haben, im Kampfe.

Zur Zeit Harald Blauzahn's gründete der kühne Palnatoke an der Mündung der Oder den Seeräuberstaat Jomsburg. Alle tapferen Corsaren wurden dort aufgenommen. Weiber fanden keinen Einlaß. Dieser Raubstaat machte die Ostsee unsicher und verbreitete Tod und Verwüstung längs ihrer Küsten. Zwar eroberte der Sohn des schwedischen Königs Olav, Styrbjörn, der Starke, Jomburg und vertrieb Palnatoke. Dieser sammelte jedoch bald wieder neue Schaaren und wurde mächtiger, wie zuvor. Mit dessen Hülfe besiegte Sueno seinen Vater. Von Palnatoke's Hand fiel der alte Blauzahn. Doch nicht lange bestand zwischen König Sueno und dem Piraten Palnatoke Frieden. Zwei Mal nahmen die Seeräuber den König gefangen und ließen ihn nur gegen ein hohes Lösegeld wieder frei. Die Jomsburger dünkten sich so stark, daß sie gedachten, den norwegischen König Hako vom Throne zu stoßen. Sie wurden aber von diesem besiegt und verloren in der Schlacht die Hälfte ihrer Mannschaft. Bevor Sueno nach England zog, wurde er von Erich, dem siegreichen Könige von Schweden (987), geschlagen und aus dem Reiche getrieben. Erich unterwarf sich ganz Dänemark und behauptete es bis zu seinem Tode (1000). Landesflüchtig irrte Sueno mit den Schiffen, die ihm geblieben, in der Nordsee umher, verband sich mit einem anderen Corsarenführer, Olaf Trygwäson, einem Urenkel Harald Haarfager's, kehrte jedoch nach Erich's Tode zurück und ehelichte dessen Wittwe. Erich's Sohn, Olaf Schooßkönig, erkannte Sueno als König von Dänemark an, während er selbst Schweden beherrschte und von da aus einen Raubzug nach England unternahm.

Olaf Trygwäson hatte sich früher schon zum Könige von Norwegen aufgeworfen. Sein Gegenkönig, Hako der Reiche, Sohn des Jarl Sygurd, wurde (996) von seinen eigenen Leuten getödtet. Olaf Trygwäson, welcher auf seinen wilden Zügen England, Island, Rußland und Griechenland besucht hatte, war, ungeachtet seines Räuberhandwerks, Christ geworden und suchte, nachdem er sich zum König aufgeschwungen, seine Religion mit Gewalt in Norwegen einzuführen. Im Jahre 1000 wurde er durch die vereinte Macht Sueno's, Olaf's von Schweden und der Söhne Hako's geschlagen, worauf er sich in die See stürzte und auf diesem Boden seiner Thaten den Tod fand. Sueno und Olaf theilten sich in Norwegen, gaben aber den größten Theil des Landes den beiden Söhnen Hako's zu Leben.

Sueno setzte seine Raubzüge fort. Der König Ethelred von England, statt ihn mannhaft zu bekämpfen, lieferte ihm selbst durch die Summen, welche er ihm zahlte, die Mittel, seine Angriffe mit verstärkter Macht zu wiederholen, bis Sueno endlich, wie wir oben*) gesehen haben, ganz England eroberte.

Sueno starb wenige Monate, nachdem er England gewonnen hatte, im Februar 1014.

*) S. § 36 S. 110.

Seine Gemahlin war eine christliche Fürstentochter von Polen gewesen. Sie trug Sorge, daß die beiden Söhne, die sie Sueno geboren, Kanut und Harald, bald nach des Vaters Tode getauft wurden. Kanut kehrte schon im April 1014 nach Dänemark zurück, wo er mit Harald sich dahin einigte, daß dieser Dänemark behalten, ihm aber zur Eroberung England's behülflich sein sollte. Harald starb schon im Jahre 1018. Im folgte sein Bruder Kanut in der Regierung von Dänemark nach. Dieser Sohn Sueno's war in England und unter dem Einflusse von Christen und Engländern herangewachsen. Er suchte daher, die christliche Religion und englische Gesetze und Sitten in Dänemark einzuführen. Er gerieth aber mit Olaf II., dem sogenannten Heiligen, welcher sich außer seinem, auch den dänischen und schwedischen Antheil von Norwegen zugeeignet hatte, in Krieg.

Dänemark und Norwegen hatten keinen Vortheil von ihrer Verbindung mit England unter Kanut. Im Gegentheile wurden beide Länder von ihm stiefmütterlich behandelt, indem er England den Vorzug gab. Olaf, welchem die Pfaffen später den Beinamen des „Heiligen", gaben, wurde in früheren Zeiten der „Dicke" genannt. Er war der Sohn Harald Grände's und begann, wie die meisten normännischen Fürsten jener Zeit, seinen Lebenslauf mit Seeräuberei. Auf einer seiner Raubfahrten überfiel er den Grafen Hakon von Norwegen und zwang ihn zu dem eidlichen Versprechen, daß er Norwegen räumen und dieses Land nie wieder angreifen wolle. Olaf reiste darauf nach Norwegen zurück und überredete die kleinen Könige dieses Landes, ihm behülflich zu sein in seinem Streben, Oberkönig zu werden. Das Volk in Upland wählte ihn auf deren Empfehlung. Mit List und Gewalt erreichte er sein Ziel. Er war ein eifriger Bekenner des Christenthums und verbreitete diese Religion in Norwegen. Da er aber sehr willkürlich und grausam verfuhr, konnte er sich auf die Dauer nicht halten. Er wurde verjagt und mußte seine Zuflucht in Rußland suchen (1030). Im Jahre 1030 kehrte er zurück und warb ein Heer, in welches er unbedenklich Räuber und Mörder aufnahm. Da er aber nur Christen unter seiner Mannschaft duldete, entfremdete er sich einen großen Theil der tapfersten Krieger. Am 29. Juli 1030 kam es bei Stiklestad zur Schlacht, in welcher Olaf geschlagen wurde und sein Leben verlor. Da dieser Fürst von Jugend auf zum Vortheile der christlichen Geistlichkeit gewirkt hatte, sprengte diese nach seinem Tode das Gerücht aus, seine Leiche verrichte Wunder. Sie ward ausgegraben und von den Dummköpfen damaliger Zeit allgemein als wunderthätig anerkannt. Der ehemalige Seeräuber und Tyrann wurde bald im ganzen Norden Europa's und selbst in Constantinopel als Heiliger verehrt. Sueno, Kanut's, des sogenannten Großen, Sohn, beherrschte nach Olaf's, des „Dicken" Tode Norwegen, zog sich aber gleichfalls das Mißvergnügen des Volkes zu und wurde durch Magnus, Olaf's Sohn, verdrängt (1035). Ihm folgte Harald (Hanedrade, oder der „Strenge"), ein rauher Krieger, welcher im Dienste der griechischen Kaiser ein bedeutendes Vermögen erbeutet hatte. Um dieselbe Zeit, zu welcher Wilhelm der Eroberer vom Süden her, fiel Harald im Norden bei der Stadt York in England ein (1066), wurde aber am 20. September geschlagen und blieb in dem Treffen. Seine Söhne, Magnus II. und Olaf (Kyern, oder der Friedfertige), theilten sich in sein Reich. Magnus starb schon bald (1069), worauf Olaf Herr von ganz Norwegen wurde. Er führte mancherlei Künste des Friedens, Oefen, Steinpflaster in den Zimmern und Gildehäuser oder Wirthshäuser in seinem Lande ein, schaffte die Trinkhörner ab, und setzte kleinere Becher an deren Stelle. Nach einer sieben und zwanzigjährigen, meistentheils friedlichen Regierung starb er im Jahre 1093.

Dänemark stand den größten Theil dieser Zeit (1047—1093) unter eigenen Königen. Kanut, der sogenannte Große, übergab (1030) Dänemark und Norwegen seinem Sohne Sueno. Als dieser (1036) starb, schloß dessen Sohn und Nachfolger einen Vertrag mit

Magnus I. von Norwegen ab, demzufolge dieser außer seinem Reiche, im Falle des kinderlosen Ablebens Hartikanut's, auch Dänemark erhalten sollte. Doch kam dieser Vertrag nicht zur Vollziehung, indem Sueno, Kanut's, des sogenannten Großen, Schwestersohn (Estritson) sich im Besitz dieses Reiches befestigte, ungeachtet langwieriger Kriege, welche Magnus I. und Harald von Norwegen mit ihm führten. Sueno Estridson war ein eifriger Christ und stand mit dem Papste, Gregor VII., in inniger Verbindung. Bevor dieser mit Heinrich IV., von Deutschland in offene Fehde gerieth, stand Sueno auch mit dem deutschen Kaiser in gutem Einvernehmen. Auf dessen Veranlassung führte er (1073) eine mächtige Flotte in die Elbe, um dem Kaiser die Sachsen unterwerfen zu helfen. Doch seine Soldaten weigerten sich, ein Volk mit Krieg zu überziehen, welches sie niemals beleidigt hatte. Sueno mußte daher unverrichteter Dinge wieder abziehen. Später stand er im Begriffe, den Papst gegen den Kaiser zu unterstützen. Sein Tod und derjenige seines Sohnes Kanut Magnus vereitelte jedoch diese Bestrebungen. Sueno hinterließ zwei Söhne. Der ältere hieß Kanut, der jüngere Harald. Kanut war von seinem Vater begünstigt worden und suchte, seinen Bruder zu beseitigen. Dieser machte dem Volke so viele und schöne Versprechungen, daß es ihn vorzog. Kanut floh aus dem Lande, kehrte aber nach seines Bruders Tode (1080) zurück und erwies sich bald als einen grausamen Tyrannen und heuchlerischen Frömmling. Er geißelte sich selber, erbaute zahlreiche Kirchen, schenkte einen bedeutenden Theil der königlichen Einkünfte an die Geistlichkeit und verordnete, daß kein Geistlicher höher, als mit Gelde, bestraft werden sollte. Dagegen setzte er auf viele Verbrechen, welche nach den Begriffen der damaligen Zeit mit Geld gebüßt werden konnten, wie Seeräubereien und Mordthaten und auch auf geringere Vergehungen, wie Diebstahl und Gewaltthätigkeiten, die Todesstrafe. Er zog sich dadurch den Haß des ganzen Volkes zu. Als er daher (im Jahre 1085) eine Flotte ausrüstete, um Krieg mit England zu beginnen, brach die Mißstimmung gegen ihn aus. Die Anführer schickten den Bruder des Königs, Olaf, an ihn, um ihre Beschwerden vorzubringen, und als er diesen in Ketten legen ließ, lösten sich Heer und Flotte auf. Mit der furchtbarsten Strenge und Grausamkeit strafte der König alle Diejenigen, welche ihm den Gehorsam versagt hatten. Er führte eine längst vergessene Steuer unter dem Namen Kopf- oder Nasengeld ein und hoffte dadurch das Volk zu zwingen, den Zehnten an die Kirche zu bezahlen. Das Volk erhob sich und sein Tyrann ward in der Kirche von Odense am 10. Juli 1086 mit sechszehn seiner Kriegsknechte erschlagen. Die Dänen wählten denselben Olaf, welchen Kanut hatte in Ketten legen lassen, zum Könige. Eine furchtbare Hungersnoth, welche zur Zeit seiner Regierung ausbrach, wurde von den Pfaffen für eine göttliche Heimsuchung ausgegeben. Das Volk ließ sich bethören, glaubte diese Pfaffenerfindung und verehrte nach seinem Tode auf die Vorspiegelung der Geistlichen denselben Menschen als einen „Heiligen", den es in seinem Leben als verruchten Tyrannen und Heuchler kennen gelernt hatte. Olaf III. erhielt den Beinamen Hunger. Gram und Betrübniß beschleunigten sein Ende. Er starb schon im Jahre 1095.

In Schweden führte Olaf, Schooßkönig (995—1026) das im neunten Jahrhundert zwar schon verkündete, mittlerweile aber untergegangene Christenthum wieder ein. Sein Sohn und Nachfolger, Amund Jakob (1026—1051) wirkte im Sinne seines Vaters fort. Mit seinem Bruder und Nachfolger, Emund dem Alten, starb 1060 der Ynglingische Königsstamm aus. Stenkil (1061—1066), Emund's Stief- und Amund's Schwiegersohn, schwang sich nach seines Stiefvaters Tode auf den schwedischen Königsthron. Sein Haus erhielt sich die Krone bis zum Jahre 1134. Zu Stenkil's Zeit waren die Heiden noch immer zahlreich in Schweden und mußten daher mit Nachsicht behandelt werden. Ihm folgte Hakon, der Rothe (1066—1074) und diesem Stenkil's Sohn,

Inge I., welchem die Pfaffenknechte den Beinamen des „Guten" ertheilten (1074—1112). Inge I. schritt nämlich gewaltsam gegen die Heiden ein, zerstörte deren Tempel zu Upsala und bewirkte dadurch eine Zersplitterung des Reiches, indem die heidnischen Gothen, seinen Schwager, Blot Swen, zum Könige erwählten, während die Christen Inge beibehielten.

§ 38. Die Normänner.

Die Geschichte der Normänner, d. h. jener Stämme des Nordens, welche ihre Heimath verließen, um auf Raub und Abenteuer auszugehen, ist aus dem Grunde von hoher Bedeutung, weil sie mehr, als jede andere, den innigen Zusammenhang des Königthums und des Räuberthums anschaulich macht. Die Beherrscher dreier Reiche (Schweden, Norwegen und Dänemark) waren abwechselungsweise Freibeuter und Könige, so Sueno und Olaf Trygwäson, und in mehreren anderen Staaten (in der Normandie und in Unter-Italien) schwangen sich Korsarenhäuptlinge und Räuber zu mächtigen Fürsten empor.

Bei der Geschichte Scandinavien's haben wir das Heimathland dieser kühnen Flibustier bezeichnet und die Geschichte des Volkes, aus dessen Mitte sie auszogen, geschildert. Welches war aber die Ursache dieser Raubzüge? Oder was gab dazu die unmittelbare Veranlassung? Die Gothen wurden von den Hunnen vorwärts gedrängt und riefen die große Völkerwanderung des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts hervor. Die Wanderungen der Normänner mußten eine ähnliche Ursache haben. Die Geschichte kennt keine andere, als die Kriege, welche Karl I. mit den Sachsen führte. Dieser kräftige Stamm, welcher mit den Bewohnern Scandinavien's durch Gleichheit der Sprache, der Sitten, Religion und Lebensgewohnheiten auf's festeste verbunden war, widerstrebte mit äußerster Tapferkeit dem Christentbume und dem Königthume, welches Karl ihnen aufdrängte. Die Verheerungen, welche Karl systematisch im Lande der Sachsen anstellen ließ und das Joch, das er ihnen später auferlegte, trieb viele Tausende dieser freiheitsliebenden Söhne des Nordens aus dem Lande ihrer Väter. Sie suchten da, wo ihr tapferer Führer Wittekind oft gastliche Aufnahme gefunden hatte, in Scandinavien Zuflucht und flößten den Bewohnern dieser weiten Landstrecken denselben Haß gegen das Christenthum und die fränkischen Könige ein, den sie selbst empfanden. An den Küsten des Frankenreichs landeten die Normänner, zuerst auf ihren Raubzügen und kurz nach Karl I. begannen diese eine staatliche Bedeutung zu gewinnen.

Zur Zeit Ludwig's, des s. g. „Frommen," und seiner Söhne ergossen sich die Normänner, gleich einer unwiderstehlichen Fluth, über die Küsten der Nordsee und über die Ufer der in dieselbe mündenden Flüsse. Lothar bediente sich ihrer als Söldner im Kampfe gegen seine Brüder und räumte ihnen sogar die Insel Walchern und einen Theil von Seeland zum Lohne ein. Zuerst wurde nur der Norden von Deutschland und Frankreich, später auch Lothringen, England, Italien, Spanien und selbst Afrika von ihnen heimgesucht. Die Städte Hamburg, Aachen, Köln, Trier, Rouen, Nantes, Tours, selbst Paris, Lucca und Pisa wurden von ihnen eingenommen und geplündert. So ist die Geschichte der Normänner verflochten mit derjenigen von Frankreich, Italien, Deutschland und Britannien, in welcher wir dieser kühnen Räuber oft Erwähnung thun mußten, und mit der Geschichte der Russen, bei welcher wir auf sie zurückkommen werden.

Bis auf unsere Tage trägt eine der schönsten Provinzen Frankreich's, die Normandie, den Namen von den Normännern. Jahrhunderte lang bildete sie den Knotenpunkt,

um welchen sich die Geschichte der beiden großen Reiche im Süden und im Norden des Kanals bewegte.

Im Jahre 876 landete Rolf oder Rollo, ein kühner Normann, mit einer muthigen Schaar an der Nordküste Frankreich's. Fünfundzwanzig Jahre lang raubte und plünderte er im Lande, ohne daß es den französischen Königen gelang, ihn zu vertreiben oder seine Macht zu brechen. Da entschloß sich Karl der Einfältige (911), dem glücklichen Räuberhauptmann seine Tochter, Gisela, zur Frau und das zwischen dem Eureflusse und der Bretagne gelegene Land (die Normandie) zu Lehen zu geben. Die Normänner nahmen das Christenthum an, blieben aber im Wesentlichen, was sie früher waren, d. h. Männer der Gewalt, welche keinen festeren Besitztitel kannten, als das Schwert, und keine andere Ordnung, als diejenige des Krieges. Allerdings hörten die in der Normandie angesiedelten Normänner auf, in ganz Frankreich umherzustreifen, weil sie feste Wohnsitze hatten. Allein ihre Nachbarn litten darum nicht weniger von ihnen. Zuerst plünderten und dann unterwarfen sie die Bretagne. Nach Rolf's, oder, wie er sich in der Taufe nannte, Robert's I., Tode (931) folgte ihm sein Sohn, Wilhelm I. (Langdegen), welcher den König Ludwig IV., den Sohn Karl's des Einfältigen, bei seinen Bedrängnissen treulich unterstützte. Dessen Sohn, Richard I. (Langbein), (942—996) war einer der furchtbarsten Feinde der französischen Könige seiner Zeit, und trug mächtig zum Sturze der Karolinger in Frankreich bei. Die feste Verbindung, in welcher die in Frankreich angesiedelten Normänner mit ihren in der Heimath zurückgebliebenen Brüdern standen, erhöhte noch ihre Macht. Richard II., Richard's I. Sohn, (996—1027) verstand es, zu einer Zeit, in welcher die Anmaßungen der Geistlichen mehr und mehr wuchsen, diese im Zaume zu halten. Ihm folgte sein ältester Sohn, Richard III. Dessen Bruder Robert suchte die Herrschaft an sich zu reißen, wurde aber besiegt und mußte sich unterwerfen. Doch bald darauf (1028) starb Richard, ohne Zweifel an dem Gifte, das sein Bruder ihm mischte. Robert II. verdiente sich durch seine Thaten den Beinamen des „Teufels". Als er starb (1035), wurde sein erst zehn Jahr alter Sohn, Wilhelm II., Herzog der Normandie. Er führte (1054) einen Krieg mit dem Könige von Frankreich und zwang ihn (1059) zum Frieden. Seine weiteren Thaten und Schicksale haben wir oben in der Geschichte England's bereits mitgetheilt.*)

Für Menschen, welche großes Gewicht auf eheliche Geburt und Standesmäßigkeit legen, ist es eine wichtige Thatsache, daß Wilhelm, der Stifter des normännischen Herrschergeschlechts von England, außerhalb der Ehe geboren wurde und der Sohn der Arlotte, der Tochter eines Gerbers aus Falaise war.

§ 39. Russen, Polen und Wenden.

In den Ländern, welche sich von den Nordgrenzen des oströmischen Reiches bis zum Uralgebirge und zum Eismeere dehnen, wohnten seit den ältesten Zeiten Völkerschaften, welche von Herodot Scythen genannt, aber neuerdings in Finnen und Slaven abgetheilt wurden. Jahrhunderte gingen über diese rohen Horden hinweg, ohne daß sie sich auf eine höhere Stufe der Bildung hinaufschwangen, oder auch nur vermochten, sich zu größeren, politisch bedeutungsvollen Genossenschaften zu entwickeln. Die Finnen, zu deren Stamme, außer den eigentlichen Finnen, die Lappen, die Esthen, Liven, Ingrier, Permier und wahrscheinlich auch die Ungarn (Magyaren) gehören, hatten die weiten Gegenden vom finnischen Meerbusen bis an den Ob, die Wolga und das kaspische Meer inne.

Von der Elbe bis zum Don und von der Ostsee bis zum adriatischen Meere wohnten

*) Siehe § 36. Seite 110.

die Sarmaten oder Slaven. Der Zweig derselben, welcher sich von der Elbe längs der Ostsee bis zur Weichsel und nach Böhmen hin niedergelassen hatte, wurde Wenden genannt. Er theilte sich in die Wilzen, Ukern und Pommern in Brandenburg und in Pommern, die Obotriten in Meklenburg, die Sorben zwischen Saale und Elbe und die Lusitzer in der Lausig. Auch die Slaven, welche in Steiermark, Krain, Kärnthen und Friaul einwanderten, werden unter dem Namen Wenden zusammengefaßt Dagegen wurden die in Böhmen wohnenden Slaven, Czechen, und die von Mähren, Morawen genannt.

Von den außerhalb Deutschland wohnenden Slaven waren die Letten (Kuren und Litthauer) an der Ostsee, die Kroaten, Slavonier, Serbier und Bosnier an der Donau, die Slowakken in Ungarn und die Anten am Dniester die bedeutendsten Stämme. Die letzteren bauten wahrscheinlich vor dem Ende des sechsten Jahrhunderts Kiew und Nowgorod und legten dadurch den Grund zum russischen Reiche.

Diese beiden Städte trieben schon im neunten Jahrhundert nach Christus ausgedehnten Handel. Denselben kühnen Normännern, welche wir in fast allen Reichen Europa's begegnet haben, war es vorbehalten, die zersplitterten Völkerschaften zu einem mächtigen Staate zu vereinigen. Anfangs dienten die Normänner als Hülfstruppen ihren Nachbarn gegen die weiter im Osten wohnenden Horden, und als die Stärkeren erlangten sie bald die Herrschaft in jenen fernen Ländern. Zwar sollen die Normänner, welche in Rußland Waräger genannt wurden, im Jahre 862 von den Eingeborenen vertrieben und ihnen der Tribut von Häuten weißer Eichhörnchen, den sie empfingen, vorenthalten worden sein; doch die ungebildeten Stämme Scythen's vermochten nicht ohne fremde Herren unter sich Ordnung zu halten. Sie riefen daher selbst die Normänner, welche sie Russen-Waräger nannten, herbei. So behauptet wenigstens die unter russisch-kaiserlicher Machtvollkommenheit geduldete Geschichtschreibung. Drei Brüder: Rurik, Sinaus und Truwor, kamen mit muthigen Schaaren. Rurik setzte sich am Ladoga, Sinaus am Bielosero, Truwor zu Isborks fest. Rurik überlebte seine beiden Brüder und wurde nach ihnen alleiniger Herr des ganzen Landes. Seine Nachfolger erhielten sich sieben Jahrhunderte lang an der Spitze des Reiches. Bald wurden die Wäringer heimisch in der Fremde, ihre Verbindungen mit dem alten Vaterlande dauerten aber beständig fort. Sie vermischten sich mit den Eingeborenen und nahmen deren Religion und Sprache an. Auf Rurik folgte (879) Oleg und nach dessen Tode Rurik's Sohn, Igbor (913).

Mit dem oströmischen Reiche standen die Russen in mannigfaltigen Verbindungen Von Nowgorod schifften sie in den Strömen, welche in den Boristhenes (Dnieper) fallen und dann auf diesem in das schwarze Meer bis Constantinopel. Sie brachten dahin Sklaven, Häute, Pelze und Honig, und empfingen dafür Getraide, Wein, Oel, griechische Handarbeiten und indische Gewürze. Auf diese Weise wurden die Russen mit den Schätzen des Südens bekannt und machten ihm Laufe von hundert und neunzig Jahren (863, 901, 941 und 1043) vier Versuche, sich mit Gewalt der Reichthümer Constantinopel's zu bemächtigen, von denen sie durch den Handel nur wenige gewinnen konnten.

Bei ihrem ersten Raubzuge unter den Fürsten von Kiew gelangten sie ohne Widerstand in den Hafen von Constantinopel. Ein Sturm, welcher den Griechen zu Hülfe kam, zerstreute die Korsaren im Augenblicke, da ihnen der Sieg schon fast gewiß war. Später wiederholte Oleg, der Vormund der Söhne Rurik's, denselben Versuch. Die Befestigung des Bosphorus umgingen die Russen, indem sie ihre Boote über die Landenge zogen. An der Spitze der dritten Unternehmung (941) stand Igbor, Rurik's Sohn. Viele tausend Russen fanden in den Wellen ihren Tod, andere, die an das Land schwammen,

wurden dort abgeschlachtet. Nur ein Drittheil der Kähne entkam. Die vierte Unternehmung bereitete der Urenkel Igbor's, Jaroslaw, vor, dessen Sohn sie befehligte (1043). Auch diese wurde mit Hülfe des griechischen Feuers zurückgeschlagen, doch verloren die Griechen, als sie die Korsaren zu rasch verfolgten, vier und zwanzig Galeeren. Der Schrecken, welchen die Russen den Constantinopolitanern verursachten, war groß. Den Griechen kam es auf einiges Geld nicht an, wenn es galt, einen gefährlichen Feind zu entfernen. Häufiger, als mit den Waffen, trieben die Byzantiner ihre scythischen Feinde durch Gold von ihren Ufern zurück. Igbor's Sohn, Suetoslaw, unterjochte die Völkerschaften von der Wolga bis zur Donau. In seinem Kriege gegen das oströmische Reich hatte er aber wenig Glück. Zimisces rieb einen großen Theil des russischen Heeres auf und zwang den Großfürsten, zu versprechen, daß er sich aller Feindseligkeiten in Zukunft enthalten wolle.

Von ganz anderen Gefühlen, als ihr Sohn Suetoslaw, war Olga, Igbor's Gattin für Constantinopel beseelt. Sie reiste (955), nach ihres Gemahls Tode, dahin und ließ sich dort mit ihrem Gefolge taufen. Bei ihrer Rückkehr nach Chiew und Nowogorod gab Olga sich alle mögliche Mühe, der christlichen Religion in Rußland Eingang zu verschaffen; doch blieben ihre Bestrebungen lange erfolglos. Ihr Sohn Swätoslaw hielt fest am alten Glauben und selbst ihr Enkel Wladimir wurde in seiner ersten Jugend durch den Eifer der Christen zu einem fanatischen Gegner derselben gemacht. Doch die griechischen Missionäre wurden nicht müde. Im Kampfe mit einer Religion, welche noch häufige Menschenopfer schlachtete, konnten sie die besseren Gefühle des Volkes leicht für sich gewinnen. Der Unsinn des russisch-heidnischen Glaubens war größer, als die Abgeschmacktheit des griechisch-christlichen. Die Pracht der Gottesdienstes, wie er in den Kirchen von Constantinopel gefeiert wurde, bestach manche Russen, die sich daselbst aufhielten und ihre Erzählungen trugen dazu bei, die schaulustigen Massen zu gewinnen. Den Ausschlag gab aber der Wunsch des Großfürsten Wladimir, eine christliche Fürstentochter zu ehelichen. Die Schwester des römischen Kaisers Basilius brachte den Russen mit der Hand, welche sie ihrem Großfürsten reichte, zugleich das Christenthum. An einem Tage ließ sich Wladimir I. taufen und trauen (988). Die heidnischen Götzen mußten den christlichen weichen. An die Stelle der Menschen, welche an den Altären der alten Götter geschlachtet wurden, traten die unblutigen Opfer von Brod und Wein. Wladimir ließ den alten Gott der Russen durch die Straßen von Chiew schleppen, ihn zertrümmern, in den Dnieper werfen und verkünden, daß Alle, welche sich nicht taufen ließen, als die Feinde des Gottes ihres Fürsten würden behandelt werden. An blinde Unterwerfung gewöhnt, nahmen die Russen die Religion ihres Beherrschers an, wie sie eine von demselben befohlene Tracht angelegt haben würden. Die russische Kirche blieb unter dem Einflusse der griechischen. Sie hielt sich frei von der Knechtschaft, welche Gregor VII. und seine Nachfolger den römisch-katholischen Geistlichen auferlegte. Die Folge davon war, daß die Geistlichkeit nicht, wie im Westen, eine unter dem Einflusse ihres Hauptes stehende Macht werden und einen Kampf auf Tod und Leben mit der weltlichen Gewalt führen konnte. Die Finsterniß war gleich dick in der römischen und in der griechischen Kirche. Doch im Abendlande blühten Künste und Wissenschaften früher wieder auf, als im Osten und theilten daher auch früher einige Geistesblumen der Kirche mit. Der Despotismus der weltlichen Fürsten wurde im Abendlande durch denjenigen der kirchlichen gemäßigt, während der Despotismus des Ostens, ungehemmt durch die Macht der Geistlichkeit, schrankenlos wüthete. Wladimir war ein Despot ohne Klarheit und Scharfblick in religiösen und weltlichen Dingen. Die christliche Religion nahm er nicht an aus Ueberzeugung, und ihre Lehren führte er nicht über in das Leben. Er wurde Christ, weil er außerdem die Hand der Schwester Basil's

nicht erhalten hätte. Wie wenig er den Geist der christlichen Lehre gefaßt hatte, beweist das Strafgesetz, durch welches er die Russen zwang, den Gott ihres Fürsten anzunehmen.

Geistlos, wie in religiösen Dingen, verfuhr er auch in weltlichen. Er theilte sein Reich (1015) unter seine zwölf Söhne und brachte dadurch eine Zerrüttung hervor, welche Jahrhunderte lang schwer auf Rußland lastete. Er traf zwar die Bestimmung, daß die Großfürsten von Chiew die Oberhoheit über alle anderen haben sollten, da er ihnen jedoch nicht die Macht verlieh, alle übrigen in Unterwürfigkeit zu erhalten, so bekümmerten sich diese wenig um den Willen des verstorbenen Wladimir. Es bildeten sich mehr als fünfzig Großfürstenthümer in Rußland, welche sich wechselseitig bekriegten und schwächten. Das einzige Gute, welches sich aus allen diesen Uebeln entwickelte, war das Gedeihen einiger Städte, namentlich Nowogorod's und Pleskow's, welche sich von allen Fürsten unabhängig machten, während Chiew, der Sitz der Großfürsten, keinen höheren Aufschwung nehmen konnte.

Der Name Polen kömmt erst gegen das Ende des neunten Jahrhunderts vor. Es wurde damals von Herzogen regiert, welche, ihrem Stammherrn Piast zu Ehren, sich alle Piasten nannten. Dieses Volk, insofern mit dem russischen verwandt, als es slavischer Abstammung ist, stand im Jahre 964 unter einem Fürsten Miezislaw, (Mjecko), welcher sich in jenem Jahre taufen ließ Kaiser Otto I. stiftete das Bisthum Posen und knüpfte dadurch Polen zugleich an die römisch-katholische Kirche und das deutsche Reich. Das Christenthum schlug bald feste Wurzeln und verband das Polenvolk mit dem Abendlande, während die Russen, seine Nachbarn, im Osten, unter byzantinischem Einflusse blieben. Trotz der religiösen Gemeinschaft, welche das deutsche Reich und Polen verknüpfte, fanden zwischen den Beherrschern beider Staaten häufige Kriege statt, deren wir bei Gelegenheit der deutschen Geschichte bereits Erwähnung gethan haben. Die Lehensverbindung zwischen Deutschland und Polen dauerte 200 Jahre, während welchen Polen bald von einem, bald von mehreren Fürsten beherrscht wurde, welche sich theils Herzoge, theils Könige nannten.

Ein anderer slavischer Stamm, welcher blutige Kriege mit den Deutschen führte, waren die Wenden. Sie wohnten in Mähren und den benachbarten Ländern. Karl I. hatte sie besiegt und seinem Reiche einverleibt. Unter Ludwig dem s. g. Frommen, warfen sie das ihnen verhaßte Joch der Deutschen wieder ab. Ludwig der Deutsche, der jüngere Ludwig und Arnulf kämpften mit ihnen. Ludwig der Deutsche, unterwarf sich wieder Mähren.

Zur Zeit Arnulf's herrschte in Mähren und Böhmen, in Oesterreich und Ungarn bis zur Save und zum adriatischen Meere Zwentebold, ein durch seine Tapferkeit und die Kriege, die er führte, gefürchteter Herrscher, welcher sich Fürst der Mähren nannte. Nach dessen Tode (895) setzten dessen Söhne den Kampf mit Arnulf fort. Dieser rief die Ungarn um Hülfe an und besiegte die Mähren. Ungarn, Polen und Böhmen theilten sich in die Beute. Ein kleiner Theil des einst großen Reiches behielt den Namen Mähren, kam an Böhmen und erhielt später den Namen der Markgrafschaft Mähren.

§ 40. Bulgaren und Ungarn.

Unter den zahlreichen scythischen Stämmen, welche, wie die Avaren, Chazaren, Petschenegen, Wallachen und Romanen im Anfange des Mittelalters auftauchten, verdienen nur die Bulgaren und die Ungarn eine besondere Erwähnung in der Weltgeschichte. Denn nur sie erhielten sich eine längere Zeit hindurch ihre Selbstständigkeit, während die

anderen alle schnell wieder untergingen. Alle diese Völker gehören zu der großen tartarischen Nation, mit Ausnahme der Ungarn, welche ohne Zweifel finnischen Ursprungs sind.

Die Avaren, deren wir im Laufe dieser Geschichte mehrere Male erwähnten,*) erschienen, nachdem sie aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen an der kaukasischen Landenge verdrängt worden waren, um 560 an der Donau, unterjochten die Völker, welche ihnen im Wege standen, halfen den Longobarden das Reich der Gepiden zerstören und bemächtigten sich, als jene nach Italien zogen, des ganzen Panoniens. Sie dehnten später ihre Grenzen bis an die Wolga und die Ens aus, regten jedoch alle ihre Nachbarn wider sich auf. Im siebenten Jahrhundert begann schon ihre Macht zu sinken. Die Bulgaren machten sich von ihnen unabhängig. Die Kroaten, Czechen, Serbier und Chazaren brachten ihnen Niederlagen bei. Karl I. führte langwierige Kriege mit ihnen (791—803), in deren Folgen ihr Name sich nach und nach gänzlich verlor.

Die Chazaren, welche ursprünglich zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere gewohnt hatten, eroberten im siebenten Jahrhundert alle Länder zwischen Wolga und Dnieper. Zur Zeit Karl's I. hatten sie die Länder im Osten Ungarn's bis an den Don inne. Ihr Reich blühte bis um die Mitte des neunten Jahrhunderts. Um diese Zeit nahm es im Kampfe mit ihren Nachbarn ab. Die Petschenegen brachten ihnen den Todesstoß bei. Die Russen entrissen ihnen den einen, die Griechen den andern Theil ihres Landes (um 1016).

Das wildeste unter allen diesen wilden Tartaren-Völkern waren die Petschenegen. Sie wurden von ihren Wohnsitzen zwischen dem Ural- und Wolga-Flusse durch die Komanen im neunten Jahrhundert verdrängt.

Im Jahre 884 rückten die Petschenegen von Osten nach Westen vorwärts und besetzten die Länder zwischen dem Dnieper und der Aluta. Sie waren furchtbar bis in's zwölfte Jahrhundert, und gingen dann unter im Kampfe mit Ungarn, Griechen und Komanen. Dieses Volk, welches von den Russen Polowzer, sonst auch Uzen genannt wird, stammt von der niederen Wolga ab. Ihr Land hieß Komanien, später Kaptschak. Sie erschienen um die Mitte des eilften Jahrhunders in Europa, eroberten nach dem Falle der Chazaren die Länder zwischen dem Don und der niedern Donau, wurden aber später im dreizehnten Jahrhundert von den Mongolen geschlagen und verdrängt.

Alle diese Stämme verbreiteten nur Verwüstung, Jammer und Elend um sich her. Ein längeres Dasein und befriedigendere Spuren der Thätigkeit ließen Bulgaren und Ungarn zurück.

Von den Bulgaren erhielt Niedermösien, zwischen der unteren Donau und dem Hämusgebirge, den Namen Bulgarei. Sie dehnten aber ihre Herrschaft, nach dem Wechsel des Glückes, über Serbien und Bosnien im Norden der Donau und im Süden des Hämus aus. Jahrhunderte lang waren sie der Schrecken des oströmischen Reiches und der Ungarn. Selbst Deutschland wurde wiederholt von ihnen bedroht. Es fehlte diesem Volke aber an derjenigen sittlichen Kraft und staatlichen Einsicht, welche allein die Siege des Schlachtfeldes zu benützen und auf dieselbe dauernde Schöpfungen zu gründen vermag. Schon Theodorich, der Ostgothe, kam mit den Bulgaren in Berührung. Dann verschwinden diese aber wieder auf anderthalb Jahrhunderte aus der Geschichte. Lichnidus oder Achrida war ihre Hauptstadt. Dort schlug, nachdem die Bulgaren (866) die christliche Religion angenommen hatten, ein Patriarch seinen Sitz auf. Die Griechen hatten den Bulgaren ihre Religion mitgetheilt, darum wurden diese griechische Katholiken. Ihre ursprüngliche Wildheit wurde aber durch die Lehre Christi nur wenig gemildert. Denn das Ende des neunten und das zehnte Jahrhundert, also gerade die Zeit, welche auf ihre Bekehrung zum

*) S. oben § 4.

Christenthume folgte, war die Glanzperiode ihrer kriegerischen Thaten. Die Bulgaren gehörten zu dem slavischen Stamme und sind nahe verwandt mit den Serbiern, Bosniern, Raitzen, Kroaten und Wallachen. Diese letzteren insbesondere können als ein Zweig der Bulgaren bezeichnet werden, welcher bis zum adriatischen Meere vordrang. Um das Jahr 900 zählten die Kroaten 60,000 Reiter, 100,000 Fußsoldaten und 180 Kriegsschiffe, von denen allerdings die meisten nicht vierzig Mann tragen konnten.

Das erste Reich der Bulgaren bestand vom Jahre 640 bis 1017, und der Sieg über den oströmischen Kaiser, Nicephorus I., welcher diesem das Leben kostete (811), zeugt zugleich von ihrer Macht und von ihrer Rohheit. Der Schädel dieses Kaisers wurde in Gold gefaßt und diente lange Zeit den Fürsten dieses wilden Volkes als Ehrenbecher. Simeon, König der Bulgaren, belagerte (950) Constantinopel und der Kaiser Constantin II. mußte die Friedensbedingungen der Bulgaren annehmen. Unter den Söhnen Simeons nahm das Reich der Bulgaren schnell ab. Basilius II. brachte ihnen so schwere Niederlagen bei, daß er davon den Beinamen, der „Bulgarentödter" erhielt (1017).

Von allen scythischen Stämmen verdient keiner unsere Sympathien mehr, als die Ungarn. Keiner hat sich im Sturme der Zeiten durch Tapferkeit und Geistesbildung mehr hervorgethan, auf keinen kann die Sache der Freiheit sicherer zählen. Daß die Ungarn scythischen Ursprungs sind, ist unbestritten, ob sie aber näher mit den Hunnen, Türken oder Finnen verwandt seien, diese Frage hat zu vielen Verhandlungen Anlaß gegeben. Die Aehnlichkeit, welche zwischen der Sprache der Ungarn oder Magyaren und der Finnen besteht, deutet auf eine finnische Abstammung derselben. Der Kaiser Leo VI. sagt von den Ungarn seiner Zeit (900): „Ihre Zelte sind von Leder, ihre Kleider von Pelz. Sie scheeren ihr Haar und verunstalten ihre Gesichter. Sie sind langsam im Worte, rasch in der That, verrätherisch in Vertragsverhältnissen." Auf ihren Wanderungen führten die Ungarn ihre Heerden mit sich, von deren Milch und Fleische sie sich nährten. Ihre ursprüngliche Waffe war der tartarische Bogen, später nahmen sie von den Römern Schwert, Speer und Helm an. Sie zeichneten sich aus durch ihre Kunst im Reiten und Bogenschießen. Ihre kriegerischen Bewegungen waren ungewöhnlich schnell. Ihre ursprünglichen Wohnsitze hatten sie im alten Jugrien oder Ugrien, dem Lande im Osten des Ural, welches jetzt zu den Statthalterschaften Perm und Tobolsk gehört. Die Russen nannten sie Ugrier, die Abendländer Ungri oder Hungari. Selbst nennen sie sich aber Magyaren. Als sie zuerst bekannt wurden, zerfielen sie in sieben bis acht Stämme, von welchen jeder einen besondern Führer hatte, welche jedoch insgesammt unter Arpad, dem Sohne des Almus standen. Nachdem die Ungarn in die Gegenden zwischen Don und Dnieper, welche die Bulgaren verlassen hatten, gelangt waren, wurden sie von den Petschenegen nach Bessarabien, in die Moldau und in die Wallachei gedrängt. Der Kaiser Basilius I. (867—886) benützte sie in seinem Kriege mit den Bulgaren und Arnulf, der König der Deutschen, (887—889) in seinen Kriegen gegen die Mähren. Mit ihrer Hülfe besiegte er den Fürsten Zwentibold. Als sie aber dann in ihr Land zurückkehren wollten, fanden sie es von den Petschenegen und Bulgaren besetzt, und drangen, über Galizien, in Ungarn ein. Unter ihrem Fürsten Arpad setzten sie sich an der Theiß fest (894) und breiteten ihre Herrschaft im Osten über Siebenbürgen und im Westen bis zur Gran und March aus. Von diesem Gebiete rückten sie in furchtbaren Raubzügen durch Deutschland über den Rhein, jenseits der Pyrenäen und über die Alpen bis an die Südspitze Calabrien's vor. Der Schrecken, welchen sie verbreiteten, lähmte die Widerstandskraft aller Völker. Die tiefsten Ströme durchschwammen sie, über die höchsten Berge trabten sie hinweg, im Fluge stürmten sie durch die weitesten Länder. Sie verbreiteten um sich Mord, Raub und Zer=

störung. Auf der Flucht noch waren sie gefährlich. Oft täuschten sie durch diese ihre Feinde und vernichteten sie, wenn sie glaubten, gesiegt zu haben. In der Geschichte Deutschland's,*) welches am meisten unter den Raubzügen der Ungarn litt, haben wir der Schlachten bei Sondershausen und Merseburg (934) und auf dem Lechfelde (955) erwähnt, welche dem Räuberleben der Ungarn ein Ende machten.

Dreihundert Jahre lang herrschte das Haus Arpad's über die Ungarn. Theils die freie Wahl, theils der Erbgang hob die ungarischen Könige auf den Thron. Geisa I. ehelichte eine baierische Fürstentochter und nahm die christliche Religion an (982). Sein Sohn, Stephan I., welcher später „heilig" gesprochen ward, machte sie herrschend (um 1000) unter seinem Volke und erhielt vom Papst eine Königskrone zum Geschenke, woraus dieser schlaue Kirchenfürst einen lehensrechtlichen Anspruch auf das Land abzuleiten suchte. Stephan setzte zwei Bischöfe der Geistlichkeit seines Landes vor und ordnete sie dem Erzbischof von Gran unter. Das Land theilte er in 72 Gespannschaften, an deren Spitze je ein Obergespann oder Graf (comes) stand. Seit den Zeiten Gaisa's wanderten viele Deutsche nach Ungarn und Siebenbürgen aus. König Peter (1038) erkannte zwar die Hoheit des deutschen Kaisers Heinrich's III. an, doch dauerte dieses Verhältniß der Unterwürfigkeit nicht lange. An die Stelle früherer Raubzüge ohne dauernde Erfolge, traten später Eroberungen, welche das Gebiet und die Macht der Ungarn um ein bedeutendes vergrößerten.

Vierter Abschnitt.

Die geistliche Herrschaft in den christlichen Staaten (476—1095).

§ 41. Vorbemerkung.

Wenn wir in den Jahrbüchern der Geschichte blättern, wenn wir sehen, wie Völker und Reiche stiegen und sanken, wie riesenhafte Geister aus dem Meere der Alltäglichkeit auftauchten, Millionen um sich schaarten und mit sich fortrissen, wie die Tyrannen eine Zeit lang ihren Leidenschaften fröhnten und dann von dem Abgrund verschlungen wurden, an dessen Rande sie tobten, — so ergreift uns ein mächtiges Gefühl. Wir erkennen zwar oft nicht das unsichtbare Band, welches ein Ereigniß mit dem andern verknüpft, manche der wichtigsten Thatsachen der Vergangenheit sind nicht auf uns gekommen. Dennoch bleibt nur der rohe Mensch fühllos, wenn er sich zum Gedanken der Entwickelungsgeschichte der Menschheit emporgehoben hat. Wenn wir im Frühling tausend Keime sprossen, tausend Blätter sich entfalten sehen, wenn die gefiederten Segler der Lüfte ihre Lieder trillern, ihre Nester bauen und ihre Kreise ziehen, da hebt sich die Brust des Menschen, obschon er sich sagen muß, daß die Kraft, welche alle diese Erscheinungen hervorruft von ihm nicht klar erkannt wird. Wenn wir in einer hellen Nacht die Milchstraße, die Doppelsterne und die Planeten am Himmel sehen und wir uns sagen, einer von diesen ist unsere Erde, sie ist der dritte von denen, die sich um die Sonne bewegen, so sinnt der forschende Geist über die anderen Welten nach, welche außer unserer Erde noch den Himmels-

*) S. § 33 S. 97.

raum füllen. Wenn wir unsere Mitmenschen zu Hunderten sterben sehen und in gleicher Zahl andere geboren werden, so frägt sich der strebende Mensch: warst du, ehe du in diese Erde eintratest? Wirst du sein, nachdem du sie verlassen? Und wenn wir, durch die Stürme des Lebens umhergeworfen, keinen Ausweg finden im Labyrinthe unseres Daseins, denken wir wohl: welches Schicksal ist uns noch bereitet?

Die Gefühle aber, die sich an alle diese Fragen und Betrachtungen knüpfen, bilden die Religion des Menschen. Wohl gibt es einzelne Leute, welche im Drange materiellen Strebens oder im Strudel der Leidenschaft zu einem freien Aufblick nicht gelangen. Auch fehlt es nicht an leeren Sophisten, die sich den Schein klarer Erkenntniß geben wollen, während ihnen die gewöhnlichen Erfahrungen des Lebens und der Natur verschlossen sind, Menschen, die sich im Laufe eines dem Zanke gewidmeten Lebens gegen alle edleren Eindrücke abgestumpft haben. Auf diese wirkt weder das Buch der Geschichte, noch der junge Frühling, weder der Sternenhimmel, noch das Geschick der Mitmenschen. Sie denken nur an sich selbst, ihre kleinen Streitigkeiten und kennen kein anderes Vergnügen, als sinnlichen Genuß. Diese Menschen bilden aber immer eine geringe Minderzahl. Die Gesellschaft kann auf sie keine besondere Rücksicht nehmen.

In allen Zeiten und bei allen Völkern haben die religiösen Gefühle ein großes Gewicht in die Wagschaale der Entwickelung gelegt. Ganz besondere Bedeutung gewinnt aber die Religion im Mittelalter. Die Geschichte des Ostens dreht sich um die von Mohammed angeregte religiöse Bewegung. Die Geschichte des Westens ruht auf dem Christenthume. Der Kampf zwischen heidnischen, christlichen und mohammedanischen Völkern ist wesentlich bedingt durch ihre Religionsanschauungen, wie deren innere Entwickelung von denselben abhängig ist.

Jahrtausende hindurch waren Religion und Staat immer untrennbar verbunden Die Indier, die Egypter, die Juden, die Griechen und Römer kannten den Gegensatz nicht, welcher sich im Mittelalter zwischen Religion und Staat, kirchlicher und weltlicher Gewalt, Papst und Kaiser entwickelte.

Das religiöse Bedürfniß der Menschen ist eine unläugbare, geschichtliche Thatsache. Der Schriftsteller, welcher den Geist der Zeiten tief erfaßt hat, der Staatsmann, dem es darum zu thun ist, die Sache der Freiheit und des Rechtes zu fördern, muß den Boden der Geschichte und die Bedürfnisse der Menschennatur anerkennen, und auf dieser doppelten Grundlage weiter fort arbeiten. Er wird nicht fragen, wie ist das religiöse Bedürfniß aus der Menschenbrust zu tilgen, sondern wie kann die Religion dem Einflusse eines verdorbenen Pfaffenthumes entzogen, wie kann sie von Aberglauben und Verfolgungssucht gereinigt werden?

Religion und Wissenschaft, Glauben und Erkenntniß haben beide ihre Berechtigung, ihre Bedeutung und ihr Gebiet. Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist es, darauf hinzuweisen, wo und wie unberechtigte Eingriffe in die Gebiete dieser hochwichtigen Bestrebungen stattgefunden haben, und anzudeuten, wie sie gefördert und wie sie gehemmt worden sind.

Das Gebiet menschlicher Erkenntniß war zu allen Zeiten sehr beschränkt und im Mittelalter fast mehr, als zu irgend einer anderen. Das Gebiet des Glaubens beginnt da, wo die Erkenntniß aufhört. Es ist um so größer, je beschränkter und schwächer die Erkenntniß.

Dem Glauben gegenüber steht der Zweifel. Seine Aufgabe ist, den Glauben und die Erkenntniß zu sichten, bis sie fest stehen und gereinigt sind von allen Schlacken. Die Erkenntniß gibt uns eine festere Wahrheit, als der Glaube, und eben deßhalb kann kein Glaube der Erkenntniß Gesetze vorschreiben. Die Wahrheiten der Geschichte, der Mathe-

matik und anderer Wissenschaften lassen sich erweisen. Für die Lehren aller Religionen gibt es keinen anderen Beweisgrund, als den Glauben der Menschen. Vor dem Richterstuhle der Vernunft kann der Glaube nicht denselben Anspruch auf Wahrheit machen, wie der wissenschaftliche Beweis. Im Wechselverhältniß zwischen Religion und Wissenschaft, Erkenntniß und Glauben gebührt daher der Wissenschaft der Vorzug vor der Religion, dem Beweisgrund der Vorzug vor dem Glauben. Viel wäre gewonnen, wenn die Religionen aufhörten, in das Gebiet der Wissenschaften einzugreifen. Ihr Feld bliebe dennoch groß genug. Wie die Wissenschaft und die Erkenntniß ihr Gebiet erweitern, sollten die Religionen auch das ihrige entwickeln. Seit der Entstehung des Christenthums hat die Sternkunde, haben die Naturwissenschaften und alle übrigen Wissenszweige Riesenfortschritte gemacht. Bleibt die christliche Religion auf dem Boden stehen, den sie im Mittelalter einnahm, so muß sie sich immer weiter von der Wahrheit entfernen.

Wenn die Wissenschaft einen festeren Anspruch auf Wahrheit besitzt, als die Religion, so gleicht sich der Gegensatz zwischen beiden doch dadurch zum Vortheile der Religion aus, daß nur wenige Menschen Wissenschaft, die meisten aber Religion haben. Fast zu allen Zeiten der Geschichte hat daher die Religion einen bedeutendern Einfluß auf die Entwickelung der Menschheit geübt, als die Wissenschaft. Wenn ein begeisterter Prophet Millionen mit sich fort riß, so wurden von diesen auch die Irrthümer, die er lehrte, gläubig aufgenommen, die Männer der Wissenschaft konnten oft nicht ein Mal mit Gefahr ihres Lebens diese Irrthümer dauernd bekämpfen und Jahrhunderte, ja oft Jahrtausende vergingen, bevor ein Aberglaube erschüttert wurde. Die Massen gingen nicht vom Aberglauben zu einem vernünftigen Glauben, von dem Irrthum zur Wahrheit, sie gingen von einem Aberglauben zum andern, von diesem Irrthum zu jenem über. Die Wissenschaft, die Erkenntniß blieb das Sondergut Weniger. Die Massen strebten nach Geld und Gut, Besitz und Genuß und schenkten den Gauklern und Betrügern immer lieber ihr Ohr, als den ernsten Männern der Wahrheit.

Die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung war unstreitig der finsterste Abschnitt der Geschichte seit den schönen Tagen der Griechen. Die Völker hatten die Bildung verloren, welche von Athen und Rom ausgegangen war, und besaßen nicht die Kraft, selbstständig eine neue zu erringen. Die Christen nahmen, ohne sich dessen bewußt zu sein, von den Heiden unzählige Glaubenssätze, Ceremonien und Einrichtungen an, welche früher den celtischen, germanischen und orientalischen Pfaffen dazu gedient hatten, sich Quellen des Reichthums und der Macht zu eröffnen. Die reine Lehre des Nazareners gerieth inmitten der heidnischen Zusätze, womit sie überladen wurde, in Vergessenheit.

Wer lesen konnte, galt für einen Gelehrten. Wenige besaßen aber auch nur diese niedere Kunst. Die heiligen Schriften der Christen waren selten, um so häufiger die zur Erhöhung der Macht der Priester erfundenen Legenden und veranstalteten Fälschungen.

Der Glaube ist immer ein trauriger Nothbehelf für das Wissen. Allein die Pfaffen dieses Abschnitts benützten denselben nicht nur zur Verbreitung des haarstreubendsten Unsinns, sondern auch zu Anregung der gehässigsten und blutigsten Streitigkeiten. Sie schoben Bilder an die Stelle von Ideen, den Schrecken an die Stelle der von Christo genährten Hoffnung und Liebe, und strebten nach einer Gewalt, vor welcher sich Kaiser und Könige beugen sollten.

Seit den ersten Zeiten der Geschichte übten die Priester auf die gedankenlosen Völker einen überwiegenden Einfluß aus, den sie dazu benützten, sich eine gebietende Stellung im Staate und die Massen in der Dummheit und in der Unterwerfung zu erhalten. Dem Christenthume des Mittelalters war es aber vorbehalten, eine geistliche Gewalt erstehen zu

sehen, welche sich über Kaiser und Könige stellte, und den ganzen Erdkreis umfaßte. Der römische Papst, welcher sich über den römischen Kaiser und alle anderen Fürsten erhob, nahm einen gleichen Standpunkt auch der Vernunft gegenüber ein, d. h. er ordnete sich die menschliche Vernunft unter, wie die weltliche Gewalt. Dem weltlichen Faustrechte stellten die römischen Päpste ein geistliches Faustrecht entgegen. Wenn die Ritter ihre Feinde mit Wunden und Tod bedrohten, so jagten ihnen die Päpste Schrecken ein mit den Strafen einer anderen Welt, mit Fegefeuer und Hölle, und die Menschen waren so dumm, an die päpstlichen Wahnbilder zu glauben, als hätten sie dieselbe Wirklichkeit, wie die Zwingburgen und die Fäuste der Ritter.

So trat zuerst die Idee, wenn auch eine falsche, in den Kampf mit der Wirklichkeit. Die Menschen wurden mit mehr Nachdruck, als jemals zuvor, auf eine überirdische Weltordnung hingewiesen, und wenn der Zweck der Päpste auch war, die Menschen mit Hülfe dieser religiösen Ideen vollständig zu verdummen und zu knechten; sie, wie alle Tyrannen, arbeiteten unwillkürlich nur zu Gunsten der Freiheit und des Fortschritts. Sie brachen die Macht der Kaiser, Könige und Fürsten und bahnten den Völkern den Weg, auf welchem sie das fürstliche Joch zuerst lockern und später theilweise selbst abwerfen konnten. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß nur in denjenigen Ländern, in welchen der Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt ernstlich geführt wurde, die Reformation im sechszehnten Jahrhundert Wurzeln schlug und der fürstliche Despotismus gebrochen wurde. Der Osten, welcher sich von der abendländischen Kirche lossagte, verfiel theils dem türkischen, theils dem russischen Absolutismus. Der Westen, welcher den Kampf der weltlichen und der geistlichen Gewalt aufnahm, schwang sich auf eine höhere Stufe der Freiheit, des Wohlstandes und der Bildung. Deutschland, welches zuerst die schwere Hand der geistlichen Herrschaft empfand, schlug ihr die Todeswunde, an der sie sterben muß, sobald der weltliche Despotismus gestürzt und daher das geistliche Gegengewicht nicht mehr nöthig sein wird, diesen in Schranken zu halten.

§ 42. Die Glaubensstreitigkeiten

Die Christen des vierten und fünften Jahrhunderts hatten die nackten Thatsachen der Geburt, des Lebens, Wirkens und Todes Christi, welche mit ihrer wundergläubigen Weltanschauung nicht übereinstimmten, über Bord geworfen, und dafür eine Reihe von Wundergeschichten erfunden, welchen aller thatsächliche Grund und Boden fehlte, und welche mit dem gesunden Verstande im grellsten Widerspruche standen. Nachdem auf verschiedenen Kirchenversammlungen*) der eigentliche Kern des Christenthums stillschweigend beseitigt und an dessen Stelle der barste Unsinn zum Glaubenssatze erhoben worden, war es nicht möglich, der ein Mal genommenen Richtung Einhalt zu gebieten. Gott sollte eine und doch auch drei Personen umfassen, Christus sollte Gott sein und war auf dieser Erde doch nur als Mensch in die Erscheinung getreten. Aus diesen sich innerlich widersprechenden Sätzen konnte als richtige Folgerung nur neuer Unsinn abgeleitet werden. Durch die Verkehrheit der Geistlichen des vierten und fünften Jahrhunderts waren die Christen ganz abgeleitet worden von dem Streben, nach Christi Worten zu thun, Christi Beispiel zu befolgen, seine Lehren durch ihren Wandel in das wirkliche Leben einzuführen. An die Stelle eines regen Wetteifers in Werken der Menschenliebe, statt eines edlen Strebens, das eigene Herz zu reinigen, machte sich ein unsinniges Gezänke über Glaubenssätze und eine an Wuth grenzende Verfolgungssucht gegen Andersglaubende geltend.

Wenn wir einmal aufgehört haben, unseren sinnlichen Wahrnehmungen Glauben

*) B. III. § 47. S. 135.

zu schenken, wenn wir dasjenige Wesen, welches als Mensch in die Erscheinung getreten ist, nicht Menschen, die Frau, welche ein Kind geboren hat, nicht die Mutter dieses Kindes, sondern den Menschen Gott und die Gebärerin des Kindes Mutter Gottes nennen, so ist es ziemlich gleichgültig, ob wir diesen oder jenen Unsinn glauben, ob wir annehmen, Christus habe nur eine, oder zwei Naturen, nur einen, oder zwei Willen, nur einen Scheinleib, oder einen wirklichen Leib gehabt. Wenn wir in Joseph's Weibe, der Mutter von sieben Kindern, immer eine Jungfrau erkennen wollen, so ist es gleichgültig, ob wir sie Gottesgebärerin oder Christusgebärerin nennen. Der eine Unsinn steht dem andern vollständig gleich.

Doch anders betrachteten die Kirchenfürsten des vierten und fünften Jahrhunderts die Sache. Sie machten nicht nur das irdische Glück, sondern auch die ewige Seligkeit von diesem oder jenem Unsinn, den das Volk glauben sollte, abhängig. Statt, wie Christus gelehrt hatte, ihre Feinde zu lieben, haßten und verfolgten sie Diejenigen, welche, ohne ihre Feinde zu sein, andern Unsinn, als sie, glaubten.

Kaiser Zeno dachte, er könne den kirchlichen Streitigkeiten dadurch ein Ende machen, daß er die Beschlüsse der Kirchenversammlungen zu einem Glaubensbekenntnisse zusammenstellte, welches er unter dem Namen „Henotikon" von allen Bischöfen des Ostens bei Strafe der Absetzung und Verbannung unterzeichnen ließ (482). Doch der Bischof von Rom war damit nicht einverstanden, schon aus dem Grunde nicht, weil er vermeinte, allein in Sachen des Glaubens das entscheidende Wort sprechen zu dürfen. Zeno täuschte sich sehr, wenn er dachte, den Geistlichen sei es um Wahrheit und Frieden zu thun. Die Glaubensstreitigkeiten boten vielen eine erwünschte Gelegenheit, verhaßte Gegner zu stürzen, oder sich auf Bischofsitze zu schwingen, welche sie außerdem nicht erlangt haben würden. Die eigentliche Veranlassung zum Streite zwischen Donatisten und ihren Gegnern war, daß zwei Pfaffen auf den Bischofsitz zu Karthago Anspruch machten, die wirkliche Ursache des Kampfes zwischen Athanasianern und Arianern war, daß Athanasius lüstern war nach dem Bischofssitze von Alexandria. Der Patriarch Cyrillus von Alexandrien, ein Feind des Patriarchen Nestorius von Constantinopel, war gewaltthätiger und schlauer als dieser und bewirkte daher dessen Verurtheilung zu Ephesus (431). Flavian war ein Feind von Eutyches und Dioskorus und darum setzte er deren Verurtheilung zu Chalcedon (455) durch.

Alle diese Glaubensstreitigkeiten hätten gar nicht stattfinden können, wenn die betheiligten Geistlichen von christlicher Liebe beseelt gewesen wären und gewöhnlichen Menschenverstand gehabt hätten. Sie waren aber von den wildesten Leidenschaften beherrscht, welche ihnen die richtige Würdigung der Thatsachen und eine vorurtheilsfreie Prüfung derselben durchaus unmöglich machten. Das einzige Mittel, diesen gehässigen Streitigkeiten ein Ende zu bereiten, bestand darin, Laien und Geistliche auf eine höhere Stufe sittlicher Kraft und gesunden Verstandes zu heben. Das vermochte kein Mensch zu thun und dazu reichte die kurze Spanne auch des längsten Lebens nicht hin. Fast anderthalb Jahrtausende sind seither vergangen und kaum sind wir jetzt so weit gekommen, daß es möglich ist, ohne die größten persönlichen Gefahren, die Ränke und Gewaltthaten aufzudecken, unter deren Einfluß der Unsinn der christlichen Kirche des vierten und fünften Jahrhunderts zu Tage kam. Das Henotikon Kaiser Zeno's machte daher das Uebel und den Zwiespalt in der Kirche nur noch größer. Unter Justinian I., diesem eitlen Tyrannen, wurde der Streit noch gehässiger, als zuvor. Er glaubte, in kirchlichen Dingen nicht minder unumschränkt gebieten zu können, als in weltlichen und bildete sich ein, ebensowohl der Träger der wahren Religion, als der gesetzlichen Staatsgewalt zu sein. Er verfolgte die Montanisten in Phrygien, die Arianer und die Heiden. Den Juden befahl er, ihre

Ostern am selben Tage, wie die Christen, zu feiern. Die Samaritaner von Palästina, eine Mischung von Juden, Heiden und Christen, ließ Justinian fast gänzlich vertilgen. Hunderttausend Menschen sollen in dem samaritanischen Verfolgungskriege ihr Leben verloren haben. Justinian ging in seinem Unsinn so weit, daß er dem schon seit dreihundert Jahren verstorbenen Origenes und dessen Gesinnungsgenossen Theodor von Mopsvestia, Theodoret von Cirrhus und Ibas von Edessa „drei Kapitel", welche Stellen aus ihren Büchern enthielten, zum Vorwurfe machte und ihnen nachträglich den Bannfluch in jenes Leben hinüberschickte. Zum Glücke starb Justinian I., sonst wäre er vielleicht auch noch mit einem Bannfluch beehrt worden. Mehr, als ein Jahrhundert stritten sich die christlichen Glaubenseiferer über die Person, die Natur und den Willen Christi herum Der Kaiser Heraclius (639) und der Kaiser Constans (648) wollten Rath schaffen. Endlich im Jahre 680 kam auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel die Entscheidung dieser abgeschmackten Streitigkeiten zu Stande. Die Glaubensformel: „eine Person, zwei Naturen und zwei, jedoch zum immerwährenden Einklang gestimmte, Willen in Christus —" sollte die geängstigten Gemüther beruhigen. Doch der Friede unter den Christen war durch die Leidenschaften ihrer Geistlichen gestört worden. Er ließ sich durch Mehrheitsbeschlüsse nicht herstellen. Ungeachtet aller Kirchenversammlungen, welche gehalten wurden, blieben viele Secten bestehen, welche den sogenannten orthodoxen, oder rechtgläubigen, Formeln ihre Anerkennung versagten. Nestorianer, Jacobiten, Maroniten, Armenier, Kopten, abyssinische und nubische Christen bewahrten ihre besonderen Glaubensmeinungen zum Theil bis auf unsere Tage.

Die Nestorianer hielten an dem Glaubenssatze des Patriarchen Nestorius fest, unterschieden in Christus den menschlichen Meister und den göttlichen Herrn, nannten Maria nicht Gottesgebärerin, sondern nur Christusgebärerin, verwarfen die Anbetung Christi als Kindes und behaupteten, die Menschheit Christi sei blos das Kleid, das Werkzeug, das Tabernakel der Gottheit gewesen. Nachdem diese Glaubensansicht auf der Kirchenversammlung zu Ephesus (431) verdammt worden war, zogen sich deren Anhänger nach Persien zurück, gründeten dort eine ansehnliche Kirche und unterstützten die persischen Könige Nuschirvan und seinen Enkel Choosroes in ihren Kriegen gegen das oströmische Reich.

In dem sechsten Jahrhundert predigten die Nestorianer das Christenthum den Bactriern, Hunnen, Persern, Indiern, Persarmeniern, Mediern und Elamiten. Die Pfefferküste von Malabar und die Inseln des indischen Oceans: Socotora und Ceylon, waren von zahlreichen Christen bewohnt, welche den Bischof von Babylon als ihre höchste geistliche Behörde anerkannten. Unter der Herrschaft der Chalifen breitete sich die Kirche der Nestorianer von China bis nach Jerusalem aus. Im Laufe der Jahrhunderte schlossen sich jedoch die meisten nestorianischen Christen den Mohammedanern an. Ein kleiner Theil, die Josephiten von Amida, vereinigte sich mit Rom; etwa 300,000 Nestorianer haben sich übrigens bis auf unsere Tage in Chaldäa und Assyrien erhalten.

Von dem Mönche Jakob Baradäus, welcher im sechsten Jahrhundert die sogenannten Monophysiten, d. h. Diejenigen, welche an „eine Mensch gewordene Natur Christi" glaubten, zu einer mächtigen Partei vereinigte, erhielten die Jakobiten ihren Namen. Sie hielten sich heimlich unter Justinian I. im oströmischen Reiche auf und breiteten sich bis zum Euphrat und Tigris aus. Fern von der Gemeinschaft mit den Christen des Westens versanken die Jakobiten bald in den tiefsten Aberglauben. Ihre Mönche, welche in Syrien, Egypten und Aethiopien Klöster haben, zeichnen sich durch die Strenge ihrer Bußübungen und durch die Abgeschmacktheit ihrer Glaubenssätze aus.

Die Maroniten glauben, daß Christus nur einen Willen gehabt habe (Monothe-

liten). Johannes Maron, ein beim Volke sehr beliebter Mönch, warf sich zum Patriarchen von Antiochien auf und bestärkte die Bewohner dieser Stadt in dem Glauben an einen Willen Christi. Mit dem Schwerte in der Hand vertheidigten sich die Maroniten gegen die römischen Kaiser, welche ihnen ihren Glauben nicht lassen wollten. Justinian II. verfolgte sie gegen Ende des siebenten Jahrhunderts mit furchtbarer Grausamkeit. Das Kloster Maron's wurde verbrannt, die tapfersten Führer geschlachtet und 1200 ihrer Anhänger nach Armenien und Thracien verpflanzt. Dennoch erhielten sich die Moroniten länger, als die römischen Kaiser, welche sie verfolgten. Auf dem Abhange des Libanon bis zu den Ufern des mittelländischen Meeres in der Nähe von Tripoli leben sie noch in unseren Tagen. Ihr Patriarch wohnt seit Jahrhunderten in dem Kloster Canobia und hält sich noch immer für den rechtmäßigen Patriarchen von Antiochien. Die Armenier, welche der griechischen Sprache nicht mächtig waren und daher an den Streitigkeiten der griechischen Kirche keinen Theil nehmen konnten, wurden durch einen der Schüler des Eutyches gelehrt, Christus habe nach erreichtem Mannesalter nur eine göttliche und vollkommene Natur gehabt. Sie nahmen diese Lehre an, wie die meisten Menschen die Religion, die ihnen gepredigt wird, d. h. gedankenlos, und pflanzten sie von Vater auf Sohn fort bis zu unserer Zeit. Auch sie haben einen Patriarchen, welcher im Kloster Ekmiasin, drei Meilen von Erivan, wohnt.

Die Egypter suchten ihre Seligkeit in dem Glauben an eine Natur Christi, (Monophysiten), allein sie stritten sich um die Frage, „ob dieselbe vergänglich oder unvergänglich gewesen sei?" Die große Masse des Volkes, die Mönche, die Senatoren und die Landeseingeborenen standen auf der einen, die kaiserlichen Beamten und Soldaten auf der anderen Seite. Narses, der zweite Feldherr Justinian's I., wurde gegen die Widerspenstigen geschickt. Das Blut floß in Strömen. Die römischen Kaiser besaßen Macht genug, in ruhigen Zeiten die Egypter oder Kopten, wie man sie nannte, in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Allein zur Zeit der Kriege mit Persien fühlten sie schmerzlich die Folgen des Druckes, den sie auf das Volk ausgeübt hatten, und als die Araber ihr siegreiches Banner entfalteten, da fiel Egypten ihnen als reife Frucht in den Schooß.

Unter dem Einflusse des koptischen Patriarchen entwickelte sich das Christenthum in Nubien und Abyssinien. In letzterem Lande erhielt sich die äußere Form des Christenthums bis auf unsere Tage. In Nubien wurde sie durch die mohammedanische verdrängt.

Die Folge des Entwickelungsganges, welchen das Christenthum im Oriente nahm, war, daß es bei dem ersten kräftigen Zusammenstoße mit dem Islam unterging und daß sich nur wenige Trümmer desselben im Osten erhalten haben. Die verfolgungssüchtigen christlichen Geistlichen haben mehr, als Mohammed selbst, zum Untergange ihres Glaubens, im Lande, wo Christus lehrte, beigetragen. Vergebens würde der Sohn Abdallah's gepredigt, umsonst würden seine Jünger und Anhänger das Schwert gezogen haben, wäre im siebenten Jahrhunderte nach Christi Geburt dessen Botschaft nicht schon gänzlich verunstaltet gewesen.

Im Westen nahm die christliche Lehre bei Zeiten einen anderen Entwickelungsgang. Man beschäftigte sich dort weit weniger mit den Spitzfindigkeiten, welche den Kern der christlichen Bewegung im Osten ausmachte. Die römischen Bischöfe waren nur darauf bedacht, ihre Macht zu befestigen und auszubreiten. Sie verstanden es, die von den allgemeinen Kirchenversammlungen ausgesprochenen Lehrsätze als unumstößliche und unfehlbare Wahrheiten festzustellen; sie schnitten alle Streitigkeiten über dieselben ab und vereinigten ihre ganze Kraft in dem Streben nach Gewalt.

§ 43. Der Bilderdienst.

Die Glaubensstreitigkeiten, welche wir im vorigen §. schilderten, berührten, obgleich sie fast alle ihren Grund im Osten hatten, doch gleichmäßig auch den Westen, welcher an den allgemeinen Kirchenversammlungen Antheil nahm und deren Beschlüsse anerkannte. Zwei Streitigkeiten, der s. g. Bilderstreit und der Streit gegen die Paulicianer berührten aber fast ausschließlich den Osten, obgleich eine gewisse Rückwirkung auf den Westen natürlich doch stattfand.

Die menschliche Natur umfaßt die verschiedenartigsten Triebe, Gefühle, Gedanken und Bestrebungen. Manche hat sie mit den Thieren gemein, andere bilden das Sondergut der Menschen und erheben sie über die untergeordneten Geschöpfe. Derselbe Kampf zwischen der sinnlichen und der geistigen Natur des Menschen, welchen wir in den materiellen Bestrebungen der Menschen wahrnehmen, finden wir auch in ihrem Gottesdienste und in ihrer Religion. Je nachdem ein Mensch, eine Gemeinde oder eine Nation auf einer höheren, oder auf einer niederen Stufe geistiger Entwicklung steht, sind ihre religiösen Bedürfnisse auch verschieden. Das Heidenthum gründete sich aller Orten wesentlich auf die Verehrung körperlicher Gegenstände. Sie mögen bestanden haben in Thieren, Bildsäulen oder Götterbildern. Diese Gegenstände wurden von den Heiden durch Anzündung von Kerzen, durch Weihrauch, Kniebeugungen und Verneigungen geehrt, mit Blumen und Kränzen geschmückt und bildeten die Zierden ihrer Tempel. Die Heiden richteten an die von ihnen göttlich verehrten Gegenstände ihre Gebete. Der Unterschied zwischen dem Gotte und seinem Bilde verwischt sich, ein von Menschenhand gemachtes Bild wurde zur Gottheit selbst erhoben. Dieses war den Juden und den ersten Christen ein Gräuel. Eines der ersten Gebote, welches Moses den Juden gab, war: „Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist.“ In Uebereinstimmung mit diesem Gebote und mit der Lehre: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten,“ duldeten die ersten Christen an ihren Versammlungsorten durchaus keine Bilder. Dreihundert Jahre nach Christi Tod rügte die Kirchenversammlung von Illiberis den Gebrauch von Bildern. Doch dieselbe Veränderung, welche die Heiden in die christliche Lehre einführten, brachten sie auch in den Kirchendienst. Die Zahl derjenigen, welche aus Ueberzeugung Christen wurden, nahm von Jahr zu Jahr ab. Diejenigen aber, welche aus Rücksicht für äußere Vortheile sich der herrschenden Religion zuwandten, behielten ihre früheren Ansichten, als sie die Taufe annahmen. Sie erkannten bald, daß sie die Mehrzahl bildeten und konnten daher ohne Mühe auf Kirchenversammlungen und in den Gemeinden ihre heidnischen Ansichten und Gewohnheiten für rechtgläubig erklären lassen. Hintereinander wurden eine Menge von Gegenständen, welche man, wenn die Heiden sie verehrten, Fetische zu nennen pflegte, in die christlichen Kirchen eingeführt. Den Heiden hatte man vorgeworfen, daß sie Bilder verehrten, welche sie selbst gemacht hätten und welche, falls sie Leben und Bewegung hätten, ihre Verfertiger anbeten würden. Doch was früher die überzeugungstreuen Christen mit Recht den Heiden entgegen gehalten hatten, wurde bald für unstichhaltig erklärt, insofern man es den christlichen Fetischen entgegensetzte. Der Scharfsinn der Geistlichen, welche sich christlich nannten, obgleich sie in der That Heiden waren, unterschied nämlich zwischen den einen und den anderen, ohne aber thatsächliche Merkmale der Unterscheidung angeben zu können. Auf das Kreuz und die Reliquien folgten Bilder von Gott, den Heiligen und

den Märtyrern, an welche die Gläubigen ihre Gebete richteten und welchen sie die Macht zuschrieben, ihre Gebete zu erhören und Wunder zu thun. Was die ersten Christen an den Heiden auf's bitterste getadelt hatten, die Verehrung von Bildern durch Gebete, die man an sie richtete, durch Wunder, die man von ihnen erwartete, durch Kniebeugungen und Verneigungen, Anzünden von Kerzen und Weihrauch — wurde in die christliche Kirche eingeführt und mehr und mehr entwickelt. Nicht blos Christus, die zweite Person der Dreieinigkeit, auch der Gott-Vater und die gesammte Dreieinigkeit wurden bildlich dargestellt und verehrt. Maria (die Mutter-Gottes) wurde, gleich ihrem Sohne, abgebildet und um so mehr verehrt, je fester sich der Glaube setzte, daß auch sie mit Leib und Seele in den Himmel gefahren sei. Vor dem Ende des sechsten Jahrhunderts hatte sich, unter christlichen Namen, der ganze heidnische Bilderdienst festgesetzt. Die Griechen nahmen nur Anstoß an den Werken der Bildhauerei, während die Lateiner Bildsäulen und Bilder ohne Unterschied in ihre Kirchen aufnahmen. Als später Mohammed dem Bilderdienste entgegentrat und den Glauben an einen Gott predigte, wurden die Christen, welche die Juden und Mohammedaner Götzendiener nannten, zuerst aufgefordert, die Frage des Bilderdienstes in ernstere Erwägung zu ziehen. Vergebens hatten sich die Christen des Orients ihrer für wunderthätig gehaltenen Bilder im Kampfe mit den Mohammedanern bedient. Eine christliche Stadt nach der andern fiel, trotz ihrer Kreuze, Reliquien und Bilder von Christus, Maria und allen erdenklichen Heiligen und Märtyrern, in die Gewalt der sogenannten „Ungläubigen." Doch der Aberglauben war zu tief gewurzelt, die Vorliebe der sinnlichen Volksmassen für ihre Bilder war zu groß, als daß Vernunftgründe, Beschimpfungen, oder Niederlagen sie eines anderen hätten belehren können. Die Millionen von Christen, welche von dem Christenthume zum Mohammedanismus übergingen, gaben, mehr gezwungen, als freiwillig, den Bilderdienst auf, die Millionen dagegen, welche Christen blieben, hielten ihn fest. Je wüthender die Mohammedaner den Bilderdienst verfolgten, desto theurer wurde er den Christen. Bald kam es dahin, daß derselbe Bilderdienst, welcher früher ein Kennzeichen des Heidenthums gewesen war, ein Merkmal des Christenthums gegenüber dem bilderfeindlichen Islam wurde. Das Christenthum hatte die Formen des Heidenthumes vollständig angenommen, wie es auch dessen Glaubenslehren für rechtgläubig erklärt hatte.*)

Leo III., der Isaurier, wagte es, dem herrschenden Bilderdienste entgegenzutreten. Er berief eine große Versammlung von Senatoren und Bischöfen und ließ durch diese beschließen (726), daß alle Bilder von den Altären entfernt und in einer angemessenen Höhe angebracht werden sollten, woselbst sie den Augen des Volkes sichtbar, allein seinem Aberglauben nicht zugänglich wären. Durch ein zweites Edict verbot Leo III. die religiösen Bilder gänzlich. Die Kirchen Constantinopel's und der Provinzen wurden von solchen gereinigt. Die Bilder Christi, Marien's und der Heiligen wurden zerstört. Einhundert und zwanzig Jahre lang dauerte der Kampf zwischen den Bilderstürmern und den Bilderdienern. Leo's III. Sohn, Constantin V., berief eine allgemeine Kirchenversammlung nach Constantinopel, welcher drei hundert und acht und dreißig Bischöfe beiwohnten. Sie nannte sich selbst die siebente allgemeine Kirchenversammlung, und erklärte einstimmig: „Daß alle sichtbaren Symbole Christi, außer beim Abendmahle, entweder gotteslästerlich oder ketzerisch seien, daß der Bilderdienst ein Verderbniß des Christenthums und eine Erneuerung des Heidenthums sei, daß alle solche Denkmäler des Götzendienstes zertrümmert oder verwischt werden sollten, und daß Diejenigen, welche sich weigerten, die Gegenstände ihres Privataberglaubens auszuliefern, des Ungehorsams gegen die Kirche und den Kaiser schuldig seien."

*) Siehe Buch III. § 41 ff. Seite 125.

Doch die vereinte Macht des Kaisers und der Bischöfe war dem herrschenden Aberglauben nicht gewachsen. Diejenigen Lehren, welche Christus der Welt gegeben,*) hätten ohne Zweifel Leo III. und Constantin V. ohne Widerstand abschaffen können. Sie waren nicht in das Leben eingedrungen und hätten keinen Antheil an der Vorliebe des Volkes. Allein das Kreuz, die Reliquien, das Bild Marien's, diejenigen der Heiligen und Märtyrer waren die einzig greifbaren Gegenstände des damaligen Christenthums geworden. Obgleich Christus von alledem nichts gesagt hatte, bestand die Lehre, welche die heidnischen Priester in christlichen Gewändern ihm unterschoben hatten, fast ausschließlich in den Sagen und Wundergeschichten, die sich an diese Lieblingsgegenstände des Volkes geknüpft hatten. Die römischen Kaiser, welche ihre Ansichten mit Gewalt durchsetzen wollten, stießen auf Widerstand. Zahlreiche Empörungen, welche in Constantinopel und den Provinzen stattfanden, gefährdeten ihre Herrschaft. Die Mönche predigten und hetzten die Massen auf. Leo's III. Sohn, Constantin V., wurde in dem ersten Jahre seiner Regierung (742), als er gegen die Saracenen kämpfte, durch einen Verwandten, Artavastes, der sich für den Vertheidiger des wahren Glaubens ausgab, verdrängt. In der kurzen Zeit seiner Herrschaft ließ Artavastes den Bilderdienst wieder herstellen und der Patriarch von Constantinopel, sowie der Papst von Rom, erkannten den Usurpator an. Constantin V. vertrieb Artavastes zwar schnell wieder mit Hülfe seiner treuen Isaurier; allein der Widerstand, welcher ihm aller Orten entgegentrat, hörte nicht auf. Vergebens züchtigte Constantin V. die Mönche, umsonst löste er ihre Orden auf und zog ihr Vermögen ein. Der Bilderdienst des Ostens fand eine kräftige Stütze an der Geistlichkeit und namentlich an den Päpsten des Westens. Die römischen Bischöfe, welche seit Justinian's I. Zeiten unter der Oberherrschaft der oströmischen Kaiser standen, machten sich von diesen unabhängig. Noch sind zwei Schreiben des Papstes Gregor's II. an Leo III. vorhanden, worin der Bischof den Kaiser mit dem schmeichelhaften Worte: „Tyrann" anredet und ihm zuruft: „Gieb Dein vorschnelles und verhängnißvolles Unternehmen auf; denke nach, zittre und bereue! Wenn Du darauf bestehst, so sind wir unschuldig an dem Blute, das in dem Streite vergossen werden wird; möge es auf Dein eigenes Haupt fallen!"

Die Päpste zu Rom waren auf die östlichen Kaiser schon sehr ungehalten, weil sie ihnen zugleich mit dem Bilderdienste eine reiche Quelle der Einnahme verstopften, und das große Kapital, welches sie in dem Aberglauben der Christen besaßen, schmälerten. Die anmaßlichen Stellvertreter Gottes auf Erden grollten über den Kaisern des Ostens besonders deshalb, weil diese ihnen die Besitzungen abnahmen, die sie in Sicilien, Calabrien und Apulien hatten und weil sie die Kirchen Illyricums ihrer Herrschaft entzogen und den Bischöfen von Constantinopel unterordneten. Dadurch erhielt der Bilderstreit, welcher aus religiösen Gründen schon bitter genug war, noch eine Beimischung aus dem Gebiete der Habgier und der Herrschsucht, welche einen großen Theil der Gehässigkeit, womit er von Seiten der Päpste geführt wurde, erklärt.

Auf das Zeichen, welches der Papst gab, fielen Ravenna, Venedig und die Städte des Exarchat's und der Pentapolis von dem griechischen Kaiser ab. Die Bildsäulen Leo's III. wurden in Italien zerstört. Zwar wurde durch die Kindesmörderin Irene der Bilderdienst im Osten wieder hergestellt (780) und die Kaiserin Theodora, die Wittwe des Kaisers Theophilus, machte dem Widerstande der Bilderstürmer ein vollständiges Ende (832). Allein der Bruch zwischen dem Osten und dem Westen war mittlerweile eingetreten und heilte nicht wieder.

Karl I. hielt in Frankfurt a. M. eine Versammlung von dreihundert Bischöfen

*) Siehe Buch III. §. 40 Seite 112 ff.

(794), welche die Wuth der Bilderstürmer tadelte, doch eine strenge Rüge gegen den Aberglauben der Griechen und die den Bilderdienst wieder herstellenden Beschlüsse der zweiten Kirchenversammlung von Nicäa (787) aussprach. Der Papst, Hadrian I., erkannte indeß die Beschlüsse dieser Kirchenversammlung an, doch trotz des Concils von Frankfurt a. M., setzte sich auch im Westen der Bilderdienst des Ostens fest.

§ 44. Die Paulicianer.

Unter den vielen Secten, welche der glaubenstolle Osten gebar, verdienen die Paulicianer einer besonderen Erwähnung, theils weil sie eine bedeutende Einwirkung auf die Entwickelung des christlichen Lehrbegriffs hatten, theils weil sie mit dem Glauben einen hohen Grad von Tapferkeit, mit der Religion das Schwert zu verbinden wußten. Im siebenten Jahrhunderte nach Christus gelangte der Stifter dieser Secte, Constantin Sylvanus, in den Besitz des neuen Testamentes, welches damals schon eine Seltenheit unter den Laien geworden war. Auf dieses verwies er seine Anhänger. Alle Glaubenssätze, welche, nach seiner Ansicht, im neuen Testamente nicht begründet waren, verwarf er mit Entschiedenheit. Mit besonderer Vorliebe wandte Constantin sich den Schriften des Apostels Paulus zu. Von diesem Apostel erhielten Constantin's Anhänger ihren Namen. Die Paulicianer verachteten das alte Testament und die Träumereien der orientalischen Secten ihrer Zeit. Sie theilten nicht die Verehrung, welche die Gläubigen den Kreuzen, den Reliquien und Bildern zollten, vielmehr sahen sie in dem sogenannten wirklichen Kreuze Christi nichts weiter, als ein Stück Holz und in dem sogenannten Leib und Blut Christi nur Brod und Wein: das erstere gebacken vom Bäcker, den letzteren bereitet vom Weinbauer. Marien, welche von den Gläubigen als Jungfrau und Mutter Gottes angebetet wurde, schrieben sie weder göttliche Ehren, noch unbefleckte Jungfrauschaft zu. In ihren Gebeten wandten sich die Paulicianer unmittelbar an Gott und verschmähten die Vermittlung der Heiligen und Engel, auf welche die s. g. Rechtgläubigen großes Gewicht legten. Sie erkannten nur zwei Sakramente: Taufe und Abendmahl an und entfernten alle sichtbaren Gegenstände der Anbetung aus ihren Kirchen. Die Dreieinigkeit nahmen sie zwar an, doch schrieben sie Christo einen himmlischen Leib zu, welcher durch die Jungfrau, wie Wasser durch eine Röhre, gegangen sei, und welcher der Bosheit der Juden, die ihn kreuzigen wollten, unzugänglich gewesen sei. Mit besonderm Eifer bekämpften die Paulicianer den Reichthum und die Aeußerlichkeiten der katholischen Würdenträger und den unchristlichen Stolz, den sie bei jeder Gelegenheit zur Schau trugen. Die Lehrer der Paulicianer nannten sich Mitpilger und zeichneten sich vor den übrigen Mitgliedern der Gemeinde nur durch die Strenge ihres Lebens, ihr Wissen und ihren Eifer aus. Nachdem Constantin Sylvanus sieben und zwanzig Jahre lang gelehrt hatte, fiel er als Opfer römischer Verfolgungssucht. Ein hundert und fünfzig Jahre hindurch bemühten sich die römischen Kaiser vergeblich, die Lehre der Paulicianer, welche sich über Pontus und Kappadocien, über ganz Kleinasien, im Westen des Euphrat's und Armenien verbreitet hatte, zu vertilgen. Justinian II. und Theodora, die Wiederherstellerin des Bilderdienstes, zeichneten sich besonders durch die Grausamkeiten aus, die sie an denselben begingen. Lange Zeit trugen die Paulicianer die über sie verhängten Verfolgungen mit Geduld. Theodora trieb sie endlich zur Verzweiflung und zum Aufstande. In den Bergen zwischen Siwas und Trapezunt gründeten sie die feste Stadt Tephrice. Sie schlugen den Sohn der Theodora, den Kaiser Michael, unter den Mauern von Samosata Die Feldherren der Paulicianer, Carbeas und nach ihm Chrysocheir (Goldhand), verbanden sich mit den Mohammedanern und drangen bis nach Nicäa, Nicomedien, Ancyra und Ephesus vor.

Der Kaiser Basilius, der Macedonier, bat um Frieden und um Herausgabe der Gefangenen gegen Lösegeld. Chrysocheir verstand es nicht, die Gunst des Augenblickes zu benützen. In unsinniger Verblendung trieb er diesen tapfern Kaiser zum Aeußersten. Chrysocheir wurde gefangen genommen, Tephrice erobert, doch die Macht der Paulicianer nicht gebrochen. Im Gegentheile wurden deren Ansichten durch die Bestrebungen der römischen Kaiser, sie zu unterdrücken, weiter ausgebreitet. Kaiser Constantin V. versetzte in der Mitte des achten Jahrhunderts eine große Anzahl Paulicianer von den Ufern des Euphrat's nach Constantinopel und Thracien. Diese blieben auch in Europa ihren Grundsätzen getreu und pflanzten sie, namentlich unter den Bulgaren, mit Erfolg weiter fort. Im zehnten Jahrhundert führte Johann Zimisces neue Schaaren von Paulicianern aus Asien nach den Thälern des Hämusgebirges. Sie hatten in Thracien die Stadt Philipopolis und mit ihr die Schlüssel des ganzen Landes inne, sie verbreiteten sich über Macedonien und Epirus und waren wegen ihrer Tapferkeit zu sehr gefürchtet, als daß die griechischen Kaiser es gewagt hätten, sie ihres Glaubens wegen zu verfolgen. Alexius Komnenus gab sich besondere Mühe, sie zu bekehren. Er entriß ihnen die Stadt Philipopolis und kerkerte ihre Führer ein. Doch auch diesem Kaiser gelang es nicht, die Ansichten der Paulicianer auszurotten. Die Verfolgungen, welche sie in Thracien erlitten, verbreiteten ihre Grundsätze nur weiter dem Westen zu, woselbst die Paulicianer nach einem halben Jahrtausend durch Luther, Calvin und Zwingli mit erneuter Kraft vertreten wurden, nachdem sie den Albigensern und Hussiten zu Stützpunkten gedient hatten.

§. 45. Die Trennung zwischen Osten und Westen.

Seit Kaiser Theodosius I. das römische Reich zwischen seinen beiden Söhnen Honorius und Arcadius theilte, trennte sich der Osten und Westen in politischer Beziehung. Die kirchliche Gemeinschaft bestand noch fort, obgleich durch die politische Theilung die kirchliche vorbereitet wurde. Ein politisches Ereigniß war es auch zunächst, was die kirchliche Trennung zwischen Rom und Byzanz herbeiführte: die Erhebung des fränkischen Königs, Karl's I., zum römischen Kaiser. Die oströmischen Kaiser erkannten die Kaiser des Westens niemals an und kamen folgeweise in ein feindliches Verhältniß zu den römischen Päpsten, welche nicht mit ihnen, sondern mit den Kaisern des Westens in unmittelbare Beziehung traten. Von diesem Augenblicke an konnte eine kirchliche Gemeinschaft zwischen dem Osten und dem Westen schon aus dem Grunde nicht mehr stattfinden, weil der Kaiser des Ostens den Bischof von Constantinopel, der Kaiser des Westens den Bischof von Rom als das eigentliche Oberhaupt der Kirche betrachteten. Der Bilderstreit hatte schon früher das Verhältniß zwischen den römischen und griechischen Christen gelockert. Uebrigens stand gerade zur Zeit, da das römische Reich im Westen hergestellt wurde, Karl I. dem römischen Glauben ferner, als die oströmische Kaiserin Irene, indem diese den Bilderdienst wieder eingeführt hatte, während Karl I. in Verbindung mit der Kirchenversammlung von Frankfurt sich entschieden gegen den Bilderdienst, wenn auch zugleich gegen die Bilderstürmerei, ausgesprochen. Nachdem der römische Bischof sich so hoch emporgeschwungen hatte, daß er über die Kaiserkrone des Westens verfügen konnte, war die Frage nur, ob der Kaiser des Ostens sich ihm unterwerfen wollte, oder nicht; denn der römische Papst war im Vereine mit dem Kaiser des Westens jedenfalls stark genug, dem Kaiser des Ostens die Spitze zu bieten, und war fest entschlossen, es lieber zu einer Trennung kommen zu lassen, als sich diesem wieder zu unterwerfen. Die Erinnerung an die Art und Weise, wie Belisar und andere griechische Feldherren mit den römischen Bischöfen verfuhren, war für diese keineswegs erfreulich. Während des Jahrhunderts, in welchem sich die Päpste

von der griechischen Herrschaft frei gemacht, hatten sie zwar viele Gefahren bestanden, waren aber auch in der öffentlichen Meinung außerordentlich gestiegen. Der Despotismus, welchen die griechischen Kaiser ausübten, sagte den römischen Bischöfen um so weniger zu, als sie aus Erfahrung wußten, daß derselbe auch gegen sie gerichtet werden könne. Der Bilderstreit gab dem Zwiespalte zwischen dem Osten und dem Westen neue Nahrung und verstärkte die Stellung des römischen Papstes gegenüber der griechischen Kirche, indem diese nach hundert und zwanzigjährigem Kampfe zu den Ansichten des Papstes zurückkehrte, während Rom seinen Grundsätzen treu blieb. So wenig der Kaiser des Westens sich demjenigen des Ostens unterwerfen wollte, ganz eben so wenig wollte der Papst von Rom die Oberherrschaft des Byzantinischen anerkennen, und in demselben Maße, als der christliche Westen dem christlichen Osten gegenüber an Macht und Bedeutung zunahm, erhöhten sich auch die Ansprüche des römischen Bischofs. Der kirchliche Streit zwischen dem Osten und dem Westen bekam eine bestimmte Form, als der Papst Nicolaus I. Partei ergriff für den byzantinischen Bischof Ignatius und den Bannfluch gegen dessen Nebenbuhler Photius schleuderte. Photius, ein Mann von Gelehrsamkeit und Streitsucht, ergriff diese Gelegenheit mit Vergnügen, die Gegensätze zwischen der römischen und griechischen Kirche hervorzuheben. Er warf den Römern vor, daß sie die Reinheit des Glaubens verderbt und verdammliche Zusätze dazu gemacht hätten. Namentlich beschuldigte er sie der Behauptung, „der heilige Geist sei vom Vater und dem Sohne ausgegangen," während kein christlicher Mund den Zusatz „und dem Sohne" aussprechen könne. Viel Gewicht wurde noch auf einige andere Kleinigkeiten gelegt, z. B. daß sich die Lateiner bei dem Abendmahle des ungesäuerten Brodes bedienten und in der Fastenzeit Milch und Käse genössen. Wichtiger war, daß sich im Osten die Priester das Recht der Ehe wahrten, während die Geistlichen des Westens zum Cölibate gezwungen wurden. Auch stritten sich die römischen und griechischen Bischöfe um die Bulgaren, welche beide zu ihrer Heerde rechneten. Der Zwiespalt zwischen den Bischöfen von Rom und Constantinopel dauerte, ohne bedeutende Zwischenfälle, fort, bis in die erste Hälfte des elften Jahrhunderts. Doch als der Patriarch Cerularius einen Hintenbrief an die Kirchen Apulien's erließ, welche durch die Normannen unter die Herrschaft Rom's gebracht worden waren, und diese aufforderte, dem Papste zu Rom den Gehorsam zu verweigern — antwortete der römische Papst (am 16. Juli 1054) mit einem Bannfluche, welchen dessen Gesandte auf dem Altar der Sophienkirche zu Constantinopel niederlegten. Dieser Fluch brachte die lange verborgenen und zurückgehaltenen Gesinnungen der römischen Päpste gegenüber der griechischen Kirche zu Tage. Der Bruch, welcher zwei und ein halbes Jahrhundert früher schon wirklich stattgefunden hatte, wurde durch diesen Bannfluch öffentlich verkündet und blieb seither als Thatsache bestehen.

§ 46. Das Papstthum.

Die Geistlichen aller Völker waren von jeher geschickt, die Ansprüche, welche sie zur Erweiterung und Befestigung ihrer Gewalt machten, durch Scheingründe zu unterstützen. Die Braminen leiteten ihre Macht aus dem Haupte Brama's, von dem sie zu stammen vorgaben, ab, die Päpste die ihrige aus der Erbschaft der Apostel Petrus und Paulus, welche sie angetreten zu haben behaupteten. Daß auf diese Erbschaft eben so wenig ankomme, als auf die Abstammung aus dem Haupte Brama's, durften die Gläubigen bei schweren Strafen nicht entgegnen. Das wäre eben so ketzerisch unter den Christen gewesen, als die Bestreitung der Bedeutsamkeit der braminischen Abstammung unter den Indiern. Die Völker waren im Anfange des Mittelalters dumm genug, an die Fabeln

zu glauben, welche die römischen Bischöfe zu Begründung ihrer Macht ihnen beibrachten. Dieser Rechtstitel war fast eben so gut, als derjenige aller weltlichen Fürsten, welche ihre Gewalt auf die Unfähigkeit der Massen gründeten, der Schärfe ihrer Schwerter zu widerstreben. Auf Gewalt und Betrug ruht die ganze gesellschaftliche Einrichtung des Mittelalters und ruhen bis zu unseren Tagen alle Ueberreste derselben. Es ist schwer zu entscheiden, welche von diesen beiden Grundlagen die schlimmere ist. Wir legen übrigens mehr Gewicht auf die Ausübung, als auf die Entstehung einer Gewalt. Denn wenn eine Gewalt auch noch so rechtmäßig entstanden ist, so wird sie rechtswidrig, sobald sie ihrem Zwecke und dem Willen ihrer Begründer zuwider handelt, während auch die unrechtmäßig entstandene Gewalt zur rechtmäßigen wird, wenn sie ihren Zweck erfüllt und in dessen Folge später anerkannt wird.

Zwei Dinge müssen immer zusammentreffen, wo eine Macht einen großartigen Aufschwung nimmt: die Gunst der äußeren Verhältnisse und die Geschicklichkeit der Machthaber, sie auszubeuten. Beide blieben dem Papstthume fast ein Jahrtausend lang treu. Die Gunst der Verhältnisse, welche die römischen Bischöfe benützten, bestand vor allen Dingen in der Dummheit und der Gläubigkeit der Massen, in der Unwissenheit der weltlichen Fürsten und in der knechtischen Gesinnung der untergeordneten christlichen Geistlichkeit. Selbst der Sieg, welchen der Islam über die drei Metropolitanbezirke von Karthago, Alexandria und Antiochia davontrug, diente dazu, die Macht der römischen Metropoliten zu erhöhen, wie die despotische Gewalt, welche die Kaiser des Ostens über die Bischöfe von Constantinopel ausübten, die selbstständige Stellung ihrer römischen Nebenbuhler in ein glänzendes Licht setzte.

Christus hatte Diejenigen für seine Jünger, für seine nächsten Verwandten und Freunde erklärt, welche seinem Beispiele folgen, seine Lehren in's wirkliche Leben einführen würden. Er hatte erklärt, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Er hatte seine Jünger, als sie sich über ihren Rang stritten auf's bitterste getadelt und gesagt:*)

> „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern, so Jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht."

Doch um diese und alle anderen Stellen der Bibel, welche ihren Ansprüchen auf unumschränkte Gewalt widerstrebten, kümmerten sich die römischen Bischöfe nicht. Sie beriefen sich vielmehr auf folgenden Bibelspruch:†)

> „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein."

Vor dem Richterstuhle der Vernunft läßt sich aus diesen Worten Christi nichts weiter ableiten, als ein Beweis hohen Vertrauens, welches der Meister seinem Jünger schenkte, eines Vertrauens, das sich gründete auf die persönlichen Eigenschaften Petri und namentlich seinen festen Glauben. Allein die römischen Bischöfe, welche sämmtlich dem ehrlichen Fischer Petrus sehr unähnlich waren und von dem Streben Christi keine Ahnung hatten, machten sich diese Bibelstelle zu Nutze. Wie die Braminen sich mit dem Haupte Brama's, so erklärten sich die römischen Bischöfe mit Petrus für eines und dasselbe. Die Frage, ob Petrus und Paulus, wie die römischen Christen behaupten, in Rom des Märtyrertodes starben, ist zwischen protestantischen und katholischen Eiferern häufig verhandelt worden.

*) Ev. Mathäus 20, 25 ff. Siehe auch 18, 1 ff. †) Ev. Mathäus 16, 18 f.

Sie mag für protestantische und katholische Fanatiker von großer Wichtigkeit sein. Für uns, die wir auf einem anderen Standpunkte, als beide stehen, ist sie es nicht. Denn von unserem Standpunkte aus können modernde Gebeine lebenden Menschen keine Rechte verleihen, keine Wunder thun, und keine Gebete hören. Diejenigen Eigenschaften, welche die Apostel Peter und Paul hatten, starben mit ihnen und mit den Eigenschaften auch die an dieselben geknüpften Befugnisse. Allein bezeichnend für die päpstliche Gewalt bleibt es immerhin, daß sie zwischen den Eigenschaften jener beiden Apostel und den von denselben durchaus unabhängigen Ansprüchen der höchsten geistlichen Gewalt nicht unterschieden. Dieselbe Verwechselung zwischen einer bedeutungslosen Aeußerlichkeit und einem mit derselben in entfernter Beziehung stehenden bedeutungsvollen Rechte geht durch die ganze Geschichte des Papstthums hindurch. Weil die römischen Bischöfe in der Stadt wohnten, woselbst die Apostel Peter und Paul, der Sage nach, gelehrt hatten, behaupteten diese Kirchenfürsten, dieselbe Gewalt zu besitzen, welche der Nazarener Jesus seinem Landsmanne Peter ertheilte und welche Paul sich selbst nahm. Schwerlich dachte Christus, als er jene verhängnißvollen Worte zu seinem Jünger sprach, daß Fürsten, welche in prachtvollen Palästen wohnten und über Völker herrschten, ihre Gewalt auf seine Rede gründen würden. Die Päpste wurden bald gerade solche weltliche Fürsten und Oberherren, von denen Christus sagte: daß sie seinen Jüngern nicht zum Vorbilde dienen sollten.

Im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts wurden, wie wir oben*) gesehen haben, die eigentlichen Grundlehren des Christenthums stillschweigend beseitigt und an deren Stelle eine Reihe heidnischer Lehren gesetzt, welche den Wunder-Glauben der Massen förderten und dieselben an den vollständigsten Unsinn gewöhnten. Die Geistlichkeit des Ostens setzte ihre Glaubensstreitigkeiten noch weiter fort,†) während die römischen Bischöfe darauf bedacht waren, auf der künstlichen Grundlage des Unsinns, die sie geholfen hatten zu erbauen, den Tempel ihrer eigenen Größe zu setzen. Das Ziel, nach welchem sie strebten, war eine geistliche Herrschaft über die ganze Erde, ähnlich, jedoch höher, als die von den römischen Kaisern geübte weltliche Herrschaft. Sie trachteten darnach, und es gelang ihnen über Erwarten, zuerst eine gebietende Stellung in der Kirche einzunehmen. Mit deren Hülfe verbreiteten sie diejenigen Ansichten über das Papstthum, die christliche Lehre und das Kirchenrecht, welche erforderlich waren, ihre Anmaßungen zu unterstützen. Sie unterwarfen sich die Geistlichkeit, dieser die Völker und gründeten eine auf Aberglauben ruhende Herrschaft, welche weiter reichte, als irgend eine andere Macht jemals gereicht hatte. Die Dummheit der Massen ist größer, als ihre Feigheit. Darum beherrschten die Päpste selbst viele der tapfersten Völker und gefürchtetsten Völkerfürsten.

So lange das abendländische römische Reich bestand, konnten die römischen Bischöfe sich nicht über ihre Amtsgenossen zu Constantinopel, Antiochia, Alexandria und Karthago erheben. Als aber der Westen des römischen Reiches sein sichtbares Oberhaupt verlor, nahm der römische Bischof, welcher früher schon der bedeutendste des Westens gewesen war, eine erhöhte Stellung ein. Die weltlichen Herrscher in Rom wechselten in so rascher Folge, daß sie nicht im Stande waren, die Bischöfe, welche mit dem Volke auf's Innigste verbunden waren, in ein dauerndes Verhältniß der Unterwerfung zu bringen. Während der gothischen und der griechischen Herrschaft nahm das Ansehen der römischen Bischöfe noch mehr zu, weil die auswärtigen Fürsten dem Volke von Rom und Italien ferner standen, als die römischen Bischöfe. Mit ihrer Hülfe wurde hauptsächlich die Herrschaft der griechischen Kaiser in Rom und Italien gebrochen und auf ihr Betreiben wurde das

*) Siehe Buch III. § 44. †) Buch IV. § 42.

abendländische römische Reich wiederhergestellt. Durch keine Handlung stieg die Macht der Päpste mehr, als durch diese. Denn sie setzte den Papst über den römischen Kaiser und gab ihm den Schein, als könne er selbst über die Kaiserkrone verfügen. Hand in Hand mit der Ertheilung der Königskrone an Pipin und der Kaiserkrone an Karl I. ging die Gründung einer weltlichen Macht, des Kirchenstaats. Der Westen, welchen die römischen Bischöfe beherrschten, vergrößerte sich durch die Bekehrung von Brittannien, Deutschland, Scandinavien und Ungarn. Der Osten, welcher die Herrschaft des römischen Bischofs nicht anerkannte, verlor seine schönsten Provinzen an den Islam. Der Bruch zwischen Rom und Byzanz vollendete die Oberherrschaft der römischen Päpste über den Westen Europa's.

Zwischen dem Tode Christi und der Zeit, da die römischen Bischöfe ihr Haupt über alle anderen Kirchenfürsten erhoben, lagen Jahrhunderte in der Mitte. Anfangs zufrieden mit dem bischöflichen Titel, nannten sie sich später Päpste (von Pappas, was griechisch Vater heißt,) und Stellvertreter Gottes auf Erden. Sylvester I., welcher (im Jahre 314) Bischof zu Rom wurde, that sich dadurch hervor, daß er den kranken Kaiser Constantin zu dem Versprechen bewog, die christliche Taufe annehmen zu wollen. Ihm soll, nach der später klug erfundenen Sage, Constantin I. das sogenannte „Patrimonium Petri", das Vermögen Peters, geschenkt haben. Peter war ein armer Fischersmann, der nichts besaß, als seine Netze. Er müßte sehr ausgeartet sein, wenn er, nach seines Meisters Tode, darauf ausgegangen wäre, Land und Leute, Geld und Geldeswerth zu gewinnen. Nichtsdestoweniger diente dieser Betrug dazu, den Päpsten den Erwerb eines unabhängigen Gebietes zu erleichtern. Leo I., der sogenannte „Große", bestieg im Jahre 440 den römischen Bischofsstuhl und zeichnete sich durch die Grausamkeit, mit welcher er Andersglaubende, sogenannte Ketzer, vertilgte, aus. Auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon (451) führten seine vier Gesandten (Legaten) den Vorsitz. Mit dem Hunnen Attila und dem Vandalen Genserich pflog er bedeutende Verhandlungen. Der erstere gewährte Leo I. den Frieden, doch gegen Genserich vermochte er nicht, Rom zu schützen. Von 590 bis 604 war Gregor I. römischer Bischof. Er verschaffte der Lehre vom Fegfeuer und der Anbetung der Heiligen Eingang im Abendlande. Aus diesem Grunde gilt er wahrscheinlich für groß in der auf den Unsinn und die Verdummung der Völker gegründeten Kirche.

Für die Entwickelung der päpstlichen Macht sind die Verhandlungen Epoche machend, welche die römischen Oberpriester mit Pipin pflogen, als dieser mit dem Plane umging, die Merovinger vom fränkischen Throne zu stürzen, und sich darauf zu setzen*). Mit gleichem Eifer suchten die Päpste ihre geistliche Gewalt und ihre weltliche Macht auszudehnen. Ihre Ansprüche auf die Stadt Rom und deren Gebiet, das sogenannte Patrimonium Petri, gründeten sie auf eine Schenkungs-Urkunde des Kaisers Constantin, des sogenannten Großen. Daß diese Urkunde gefälscht wurde, ist geschichtlich erwiesen, und es ist nur bestritten, ob die Fälschung erst im zehnten Jahrhunderte oder früher statt fand. Wahrscheinlich stammt sie aus einer früheren Zeit. Denn schon Leo III. bezog sich in einem Schreiben an Karl I. auf dieselbe und bediente sich ihrer, um von diesem die Schenkung gewisser Rechte auf das sogenannte Exarchat zu erpressen. Zwar behaupteten Karl I. und seine nächsten Nachfolger ihre Oberhoheitsrechte in Rom und Umgegend und im Exarchate†), allein von Geschlecht zu Geschlechte nahm die Macht der Karolinger ab und diejenigen der Päpste zu. Die Grenzen der Gewalt zwischen kaiserlichen und päpstlichen Rechten war in Betreff dieser Gebiete niemals scharf gewesen. Sie vermischten sich im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr‡). Der Kampf um dieselben reicht noch weit in den nächstfol-

*) Siehe oben § 29. †) S. oben § 32. ‡) Mosheim's Kirchengeschichte Buch I.

genden Abschnitt der Geschichte hinein, und beweist deutlich, daß die Päpste keineswegs blos um geistliche Rechte, sondern wesentlich auch um weltliche Besitzungen stritten.

Die Bildung eines Kirchenstaats war das eine, die Gründung unumschränkter Herrschaft in der Kirche war das andere Ziel, nach welchem sie strebten.

Wenn es galt, Vortheile zu gewinnen, nahmen die Päpste ihre Zuflucht zu den verwerflichsten Mitteln. Sie schmeichelten den Tyrannen, welche Macht besaßen, und schüchterten die Fürsten ein, welche durch Kriege oder sonstige Verlegenheiten gehemmt waren. Sie beriefen sich auf falsche Urkunden, wenn ihre Ansprüche in Zweifel gezogen wurden und ließen sich solche anfertigen, wenn ihre Vorgänger nicht schon dafür gesorgt hatten.

Jede Sprosse der Leiter, auf welcher sie zu dem Höhepunkte ihrer Gewalt hinanstiegen ist durch ein himmelschreiendes Unrecht bezeichnet.

Die Grundlage ihrer geistlichen Uebermacht bildet der Titel eines allgemeinen Bischofs welchen der Papst Bonifacius III. (607) von dem Kaiser Phocas erlangt haben soll Daß Phocas über die Leiche seines Vorgängers Mauritius sich Bahn zum Throne brach und diesen durch seine Schandthaten besudelte, konnte natürlich ehrgeizige Pfaffen nicht abhalten, von ihm Gunstbezeugungen anzunehmen. Allein Phocas war nicht Kaiser des Westens, sondern des Ostens. Er konnte daher höchstens für sein Reich, nicht aber für das von ihm unabhängige Abendland Titel verleihen. Ueberdieß ist es noch sehr fraglich, ob diese, wie so viele andere von den Päpsten geltend gemachten Verleihungs-Urkunden, irgend eine Wirklichkeit habe. Jedenfalls ist nicht einzusehen, wie die Päpste ihre Rechte zugleich von dem blutigen Usurpator Phocas und von Christus ableiten können? Entweder ist Christus die Quelle ihrer Macht, dann kann es Phocas nicht sein, oder sie verdanken diesem orientalischen Despoten ihre Vorrechte, dann müssen sie darauf Verzicht leisten, sich Nachfolger Christi zu nennen.

Doch derartige Widersprüche konnten das ganze auf Lug und Trug, Unsinn und Aberglauben gegründete System päpstlicher Herrschaft nicht erschüttern. Nicht das Recht, sondern die Gewalt entschied im Mittelalter, wie in unseren Zeiten die großen Fragen des Tages. Zum Rechte wurde jede Anmaßung, welche die Päpste glücklich durchgesetzt hatten. So wenig die Religion Europa's auf der Vernunft, ruht die Herrschaft der Fürsten auf dem Rechte.

Leo III. (795—816) that den wichtigsten Schritt auf der Bahn päpstlicher Machterweiterung, indem er mit Karl I. die Wiederherstellung des abendländischen römischen Reiches verabredete und diesen zum Kaiser krönte.*)

Unmittelbar nach ihm saßen auf dem päpstlichen Throne keine Männer von hervorragenden Talenten, und in der Mitte des neunten Jahrhunderts (von 855 bis 857) soll sogar eine Frau sich auf denselben geschwungen haben: die vielbesprochene Päpstin Johanna. Mehr, als ein halbes Jahrtausend hindurch war die Herrschaft dieser Päpstin unbestritten. Als aber die Protestanten gegen die katholische Kirche ankämpften, sah diese einen bittern Vorwurf darin, den sie von sich abzuwälzen suchte. Sie suchte die Päpstin Johanna durch die Behauptung zu beseitigen, Benedict III., welcher auf Leo IV. folgte, habe schon im Jahre 855 den päpstlichen Thron bestiegen. So gut die Päpste übrigens die Decretalen Isidor's fälschten, konnten sie auch diejenigen Beweisstücke unterschieben, auf deren Grund jetzt angenommen zu werden pflegt, daß Benedict III. schon 855, statt, wie früher immer gelehrt worden war, 857, Papst wurde. Nach den Quellen, welche das ganze Mittelalter hindurch für geschichtlich gehalten wurden, war die Päpstin Johanna in Mainz geboren, war von englischer Abkunft und hatte in Athen ihre Studien gemacht. In Rom war sie anfangs Notar und wurde nach Leo's IV. Tode auf dem päpstlichen Stuhl erhoben unter

*) Siehe oben § 30. Seite 81.

dem Namen Johann VIII., oder Johann Anglicus. Ihr Geschlecht soll nach einer drittehalbjährigen Regierung erkannt worden sein, indem sie während einer Procession unvorhergesehener Weise niederkam. Ob die Geschichte von dieser Päpstin Wahrheit oder Satyre ist, mag dahin gestellt bleiben, bis die Geschichtsforscher einmal ungehemmten Zugang zu den römischen Archiven erlangt haben werden. Soviel ist übrigens gewiß, daß der päpstliche Stuhl verhältnißmäßig sehr rein wäre, falls keine schmutzigeren Personen, als Johanna auf demselben gesessen, oder ihn beherrscht hätten.

Nicolaus I., (von 858 bis 867), welcher gleich Leo I. und Gregor I. „der Große" genannt wird, leitete den Bruch mit der griechischen Kirche ein. Er forderte den König von Italien, Lothar II., unter dem Vorwande einer Ehescheidung vor seinen Richterstuhl und dehnte dadurch zuerst die richterliche Gewalt der Päpste über Könige aus. Ihm gelang es auch, die gefälschten Decretalen Isidor's, welche die päpstlichen Anmaßungen als alte und wohlerworbene Rechte darstellten, unter den Völkern und den Geistlichen zu verbreiten.*) Klug verstand es Nicolaus I., gleich seinen Vorgängern und Nachfolgern, die Schwäche der Karolinger seiner Zeit zum Vortheile des päpstlichen Stuhles auszubeuten. So hoch im Laufe des achten und neunten Jahrhunderts die päpstliche Gewalt gestiegen, so tief war sie in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts wieder gesunken. In ganz Italien, besonders aber in Rom, herrschte die äußerste Verwirrung. Die Grafen und Herren, welche anfangs kaiserliche Stattbalter gewesen waren, hatten sich unabhängig gemacht und schalteten innerhalb ihrer Grenzen als unumschränkte Gebieter. Besonders einflußreich waren die Markgrafen von Tuscien. In der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts lösten sich in rascher Folge dreizehn Päpste hintereinander ab, während die päpstliche Gewalt in den Händen dreier verworfener Frauen, der Theodora und ihrer Töchter Marozia†) und Theodora, d. J., ruhte. Diese ertheilten die päpstliche Krone ihren Liebhabern und ihren natürlichen Kindern. Kaiser Otto I. zwang die Römer, ihm zu schwören, keinen Papst ohne die Einwilligung des Kaisers zu wählen. Otto III. setzte hintereinander zwei Päbste ein. Die Ottonen übten gegen den Papst ihre Gewalt, wie gegen jeden anderen Landes-Bischof aus, und behandelten ihn als den vornehmsten ihrer Unterthanen. Vor ihrem Gerichte mußten sich die Päpste verantworten. Sie setzten Päpste ab und ein und erließen die wichtigsten Verordnungen in Betreff der Papstwahl. Doch legten die Ottonen selbst den Keim zur Schwächung der kaiserlichen Gewalt gegenüber den römischen Bischöfen. Durch die großartigen Schenkungen, welche sie ihnen machten, boten sie den römischen Bischöfen die Mittel, den unruhigen italienischen Grafen und Herzogen die Spitze zu bieten. Sie duldeten zwar nicht, daß die Päpste ihnen die Zähne wiesen, allein gestatteten denselben, alle übrigen Könige als Unterthanen zu behandeln. Gregor V., den Kaiser Otto III. zum Papste gemacht hatte, sprach den Bann über König Robert von Frankreich, weil er Bertha, eine Verwandte des dritten Grades, geehlicht. Es wäre Otto III. ein Leichtes gewesen, den übermüthigen Bischof in die Schranken des Rechts und der Billigkeit zu verweisen, allein er dachte nicht daran, daß schon nach kurzer Zeit derselbe Bannfluch, welcher den König Robert zur Nachgiebigkeit bestimmt hatte, auch einen deutschen König treffen könne.‡)

Nicolaus II. (1058—1061) legte den Grund zu der Einführung der Ehelosigkeit der Priester und bildete durch seine Verbindung mit den Normannen Unter-Italien's eine Macht, welche sehr irdischer Natur war. Doch zu seiner Zeit hatte das Christenthum längst aufgehört, eine Angelegenheit der Herzen und die römischen Bischöfe, Nachfolger Christi zu sein. Mit Hülfe der schimpflichsten Betrügereien hatten sich die Bischöfe von Rom zu Despoten der abendländischen Christenheit emporgeschwungen, ein durchaus

*) Siehe unten § 48. †) Siehe § 32. ‡ Spittler, Geschichte der christlichen Kirche.

falsches Kirchenrecht eingeführt und den Grund zu einer ansehnlichen weltlichen Herrschaft (des s. g. Kirchenstaats) gelegt. In welcher Weise sie von der erlangten Machtvollkommenheit Gebrauch machten, bewies mehr, als alle anderen Päpste, Gregor VII. (1073—1085). Unter dem Vorwande, der Simonie (dem Kaufe geistlicher Würden) entgegenzutreten, suchte Gregor VII. die Vergebung geistlicher Würden den weltlichen Fürsten zu entreißen und den Päpsten zuzuwenden. Um die Priester in vollständige Abhängigkeit von den Päpsten zu versetzen, zwang er sie zur Ehelosigkeit unbekümmert um alle Verbrechen, welche die nothwendigen Folgen dieses unnatürlichen Zustandes sein mußten.

Früher war der Name Papst (Pappas) gemeiner Name aller Bischöfe. Gregor VII. nahm ihn zuerst für den römischen Bischof allein in Anspruch. Einer seiner Anhänger erklärte damals schon, es sei eben so gotteslästerlich, das Wort Papst, als den Namen Gottes in der Mehrzahl zu gebrauchen.

Gregor VII. führte zuerst den ganzen päpstlichen Kanzleistyl ein und änderte den Eid, welchen die Erzbischöfe dem Papst bisher geleistet hatten, in einen förmlichen Lehenseid um. Er vermehrte die päpstlichen Einkünfte, indem er mehrere Klöster unter den Schutz des römischen Stuhles nahm und sich dafür Geld bezahlen ließ. Er bewog seine Freundin und Geliebte, die Markgräfin Mathilde von Tuscien, ihre ansehnlichen Güter, ungeachtet der größte Theil derselben Lehen waren, der römischen Kirche zu vermachen. Der Ton, welchen Gregor VII. anschlug, läßt sich aus folgenden Aeußerungen desselben entnehmen. „Jeder König," so behauptete Gregor, „der nicht christlich lebe, stehe unter der Herrschaft des Teufels; über den Teufel habe der geringste Geistliche (exorcist) Gewalt, wie viel mehr müsse also der, welcher der vornehmste aller Bischöfe sei, über den Sklaven des Teufels Gewalt haben?! Die Könige seien meist gottlos, die Päpste würden, sofort nach ihrer Ernennung, heilig. Sollten nicht die Heiligen die Welt richten?" Sein Lieblingsspruch war: (Jeremias 48, 10.) „Verflucht sei, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße!"

Die Menschen damaliger Zeit waren so tief im Aberglauben versunken, daß sie dem Papste nicht zumutheten, den Beweis zu führen: 1) daß es einen Teufel gebe, 2) daß der Geistliche über den Teufel Gewalt habe, 3) daß die Päpste durch ihre Ernennung heilig würden.

Bis auf Gregor VII., oder Hildebrand, wie er nach seinem frühern Namen oft genannt wird, war die mit dem Papstthum verbundene Gewalt sehr schwankend gewesen. Es gelang ihm zwar nicht, sie bis zu dem Grade der Machtvollkommenheit auszudehnen, nach welchem er strebte; allein er sicherte doch alle Ansprüche, welche die Päpste bis auf seine Zeit erhoben hatten, und ging über dieselben noch ziemlich weit hinaus. Alle römischen Oberpriester richteten zugleich ihr Augenmerk auf die Vermehrung der geistlichen Gewalt und die Erweiterung der Grenzen des Kirchenstaats. Gregor VII. ging aber darauf aus, nicht bloß die Bischöfe der Christenheit, sondern auch alle Kaiser und Könige in ein Verhältniß der Unterordnung zum römischen Stuhle herabzudrücken. Er wollte von Rom aus, unter Zuziehung einer Versammlung von Bischöfen, die ganze Welt beherrschen. Seine eigenen Briefe lassen über diese ehrgeizigen und herrschsüchtigen Pläne durchaus keinen Zweifel.

In demselben Geiste, wie gegen Heinrich IV. von Deutschland*) verfuhr er gegen alle Fürsten der Erde. Dem Könige Philipp I. von Frankreich schrieb er: „dessen Reich und Seele seien unter der Herrschaft St. Peters (d. h. des Papstes), welcher die Gewalt habe, ihn zu binden und zu lösen, im Himmel und auf der Erde." Er behauptete, alle

*) S. oben § 34. S.

Reiche der Erde seien Lehen des römischen Stuhles. Mehrere Fürsten wagten nicht, seinen Ansprüchen entgegen zu treten, vielmehr bewarben sie sich eifrig um die Gunst des Papstes.

Er fing den berüchtigten Investitur-Streit an, welcher fast zwei Jahrhunderte lang in verschiedenen Formen fortgesetzt wurde*).

Schwerlich lebte jemals ein Pfaffe, welcher mit so geringer weltlicher Macht so übertriebene Ansprüche erhob. Keiner bewies deutlicher, als Hildebrand, daß das Reich der Päpste recht eigentlich von dieser Welt war, und daher nicht eine Fortsetzung des Reiches Christi sei.

Urban II. (1088—1099) trat in die Fußtapfen Gregors. Er schleuderte, gleich seinem Vorgänger, den Bannfluch auf Heinrich IV. und reizte dessen Sohn Conrad gegen seinen Vater auf. In ähnlicher Weise verfuhr er gegen Philipp I. von Frankreich und seinen Gegenpapst Clemens III. Während früher die kaiserliche Bestätigung der gewählten Päpste für ein nothwendiges Erforderniß ihrer Gültigkeit gehalten wurde, erklärte Urban II. dieselbe für unzuläßig und machte dadurch die Papstwahl von den römischen Kaisern unabhängig.

In den ältesten Zeiten waren die römischen, gleich allen andern Bischöfen, von ihrer Gemeinde gewählt worden. So lange die römischen Kaiser Heiden waren, übten sie keinen Einfluß auf die Wahlen. Später aber behielten sich diese das Recht der Bestätigung vor und entfernten, den Umständen nach, die Bischöfe von ihren Sitzen, wie Belisar, im Namen Justinian's I., dem Papste Sylverius, und Kaiser Heraclius dem Papste Martin I. gegenüber thaten. Als die Römer später die Oberherrschaft der griechischen Kaiser abwarfen, trat das römische Volk in seine ursprünglichen Wahlrechte wieder ein und die Päpste wurden, mehr oder weniger tumultuarisch, größtentheils unter dem Einflusse der Reichen und Adeligen erwählt. Im Jahre 1059 ordnete Nicolaus II. an, daß die sieben römischen Diöcesanbischöfe und der größere Theil der übrigen römischen Geistlichkeit den Papst wählen sollten. Durch diese Einrichtung wurde die Wahl der Päpste von dem Einflusse des Volkes unabhängig gemacht

Gläubige Katholiken und knechtisch gesinnte Protestanten, welche die weltliche Herrschaft der Fürsten auf Gottes Gnade gründen, stellen allerdings das Papstthum in einem anderen Lichte dar. Doch wer einen höheren Rechtstitel kennt, als Gewalt und Betrug, wer die Kronen der weltlichen und geistlichen Machthaber wägt auf der Waage der Vernunft, wird mit unserer Auffassung übereinstimmen.

§ 47. Christliche Lehre.

Welches die von Christo gelehrten Grundsätze sind, haben wir im vorigen Buche†) bereits bemerkt. Doch schon im Laufe des vierten und fünften Jahrhunderts wurden dieselben, wie wir im dritten Buche §. 44 nachwiesen, vollständig verderbt. Dieses Verderbniß nahm im Laufe des Mittelalters noch mehr zu. Bei der Geschichte der Päpste (§. 46) haben wir einzelne verkehrte Lehren schon ausgeführt, welche diese Kirchenfürsten zur Befestigung ihrer Gewalt und zur größeren Verdummung der Völker ausgedacht haben. Was früher nur vereinzelter Unsinn gewesen war, wurde später in ein vollständiges System gebracht. Auf dem blinden Glauben der Völker ruhte die Macht der römischen Päpste. Darum priesen sie ihn als ein übernatürliches Licht, eine Gabe Gottes, eine von Gott eingegossene Tugend, in deren Folge der gläubige Christ Alles, was die Kirche zu glauben gebiete, für unzweifelhaft und wahr

*) S. unten Buch V. § 82. †) Siehe Buch III. § 40 Seite 112 ff.

halte. Durch diese Begriffsbestimmung von Glauben wurde die Vernunft aus dem Gebiete des Christenthums vollständig ausgeschlossen, der Mensch zum Werkzeuge der Kirche herabgewürdigt und während Christus die Liebe zu Gott und den Menschen als erstes und allumfassendes Gebot aufstellte, der Glaube an hundert Dinge, welche Christus nicht lehrte, die römischen Päpste ihm aber unterschoben — als erster Religionsgrundsatz aufgestellt. Dieser Kirchenglaube, welcher von dem Glauben, den Christus lehrte, himmelweit verschieden ist, wurde von den Päpsten für eine nothwendige Voraussetzung ewiger Seligkeit ausgegeben. Zu dem Pfaffen-Glauben muß, also lehrten die schlauen Priester, die Gnade Gottes, d. h. eine innerliche, übernatürliche Gabe, welche Gott den Menschen wegen der Verdienste Jesu Christi verleihe, hinzutreten. Mit diesem Grundsatze begann die Tortur der armen Christen. Denn wenn sie auch allen Unsinn glaubten, welchen die Pfaffen lehrten, so war es immer noch zweifelhaft, ob ihnen die Gnade Gottes zu Theil werden würde. Wie die Menschen nur mit Hülfe der Priester den alleinseligmachenden Glauben, so konnten sie nur mit deren Hülfe der göttlichen Gnadenmittel theilhaftig werden. Sie waren also unter allen Verhältnissen, auch wenn sie sich gar keiner Vergehung schuldig machten, in doppelter Hinsicht, was den Glauben und was die Heilsmittel betraf, für dieses und jenes Leben von den Pfaffen abhängig. Doch alle Menschen sind unvollkommen. Keiner kann sich rühmen, ohne Tadel und ohne Fehler gewesen zu sein. Die katholische Kirche wußte, wie die Dummheit, so auch die Fehlerhaftigkeit der Menschen vortrefflich auszubeuten. Sie lehrte, Christus habe seiner Kirche Gewalt gegeben, die Sünden nachzulassen. Durch diese schlaue Erfindung der Priester machten sie alle Gläubigen um so mehr von sich abhängig, als sie das Sündenbekenntniß für eine Voraussetzung des Ablasses erklärten. Der Sünder sollte aber so leicht nicht aus den Klauen des Priesters kommen; zu dem Sündenbekenntnisse mußte noch die Genugthuung, d. h. die von demselben für gut gefundene Buße hinzukommen und nicht selten wurde ein bedeutendes Lösegeld für die Vergebung der Sünden verlangt. Um der von den Priestern gelehrten ewigen Höllenpein zu entgehen, oder die Zeit des Fegefeuers abzukürzen, opferten die bethörten Menschen oft ihre Habe, ihre Freiheit, Leib und Seele den gierigen Pfaffen auf.

Aus den finsteren Zeiten des Mittelalters stammen alle diese Lehren, welche, sie mögen in der Bibel einige Begründung finden oder nicht, jedenfalls in der Vernunft nicht begründet sind. Bis auf den heutigen Tag lasten diese Erfindungen tückischer Pfaffen, gleich einem schweren Alpe, auf der Christenheit. Unmöglich können sich die Völker zu höherem Wohlstand, zu einer edleren Bildung und wahrer Freiheit hinanschwingen, so lange die Priester, mit Hülfe dieser Glaubenslehren, die Massen lenken und leiten. Nach den in den Jahrhunderten größter Rohheit festgestellten Grundsätzen greifen die Priester in alle Verhältnisse des Lebens ein. Kaum ist der Mensch geboren, so bezeichnen sie ihn durch die Taufe als einen geborenen Knecht der Kirche. Bevor er denken gelernt hat, bemächtigt sich seiner der Diener des Papstes und lehrt ihn, nicht was er selbst glaubt, selbst für vernünftig und gut hält, sondern was ihm die Kirche als unfehlbare Wahrheit vorschreibt. Jede bedeutungsvolle Handlung des Lebens ist an die Zustimmung des Priesters gebunden. Sieben sogenannte „Sakramente" wurden ausgedacht, um die Menschen fester und fester an die Kirche zu binden. Zahlreiche Kirchengebote schärfen ihnen die Haltung der Feiertage, den Besuch der Kirche, die Beobachtung der vorgeschriebenen Fasten, Beichte und Abendmahl und die Haltung der Hochzeit zu der von der Kirche erlaubten Zeit ein.

Die christlichen Völker des Mittelalters bewährten alle Kennzeichen der Kindheit. Wundergeschichten, übernatürliche und außerordentliche Vorgänge und Glaubenssätze

standen ihrer Anschauungsweise am nächsten. Mit unlösbaren und widersinnigen Fragen beschäftigten sich die Gelehrten jener Zeit am liebsten. Die Frage: ob Christus bei ganz verschlossenem Leibe seiner Mutter, oder wie jeder andere Mensch auf die Welt gekommen sei, wurde zum Nachtheil des gesunden Menschenverstandes und in Widerspruch mit den Gesetzen der Natur beantwortet. Der Mönch Paschasius Ratbert bewies, daß es für die Ehre der Jungfrau Maria nachtheilig sei, zu behaupten, sie habe wie jede andere Frau geboren. Aus Rücksicht für die Ehre der Gattin des Zimmermannes Joseph wurde natürlich die Frage nicht aufgeworfen, in welcher Weise sie ihre anderen sechs Kinder geboren habe.

Seit langer Zeit hatte man angenommen, daß im Abendmahle Fleisch und Blut Christi genossen würden, ohne zu untersuchen, auf welche Weise dieses zugehe. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters wollte man aber wissen, ob das Fleisch und Blut Christi, welches im Abendmahl genossen würde, eben dasselbe sei, welches Maria geboren habe, ob das Brod und der Wein im Abendmahle Brod und Wein blieben, oder sich, trotz des entgegenstehenden Scheines, in Fleisch und Blut verwandelten? Die Ansicht brach sich allmählig Bahn, das Abendmahl sei ein Gott dargebrachtes Opfer. Häufig hielt man Abendmal, ohne daß Jemand, außer dem Priester, dasselbe genoß. Daraus entwickelten sich die Messen. Man ließ das Opfer bringen zum Dank für empfangene Wohlthaten, zur Erlösung der im Fegefeuer schmachtenden Seelen, um Regen oder Sonnenschein zu bewirken [Missae privatae, solitariae.]. Seit dem Ende des achten Jahrhunderts ließen sich die Priester für dieses Gott dargebrachte Opfer bezahlen. Die Messen wurden von den bethörten Menschen zu hunderten bestellt. Um viele Messen an einem Tage abhalten zu können, erfanden die Geistlichen die s. g. trockene Messe, d. h. die Messe ohne den Kelch. Was diesem Opfer an gesundem Verstande fehlte, suchte man durch Ceremonien zu ersetzen Gregor, der große Erfinder des Fegefeuers, erfand auch den ganzen Messendienst. Er brachte die Prozessionen und Litaneien auf. Er war es zunächst, der dem christlichen Gottesdienste die Form des alten heidnischen Opferdienstes gab. Seit seiner Zeit wurde es üblich, dem lieben Gotte die Gebete vorzusingen und sich ausschließlich der lateinischen Sprache dabei zu bedienen.

Derselbe Papst Gregor war es auch, welcher den schlauen Gedanken hatte, die Worte der heiligen Schrift seien Bilder mystischer und unsichtbarer Dinge. Mit Hülfe dieser Annahme ließ sich dem natürlichen und allgemein bekannten Sinne der Worte immer ein unnatürlicher Lieblingsgedanke jedwedes Pfaffen unterschieben. Die Bibel hörte auf, den Päpsten Schranken zu ziehen, weil ihren Worten beliebig jede Bedeutung beigemessen werden konnte.

Das bezeichnende Merkmal der jüdischen Religion war zu allen Zeiten der Glaube an einen einzigen Gott gewesen. Christus hatte daran nichts geändert, vielmehr denselben noch geistiger aufgefaßt, als Moses. Die zehn Gebote hatten sich auf das entschiedenste gegen jede Art von Bilderdienst ausgesprochen. Christus war noch tiefer, als sein Vorgänger in die Herzen der Menschen eingedrungen, hatte in diesen die Quellen aller guten, wie aller bösen Thaten erkannt und daher auf deren Reinigung gedrungen.

Die Pfaffen des Mittelalters fügten aber zu der dreifachen Gottheit, welche schon die Kirchenversammlung von Nicea an die Stelle der einfachen gesetzt hatte, noch unzählige Heilige hinzu, so daß kaum eine Spur des jüdischen Monotheismus übrig blieb. Statt Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, suchten sie ihn im Holze des angeblichen Kreuzes Christi, in den Knochen vermeintlicher Heiligen und zahllosen Bildern, welchen sie eine Verehrung widmeten, die mehr und mehr zu einem vollständigen Fetischdienste ausartete.

Das Streben der Päpste, Bischöfe und Mönche war nur darauf gerichtet, ihre Herrschaft auszudehnen, ihre Reichthümer zu vermehren. Der ganze Kirchenglaube und Kirchendienst wurde zu diesem Zwecke, wenn schon im vollständigen Widerspruche mit den Lehren Christi und Mosis, umgewandelt. Das gelang den schlauen Pfaffen so gut, daß alle Erfindungen, welche sie in den finstersten Jahrhunderten des Mittelalters den verdummten Massen als göttliche Wahrheiten verkündeten, noch heut zu Tage von den Katholiken geglaubt oder wenigstens öffentlich bekannt werden.

Die kirchlichen Feste wurden in's unendliche vermehrt. Man begnügte sich nicht da mit, die Fabel von der Himmelfahrt Christi durch einen Feiertag zu verherrlichen, auch zu Ehren des wirklichen Kreuzes Christi, welches längst untergegangen war, wurde ein solcher eingeführt*).

Die Frömmigkeit bestand, wie Mosheim sehr richtig bemerkt, nur in der Erbauung und Verschönerung von Kirchen und Kapellen, in der Gründung von Klöstern, in dem Jagen nach den Reliquien von Heiligen und Märtyrern und in deren Verehrung, in der Anrufung der Heiligen und in deren Bestechung durch reiche Geschenke, in Pilgerfahrten und ähnlichen Abgeschmacktheiten.

Der Gottesdienst wurde fast ausschließlich auf die Messen beschränkt. Zwar verstand das Volk von diesen nichts, allein die Pfaffen bekamen sie bezahlt. Die wenigsten Geistlichen waren im Stande, selbst Predigten zu halten. Es war schwer, sie zu bestimmen, aus einer Predigtsammlung (Postill) eine solche abzulesen. Die Festtage mehrten sich und jeder derselben wurde durch neue Wundergeschichten und Abgeschmacktheiten zu Ehren gebracht.

Im zehnten Jahrhundert wurde der Aberglauben noch finsterer. Karl I. hatte verboten, die Glocken zu taufen, weil die Taufe nur für Menschen sei. Im zehnten Jahrhundert wurden die Glockentaufen aber allgemein. Messen zum Besten einzelner, besonders genannter Verstorbener waren längst gelesen worden. Zu Ende des zehnten Jahrhunderts behauptete der Abt Odilo von Clügny, eine Offenbarung erhalten zu haben, daß die Seelen im Fegefeuer, in welchem sie zu lange bleiben müßten, weil für sie keine Messen bestellt worden seien, entsetzlich wimmerten. Der Gottesdienst, d. h. die Messe, erhielt seinen Werth durch die Zahl. Je mehr Messen, desto besser. In gleicher Weise wurde auch das Gebet nur nach der Zahl berechnet. Je mehr Gebete, desto besser. Um alle Verwirrung zu vermeiden, kam, schon im zehnten Jahrhundert, der Rosenkranz†) auf. Aller dieser Unsinn wurde dadurch noch allgemeiner, daß sich in Frankreich die Meinung verbreitete, am Ende des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt werde der Antichrist kommen und dann das jüngste Gericht gehalten werden. Diese Erfindung wurde für die Kirche eine besonders reiche Quelle irdischer Güter. Jede Sonnen- und Mondesfinsterniß wurde als Vorbote des jüngsten Tages ausgebeutet. Jedes Mittel, durch welches die Geistlichen hoffen konnten, Geld und Geldes Werth zu gewinnen, schien ihnen erlaubt, und alle diese Mittel wurden unter sich verbunden und zu einem vollständigen Systeme der Verdummung, Knechtung und Ausbeutung entwickelt.

Wenn wir dieses kirchliche System mit irgend einem anderen, namentlich mit demjenigen der Indier und Egypter vergleichen, so müssen wir es für das drückendste und herabwürdigendste erklären. Zu allen Zeiten wurden die Menschen von schlauen Priestern über ihre Zukunft beunruhigt. Allein in dem Maße, wie dies seit dem Mittelalter von den christlichen Geistlichen geschieht, wurden sie niemals gepeinigt.

Daß sich die katholische Kirche, „alleinseligmachend“ nennt und „Unfehlbarkeit“ für sich in Anspruch nimmt, darf ihr so sehr nicht verargt werden. Wer an sie glaubt, mag

*) Im siebenten Jahrhundert. †) S. Buch I. der Geschichte der Neu-Zeit § 38 S. 631.

sie dafür halten, wer nicht an sie glaubt, lächelt über Ansprüche, welche in der menschlichen Natur nicht begründet sind. Wer übrigens einige geschichtliche Kenntnisse besitzt, weiß, daß im Schooße der katholischen Kirche, seit den ältesten Zeiten, zahlreiche innere Widersprüche vorgekommen sind, daß ruchlose Verbrecher durch Bestechung und Gewaltthat sich auf die bischöflichen und päpstlichen Stühle hinanschwangen und daß die Unterscheidung zwischen den „sündigen" Menschen und den „unfehlbaren" Trägern der Kirchengewalt eine jener schlauen Erfindungen ist, durch welche herrschsüchtige Priester ihre Macht zu befestigen suchten.

§. 48. Kirchenrecht.

Die römischen Päpste faßten zuerst den Gedanken einer geistlichen Herrschaft, welche sich, auf den Schwingen des Christenthums, über die ganze Erde verbreiten und in demselben Maße, wie der Himmel über diesem Leben, so über allen weltlichen Machthabern erhaben sein sollte. Um diesen Zweck zu erreichen, bedurften sie außer einem Glauben, der ihren Bestrebungen entsprach, einer Gesetzgebung, ähnlich der weltlichen, und einer vollziehenden Gewalt, welche ihre Befehle in's wirkliche Leben überführte. Hätten die Päpste daran gedacht, nach Christi Vorbilde ein Reich zu gründen, welches nicht dieser, sondern einer höheren Welt angehörte, so hätten sie weder eines Kirchenstaates, noch eines Kirchenrechtes bedurft. Doch die Pläne der Päpste waren ganz eben so verschieden von den Absichten Christi, als sie selbst von ihrem vorgeblichen Meister. Das Reich, welches die Päpste zu gründen gedachten, stand dem alten römischen Kaiserreiche weit näher, als dem Reiche, welches Christus das seinige nannte. Römer waren die hauptsächlichsten Baumeister des geistlichen Reiches, welches die Päpste gründeten. Die weltliche Herrschaft Rom's war untergegangen. Mit der Schärfe des Schwertes ließen sich die tapfern und rohen Völker, welche das weströmische Reich umgestürzt hatten, nicht unterwerfen. Um so leichter konnten sie aber durch List und Betrug mit Hülfe des Aberglaubens in Ketten und Banden geschlagen werden. Allmälig hatten alle die frischen Völker des Nordens und Ostens Europa's die christliche Religion angenommen. So unsinnig die Glaubenssätze waren, welche ihnen die christlichen Apostel mittheilten, die Völker, welche noch vor Kurzem an den Altären ihrer blutigen Gottheiten Menschen und Thiere geopfert hatten, waren nicht befähigt, sie zu prüfen. Nach einigem Widerstreben nahmen sie geduldig an, was ihnen von den christlichen Priestern übereinstimmend als göttliche Wahrheit vorgetragen wurde. Doch die Lehren, welche die Köpfe der Menschen verwirrten, waren für die Päpste nur Mittel zu ihrem Zwecke. Die Völker mußten in Dummheit und Aberglauben erhalten werden, sollten die Pläne der Päpste gelingen. Im Gebiete des Glaubens hatte der Unverstand einen vollständigen Sieg davon getragen. Warum sollte den Päpsten, nach Befestigung der von ihnen gut geheißenen Glaubenslehre, nicht der zweite Schritt gelingen, die Ertheilung einer Gesetzgebung, welche allen ihren weit reichenden Ansprüchen vor den Gerichten Nachdruck verschaffen und so denselben außer der Grundlage der Religion, auch noch diejenige weltlicher Gewalt verliehe?

Zu der Zeit, da diese Pläne in Rom gehegt wurden, bestanden jedoch schon bestimmte Gewalten, welche nicht geneigt waren, sich durch die Päpste beschränken zu lassen, und welche Macht genug hatten, denselben die Spitze zu bieten. Diese Gewalten besaßen aber, wenn auch Heere und Beamte, doch keine Gelehrsamkeit und waren, an List und Schlauheit, den Päpsten nicht gewachsen. Dem Papste Nicolaus I. gelang der unerhörte Volksbetrug, eine ganze Gesetzgebung, welche neuerdings erfunden worden war, um die herrschsüchtigen Bestrebungen der Kirchenfürsten zu fördern, für ein altes, längst hergebrachtes Recht aus-

zugeben. Unter den Namen Isidor's, des hochgeehrten Erzbischofs von Sevilla, welcher daselbst im Anfange des siebenten Jahrhunderts gelebt hatte, setzten die Päpste und ihre Anhänger im neunten Jahrhundert eine Sammlung päpstlicher Entscheidungen, Anordnungen und Antworten auf Anfragen in Umlauf, welche neben manchen ächten Decretalen sehr viele gefälschte enthielt. Der Zweck dieser Fälschung bestand darin, alle diejenigen päpstlichen Anmaßungen, welche im neunten Jahrhundert noch bestritten waren, und welche ohne Betrug nicht durchgesetzt werden konnten, mit Hülfe dieser untergeschobenen Verfügungen zum geltenden Rechte zu machen. Jahrhunderte vergingen, bevor die Entdeckung gemacht wurde, daß zur Zeit des Erzbischofs Isidor von Sevilla die untergeschobenen päpstlichen Verfügungen noch gar nicht ergangen sein konnten, weil die betheiligten Personen erst später lebten und weil die in Rede stehenden Fragen erst später aufgeworfen wurden. Die gefälschte Sammlung dieser Decretalen wurde zuerst in einigen Sprengeln benützt, welche auf der Grenze der Reiche Lothar's und Karl's des „Kahlen" lagen. Die Erzbischöfe, welche von den darin enthaltenen Verordnungen nichts wußten, erkannten bald aus dem Widerspruche mit älteren zuverlässigen Kirchengesetzen, daß hier eine Unrichtigkeit obwalten müsse. Sie waren aber schon zu sehr an Unterwürfigkeit dem Papste gegenüber gewöhnt, als daß sie es gewagt hätten, selbstständig aufzutreten, die Fälschung zu untersuchen und den Fälscher zur gerechten Strafe zu bringen. Sie fragten vielmehr bei dem Papste Nicolaus an. Dieser verwarf, ohne sich bestimmt für die Aechtheit der gefälschten Decretalen auszusprechen, die gegen ihre Aechtheit vorgebrachten Einwendungen. So wurden nach und nach die gefälschten Decretalen, unter Beihülfe der Päpste, welche ohne Zweifel bei der Fälschung selbst auch thätig waren, als geltende Gesetze anerkannt. Die Bischöfe und Erzbischöfe bezogen sich selbst auf die gefälschten Verordnungen, und Jahrhunderte vergingen, bevor der Betrug allgemein anerkannt werden mußte. Der Zweck der Fälschung ging wesentlich dahin, das Ansehen der Erzbischöfe und der Provinzialsynoden zu stürzen, die Anklage eines Bischofs für Laien und untergeordnete Geistlichen unmöglich zu machen und alle Kirchengewalt dem römischen Bischofe zuzuweisen. Die Bande der Unterordnung der Bischöfe unter ihren Erzbischof wurden aufgehoben und der Papst für den Herrn der ganzen Kirche erklärt. Ihm allein wurde das Recht zuerkannt, in kirchlichen Angelegenheiten das Endurtheil zu sprechen. Kein Streit konnte als entschieden betrachten werden, bevor der Papst gesprochen hatte, denn dieser konnte mit einem Federstriche alle früher abgegebenen Urtheile vernichten.

Bevor die Fälschung zu Tage kam, hatten die Päpste ihre Zwecke erreicht und ihre Herrschaft befestigt. Die Gelehrten, welche den verruchten Betrug entdeckten, besaßen weder den Willen, noch die Macht, den glücklichen Betrügern die Früchte ihrer Fälschungen wieder abzujagen. Die Päpste besitzen noch im neunzehnten Jahrhundert eine weit reichende Gewalt, weil sie vor einem Jahrtausend eines der schimpflichsten Verbrechen begingen. Mit Hülfe der gefälschten Isidorischen Decretalen unterwarfen sich die römischen Päpste sämmtliche Erzbischöfe des Abendlandes, machten sie ihre Gewalt unabhängig von dem römischen Kaiser und allen anderen weltlichen Fürsten und schufen sie sich in den Klostergeistlichen und in allen blindgläubigen Christen eine Macht, welche, so lange die Finsterniß vollkommen war, über alle anderen Eroberer und Herrscher den Sieg davon trug.

Die Päpste waren nicht damit zufrieden, alle Beziehungen des Lebens in weltliche und geistliche zu theilen, und sich selbst die unbedingte und schrankenlose Herrschaft über die letzteren vorzubehalten. Sie griffen, wo sie irgend konnten, in das weltliche Gebiet ein, indem sie leicht einen Vorwand fanden, jeder beliebigen Angelegenheit einen geistlichen Charakter zuzuschreiben und sie dadurch in ihr Gebiet zu ziehen. Eine besonders reiche

Quelle des Einflusses und des Erwerbes wurden für die Kirche, d. h. die Päpste und deren Diener, die Ehen, die letztwilligen Bestimmungen, die Eide und das Asylrecht.

Die Ehe, welche früher bei allen Völkern und zu allen Zeiten als ein bürgerliches Vertragsverhältniß behandelt worden war, wurde durch die Päpste für ein Sakrament, d. h. für ein sichtbares Zeichen der unsichtbaren Gnade, welches von Christus zur Heiligung der Menschen eingesetzt sein soll erklärt. Dadurch, daß die Ehe zum Sakramente erhoben ward, machte die Kirche alle Diejenigen, welche in dieses Verhältniß treten wollten, mehr oder weniger von sich abhängig. Sie erklärte die Ehe für unauflösbar und löste sie nur auf, wenn sie dazu durch Geld oder andere Zugeständnisse bestimmt wurde. Unersättlich, wie die Päpste waren, begnügten sie sich aber noch nicht mit diesen Ketten, die sie den Völkern anlegten. Bei den Römern und bei den Juden waren gewisse Verwandtschaftsgrade Ehehindernisse. Diese dehnte die christliche Kirche bis zum vierzehnten Grade der Verwandtschaft aus, erdachte außer den wirklichen, noch eine sogenannte geistliche Verwandtschaft und machte auch diese Erfindung zu einer wichtigen Einnahmsquelle für sich und eine Quelle des bittersten Elends für die Völker, indem sie nur gegen schweres Geld Brautleuten, welche in dieser Weise verwandt waren, die Erlaubniß zur Eingehung der Ehe ertheilte.

Der Eid, welchen die Päpste und ihre Diener in das Gebiet der Kirche zogen, wurde für sie insofern von hoher Bedeutung, als sie dadurch einen mächtigen Einfluß auf die wichtigsten Rechtsgeschäfte erlangten. Die Zeugen, welchen die Diener der Kirche den Eid abnahmen, oder Eidesbelehrung ertheilten, konnten in allen für die Geistlichkeit wichtigen Fällen für diese günstig gestimmt werden. In den ersten Zeiten des Mittelalters, in welchen der Eid eines der wichtigsten Mittel der Erforschung der Wahrheit und der Befestigung von Rechtsverhältnissen war, gewann die Kirche an Sporteln und an Einfluß durch den Eid, den sie monopolisirte. Noch wichtiger waren für die Päpste und deren Diener die Testamente. Die durch die Lehren vom Fegefeuer und von ewiger Höllenpein geängstigten Menschen waren ohnedies schon geneigt, beim Herannahen des Todes ihre irdischen Güter den Pfaffen zu hinterlassen, um sich dadurch eine schnellere Beförderung in den Himmel zu erkaufen. Da aber nach dem Kirchenrechte alle Streitigkeiten über Testamente vor die Geistlichen gebracht werden mußten, so erlangten diese dadurch das Mittel, eine Controlle über die ihnen von Sterbenden gemachten Zusagen zu üben und die Macht, die zahlreichen Prozesse über Testamente zum Vortheil der Kirche und ihrer Anhänger zu entscheiden.

In allen bürgerlichen Beziehungen des Lebens hing von den Geistlichen mittelbar und unmittelbar das Wohl der meisten Menschen in so hohem Grade ab, daß diesen fast keine Wahl blieb, als sich entweder der Kirche (d. h. den Päpsten) blind zu unterwerfen, oder zu Grunde zu gehen. Wer den von den Päpsten und ihren Dienern gelehrten Unsinn nicht glaubte, wer ihre Ketten nicht willig trug, oder gar daran rüttelte, mußte wenigstens den Schein des Gläubigen und des Dieners der Kirche annehmen. Uebrigens war die Geistesnacht in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters so dicht, daß wir nirgends auf Spuren eines kräftigen Widerstandes gegen den von der Kirche gehegten Aberglauben, und nur selten auf einen mannhaften Kampf gegen ihre Anmaßungen stoßen.

Auch das Strafrecht zogen die Päpste in ihr Gebiet. In den Zeiten des Heidenthums durften flüchtige Verbrecher in die Tempel der Götter nicht verfolgt werden. Kaiser Tiberius beschränkte dieses Asylrecht auf die Tempel der Juno und des Aesculap. Constantin I. stellte die heidnische Unsitte zu Gunsten der christlichen Kirchen wieder her.

Theodosius II. dehnte dieses Vorrecht noch weiter aus, indem er alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuser, welche zu den Kirchen gehörten, diesen gleichsetzte (431).

Die Gesetze Constantin's I. und Theodosius II. konnten im Westen nach dem Sturze des abendländischen Reiches unmöglich mehr Geltung haben. Das unsinnige Asylrecht erreichte daher hier sein Ende. Bonifacius V. (619—625) führte es wieder ein, obgleich er als Papst durchaus keine Befugniß hatte, die Strafgerichtsbarkeit der Kaiser und Könige, im Interesse verfolgter Verbrecher aufzuhalten.

Die Synode zu Toledo erweiterte die Freistätten bis auf dreißig Schritte von jeder Kirche (681). In der wilden Zeit des Mittelalters erhielten dadurch die Päpste und ihre Diener die Macht, Tausende von flüchtigen Verbrechern entweder zu schützen, oder ihren Feinden Preis zu geben. Sie konnten, nach ihrem Belieben, das Asylrecht dadurch, daß sie dem Flüchtling die Nahrung versagten, oder dessen Verfolgern ein Pförtchen öffneten, unwirksam machen, oder aber es wahren, indem sie den Verfolgten nährten und die Ringmauern der Kirche bewachen ließen.

Je gewaltthätiger die Zeiten des Mittelalters waren, desto häufiger kamen, selbst bei den mächtigsten Fürsten und Herren, die Fälle vor, da sie einer Freistätte bedurften. Daß die Geistlichen von diesem, wie jedem anderen Rechte, mehr zu Gunsten ihres Standes, als der Menschheit Gebrauch machten, liegt in der Natur der Sache. Von jeher waren die Interessen des Standes den Menschen theuerer, als diejenigen der Menschheit. Hätten die Päpste sich darauf beschränkt, die Lehren von der Dreieinigkeit, der Natur Christi u. s. w. aufrecht zu erhalten, so hätten sie schwerlich diejenige gebietende Stellung gewonnen, die sie im Laufe des Mittelalters einnahmen. Allein unter dem Vorwande, die Kirche von der weltlichen Gewalt unabhängig zu machen, beherrschten sie einen großen Theil der weltlichen Beziehungen des Lebens außer den kirchlichen, welche sie mit unumschränkter Gewalt leiteten. Alle Dinge in dieser Welt können mit einer überirdischen Macht in Verbindung gebracht werden. So viel ist übrigens klar, daß Jesus Christus, dessen Stellvertreter sich die Päpste nennen, an dasjenige Kirchenrecht nicht dachte, welches im Laufe des Mittelalters entstand und, mit wenigen Abänderungen, noch heutzutage gilt. Der Landpfleger Pontius Pilatus würde mit Christus schnellen Prozeß gemacht haben, wenn er diejenigen Ansprüche ihm gegenüber aufgestellt hätte, welche die Päpste im Kampfe mit den römischen Kaisern und vielen anderen weltlichen Fürsten und Königen siegreich durchführten.

§ 49. Die Geistlichkeit.

Bei den Indiern und Egyptern bildeten die Geistlichen abgesonderte Kasten, welche nur unter sich heiratheten und sich von den übrigen Kasten fern hielten. Bei den Juden sollte, nach der Anordnung Mosis, der Stamm Levi die Geistlichkeit des Volkes stellen, doch scheint es nicht, daß diese Bestimmung sich lange erhalten hat. Die deutschen Priester bildeten eine besondere Abtheilung in dem Stande der Adeligen, die römischen und griechischen wurden größtentheils nur auf eine bestimmte Anzahl von Jahren ernannt, und kehrten dann wieder in ihre früheren Verhältnisse zurück, aus denen sie durch die Priesterwürde niemals ganz herausgerissen wurden. Christus gehörte nicht dem Stamme der Leviten an, ebensowenig wie seine Jünger. Keiner der Letzteren hatte sich von Jugend auf dem geistlichen Stande gewidmet. Der innere Beruf, den sie fühlten, war der einzige Rechtsgrund, den sie hatten, die Lehre ihres Meisters zu verbreiten. So lange die christliche Religion eine Sache der Herzen war, lehrte Jeder, der den Drang dazu empfand. Als aber später das Christenthum zu einer bloßen Aeußerlichkeit, als die Gemeinden von

ihren Bischöfen und diese von den Päpsten unterjocht wurden, trat, wie früher nach dem Untergange der Republik im römischen Reiche, die Ernennung von oben herab an die Stelle der Wahl von unten herauf. Die Geistlichen wurden zu blinden Werkzeugen der Päpste herabgewürdigt. Sie sollten nicht blos in Religionsangelegenheiten lehren, wie diese befahlen, es wurde ihnen auch zugemuthet, in dem Kampfe, den die Päpste mit den weltlichen Fürsten um die Oberherrschaft führten, auf ihre Seite zu treten. Sie sollten dafür Sorge tragen, daß alle päpstlichen Verordnungen, das gesammte Kirchenrecht, in seiner weitesten Auffassung, aller Orten zur Wirklichkeit würden.

Im Anfange des Mittelalters waren die christlichen Geistlichen größtentheils von den Laien in ihren Ansichten, Lebensbeziehungen und Bestrebungen sehr wenig verschieden. Sie gingen auf die Jagd, zogen nicht selten mit in den Krieg, freuten sich ihres Lebens, waren verehelicht und hatten Familien. Alles dieses veränderte sich, als die Pläne der Päpste mehr und mehr hervortraten. Wie die Päpste eine schroffe Stellung, den weltlichen Fürsten gegenüber, einnahmen, wie sie sich mit kecker Stirne hoch über diese hinweg setzten, sich von ihnen den Pantoffel küssen und den Steigbügel halten ließen, so sollten, ihrem Willen zufolge, auch die untergeordneten Geistlichen eine ähnliche Stellung den untergeordneten Herren und deren Beamten gegenüber einnehmen. Zwei Erfindungen der Päpste dienten hauptsächlich dazu, die Geistlichen in eine so unnatürliche Stellung den Laien gegenüber zu bringen und sie den Päpsten unbedingt zu unterwerfen: die Priesterweihe und der Priester-Cölibat. Um den Priester als ein besonderes, von den übrigen Menschen verschiedenes, mit eigenthümlichen und wunderbaren Gaben ausgestattetes Wesen darzustellen, wurde das Sakrament der Priesterweihe erdacht. Durch dasselbe, so behaupteten die Päpste, wird Denen, welche sich dem Dienste der Kirche widmen, eine Gewalt und besondere Gnade verliehen, die Aemter der Kirche zur Ehre Gottes und zum Heile der Seele recht und heilig zu verrichten; namentlich wird ihnen, nach der päpstlichen Fabel, dadurch die Gewalt ertheilt, Brod und Wein in den wahren Leib und in das wahre Blut Jesu Christi zu verwandeln und den Gläubigen die Sünden nachzulassen oder vorzubehalten. Die Priesterweihe wurde für ein unauslöschliches Merkmal ausgegeben, welches unter allen Verhältnissen den Geweihten bis an's Ende seiner Tage begleite. Da die Priesterweihe mittelbar oder unmittelbar vom Papste ausging, erlangte dieser oberste Kirchenfürst durch diese Erfindung eine Bürgschaft, daß Niemand ohne seine Zustimmung kirchliche Verrichtungen ausüben konnte. Der Priester war überdies der Gewalt seiner Vorgesetzten, welche seine Verrichtungen einstellen, oder ihn des Amtes entsetzen konnten, unbedingt unterworfen. Doch so lange er ein natürliches Leben führte, durch natürliche Bande mit der menschlichen Gesellschaft zusammenhing, mußten die Päpste daran verzweifeln, ihre, auf Lug und Trug gegründete Herrschaft festzustellen. Die Geistlichen mußten aus der natürlichen, menschlichen Gesellschaft herausgerissen, sie mußten entmenscht werden, um eine so unnatürliche Gewalt, als diejenige der Päpste, stützen zu können. Die Päpste ersannen daher als sicherstes Mittel, ihre Macht über die ganze Erde auszubreiten, den Priester-Cölibat. Zwar hatte Paulus (1. Timotheus 3, 2.) ausdrücklich erklärt: „ein Bischof soll eines Weibes Mann sein" und hatte sich dadurch deutlich für den ehelichen Stand, wenn auch vielleicht gegen eine zweite Ehe der Geistlichen ausgesprochen. Doch die Päpste haben sich niemals um die Bibel bekümmert, wenn sie ihren Ansprüchen im Wege stand. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa (325) wurde darauf angetragen, den Bischöfen, Priestern und Diaconen, welche die Weihen empfangen hatten, gesetzlich zu gebieten, sich ihrer Frauen gänzlich zu enthalten. Dieser Antrag wurde abgelehnt. Die Mönche übten aber einen so großen Einfluß aus, daß Kaiser Justinian I. die von den Geistlichen nach der Weihe erzeugten Kinder für unrechtmäßig und unfähig

erklärte, zu erben. Im Widerspruche mit der Kirchenversammlung von Nicäa verbot das Concil von Tours (566) den Geistlichen die Ehe und verfügte, daß allen Weltpriestern, Diaconen und Subdiaconen, welche bei ihren Frauen betroffen würden, die geistlichen Verrichtungen auf ein Jahr untersagt werden sollten. Dagegen wurde in der zu Constantinopel (692) gehaltenen trullianischen Kirchenversammlung bestimmt, „daß Priester und Diaconen, gemäß der alten Gewohnheit und Anordnung der Apostel, mit ihren Frauen eben so wie Laien leben möchten." Die römischen Päpste beachteten die Kirchenversammlungen von Nicäa und Constantinopel so wenig, als die Worte Pauli. Auf den Synoden zu Narbonne (791), zu Mainz (888) zu Augsburg und zu Erbam (1069) wurden die Verbote gegen die Ehen der Geistlichen wiederholt. Doch alle diese unnatürlichen Verfügungen scheiterten an dem gesunden Gefühle der Völker und der Geistlichen. Erst dem Papste Gregor VII. gelang es, das Verbot der Priesterehe, welches er durch die römische Synode (im Jahr 1074) ergehen ließ, in's wirkliche Leben einzuführen. Er schreckte Laien und Geistliche durch die Bestimmung, daß alle verheiratheten Geistlichen und alle Laien, welche bei solchen beichten, Messe hören oder anderen geistlichen Verrichtungen beiwohnen würden, excommunicirt sein sollten. Die Unnatur siegte über den gesunden Sinn der Völker. Die Geistlichen verehlichten sich nicht mehr, doch das natürliche Bedürfniß, welches der Ehe zu Grunde liegt, blieb ihnen und äußerte sich in den verabscheuungswürdigsten Verbrechen. Zwar lehrt die katholische Kirche, der ehelose Zustand sei bei gewissen Personen vollkommener, als der eheliche, allein die Erfahrung von acht Jahrhunderten hat, in Uebereinstimmung mit der Lehre von den natürlichen Bedürfnissen und der Bestimmung des Menschen, bewiesen, daß der von der katholischen Kirche für vollkommener erklärte Stand nichts anderes ist, als ein Stand vollkommener Heuchelei. Durch das s. g. Sakrament der Priesterweihe und die Vorschrift des Priester-Cölibats wurden die Geistlichen zu den verächtlichen Sklaven der Päpste herabgewürdigt. Sie wurden allesammt genöthigt, ihr Leben lang Heuchler zu sein. Denn die Priesterweihe tödtet nicht die menschliche Natur. Das Gelübde der Keuschheit, welches jeder katholische Geistliche ablegen muß, fügt zu der Heuchelei noch das Verbrechen des Meineids hinzu. Die katholischen Priester theilen sich daher, seit den Zeiten Gregor's VII., in zwei Klassen. Die Einen sind gewissenlos und setzen sich über ihr Gelübde der Keuschheit und die Sünde fleischlicher Vergehungen hinweg, und werden dadurch nothwendig zu verhärteten Schurken. Die Anderen fühlen Gewissensbisse und zerfallen mit sich selbst. Alle kirchlichen Ehren und Würden, alle Reichthümer und Schätze der Erde können ihnen die Ruhe des Gewissens und die Freuden des Familienlebens nicht ersetzen! Die Geistlichen bekämpften lange die unnatürlichen Zumuthungen der Päpste. Doch die in dem tiefsten Dunkel des Aberglaubens schmachtenden Völker standen auf Seiten der Päpste und gaben den Ausschlag zu ihren Gunsten. In unseren Tagen hat sich das Blatt gewendet. Die Völker sind aufgeklärter geworden und haben das s. g. Sakrament der Priesterweihe und den Priester-Cölibat als Ketten erkannt, mit deren Hülfe die Päpste sich die Geistlichkeit dienstbar machten. Es ist die Aufgabe unserer Zeit, diese unwürdigen Bande zu brechen.

Seit den Tagen Constantin's I. nahm von Jahrhundert zu Jahrhundert das Verderbniß unter den christlichen Geistlichen immer zu. Unter dem Deckmantel ihres für heilig ausgegebenen Berufes fröhnten sie mit Sicherheit ihren wilden Leidenschaften. Sie trieben einen anstößigen Luxus, während sie die Armen darben ließen, sie wälzten sich im Schlamme der Wollust und mästeten sich mit dem Blute und dem Schweiße der Leibeigenen, welche für sie arbeiten mußten. Sie schonten so wenig, als die Ritter die Saatfelder der Bauern, wenn sie hoch zu Roß mit ihren Händen den flüchtigen Hirsch oder Eber verfolgten. Nicht selten zogen sie sogar an der Spitze ihrer Dienstmannen in den Krieg,

wenn es galt, Vortheile zu erringen oder drohende Gefahren abzuwenden. So groß die Macht des Aberglaubens auch war, verließen sie sich auf dieselbe nicht allein. Sie griffen zu Schwert und Streitkolben, wenn die Lockungen des Himmels oder die Schrecken der Hölle nicht ausreichten.

Im achten Jahrhundert hatten die Pfaffen schon die Ansicht allgemein verbreitet, daß durch Schenkungen, welche Gott, d. h. ihnen gemacht wurden, die Höllenstrafen abgelenkt oder wenigstens gemildert werden könnten. Die Reichen, welche an die Hölle glaubten, konnten sich daher mit dieser leicht abfinden. Sie bot nur noch den Armen Schrecken. Die reichen, die großen und mächtigen Sünder wurden durch die Furcht vor dem Jenseits nicht mehr gebändigt. Die Religion, wie die Pfaffen sie lehrten, hatte aufgehört, die Verbündete des Sittengesetzes zu sein, sie war nur noch ein Mittel, die Geistlichen zu bereichern und deren Herrschaft zu erweitern.

Die Kirche erhielt nicht bloß Grund und Boden und Weihegeschenke, sondern auch Hoheitsrechte, welche Kaiser und Könige ihr verliehen, und verlor dadurch ganz und gar den Charakter einer überirdischen Anstalt. Sie wurde zu einer weltlichen Macht und unterschied sich von den Rittern, welche solche besaßen, nur dadurch, daß sie außer den Waffen und außer den Landesgesetzen auch noch das Kirchenrecht und den Aberglauben zu ihren Gunsten aufbieten konnte.

Mit großer Gewandtheit beuteten die christlichen Geistlichen alle heidnischen Ansichten aus, welche ihnen Vortheil bringen konnten. Statt die Verehrung, welche die celtischen und germanischen Nationen ihren Götzendienern zollten, zu bekämpfen, trugen sie dieselbe auf sich selbst über. Die Celten machten sie glauben, der Papst sei der oberste Druide, und habe als solcher alle Rechte anzusprechen, die sie früher diesem heidnischen Oberpriester gewährt hatten. Von den jüdischen Oberpriestern, namentlich dem herrschsüchtigen Samuel, borgten die christlichen Pfaffen gleichfalls einen guten Theil der von ihnen geltend gemachten Befugnisse. Zu den Ansprüchen, welche früher die Priester der Heiden und Juden gemacht hatten, traten die eigenthümlichen der christlichen Pfaffen noch hinzu. Heidnische, jüdische und christliche Vorurtheile bildeten in solcher Weise die dreieinige Grundlage des römisch-katholischen Pfaffenthums.

§ 50. Die Klöster.

Der Mensch tritt in dieses Leben mit gewissen körperlichen und geistigen Eigenschaften ein, welche er harmonisch zu entwickeln, keineswegs aber abzustreifen, oder ungenützt zu lassen berufen ist. Gerade so wie der normal gebildete Mensch ein Gehirn, Lungen, Magen, Leber, Eingeweide und andere körperliche Organe auf diese Welt mit bringt, sind ihm auch gewisse geistige Eigenschaften, Triebe, Gefühle und Anlagen mitgegeben. Unter diesen sind der Trieb für die Familie, der Sinn für Besitz und Eigenthum und das Streben nach Freiheit besonders wichtig. Das Versprechen, von diesen Kräften keinen Gebrauch machen zu wollen, ist nicht minder unsinnig, als das Gelübde, die Hand, den Fuß oder irgend einen andern Theil des Körpers nicht mehr regen zu wollen. Der Mönch und die Nonne, welche Keuschheit, Armuth und Gehorsam geloben, verzichten damit zu gleicher Zeit auf die Entwickelung der für den Aufschwung der Menschheit so hochwichtigen Triebe der Familie, des Besitzes und der Freiheit. Die Natur beruht auf Freiheit. Die Freiheit ist es, welche dem Menschen seinen höhern Werth verleiht, die ihn über die Pflanze und das Thier erhebt. Der Mönch, welcher blinden Gehorsam schwört, setzt sich selbst auf gleiche Linie mit dem geborenen Sklaven. Nicht blos die Menschen, auch die besseren Thiere leben in der Ehe und in der Familie. Der Mönch und die

Nonne, welche das Gelübde der Keuschheit ablegen, gerathen in dessen Folge nothwendig auf Abwege. Der Besitz bildet eine der wichtigsten Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens. Nicht blos die meisten der erlaubten Genüsse, viele der bedeutungsvollsten Strebungen in Kunst und Wissenschaft und im Gebiete der Wohlthätigkeit ruhen auf dem Besitze. Indem der Mönch und die Nonne das Gelübde der Armuth ablegen, kehren sie allen den dadurch begründeten menschlichen Hoffnungen und Wünschen den Rücken. Der Mönch und die Nonne sind die lebendigen Denkmäler der Widersetzlichkeit der Menschen gegen die Gesetze der Natur, die Einrichtungen der Vorsehung oder den Willen Gottes.

Der Mönch und die Nonne geloben Keuschheit, Armuth und blinden Gehorsam, allein da dieses dreifache Gelübde im Widerspruche mit der menschlichen Beschaffenheit steht, so können sie es nicht halten. An die Stelle der Keuschheit tritt die Unzucht, der Ehebruch und die geheime Sünde. An die Stelle der Armuth tritt Bettelei, Gelderpressung und Erbschleicherei. Der blinde Gehorsam reicht nicht weiter, als die Macht der Vorgesetzten, den Ungehorsam zu entdecken und zu bestrafen. Der blinde Gehorsam des Mönchs gleicht dem Gehorsam der an der Kette liegenden abgerichteten Hyäne. Er gründet sich nicht auf Achtung, Liebe und Ueberzeugung, sondern auf Feigheit, Furcht und den Gedanken, der Tag der Rache werde kommen. Noch naturwidriger, als der Mönch, ist die Nonne. Der Frau sind die Bande der Familie nothwendiger, als dem Manne. Sie ist mit der Welt der Kinder noch inniger verbunden, als der Mann. Die Liebe für die Kinder, die Fähigkeit, sie zu erziehen und die mit deren Pflege unzertrennlich verbundenen Mühseligkeiten zu überwinden, ist ein besonderer Vorzug der Frau. Das Mädchen, welches sich aus dem Schooße der Familie losreißt und den heiligsten Gefühlen der Natur Hohn spricht, muß nothwendig auf schmutzige Bahnen gerathen.

Wo Mönche, sind auch Nonnen. Wenn die Klöster, worin die einen und die anderen wohnen, nicht aneinander grenzen, nicht durch unterirdische Gänge verbunden sind, haben die Nonnen ihre geistlichen Führer. Mag auch die Nonne ihr Gelübde brechen, mag ein Mord sie von den lebendigen Zeugen ihres Verbrechens befreien, die dichten Klostermauern lassen den Ruf der unterdrückten Menschennatur, den Schrei des Kindes nicht in die bewegte Menschenwelt dringen.

Nach der Organisation der christlichen Kirche standen die Klöster jedes Sprengels unter ihrem Bischofe. Je reicher sie waren, desto einträglicher wurden die bischöflichen Beziehungen zu denselben. Die Klöster hatten den Bischöfen über Einnahme und Ausgabe Rechnung abzulegen. Je nachdem diese schärfer oder weniger scharf geprüft wurde, konnten bedeutende Summen unterschlagen, oder ihrer Bestimmung erhalten werden. Die jährliche Visitation, welche der Bischof in Person vornahm, war für die Klöster mit Kosten und, den Umständen nach, mit großen Unannehmlichkeiten verbunden. Die Klöster strebten darnach, sich dieser Aufsicht zu entledigen. Sie suchten, ihre Kirchen zu unabhängigen Pfarrkirchen zu erheben und die kirchlichen Gebühren in ihre eigene Tasche zu stecken. Weit lieber stellten sie sich unter die Aufsicht des entfernten Papstes, bezahlten diesem ein jährliches Schutzgeld und machten sich dadurch von ihren Bischöfen gänzlich unabhängig. Diese Unabhängigkeit wurde Klosterexemtion genannt.

Die Folge davon war, daß die Mönche mit ihren Einkünften nach Belieben schalteten und, da sie, außer dem Papste, welcher oft hunderte von Meilen entfernt und mit anderen Geschäften überhäuft war, keinen Aufseher hatten, das sittenloseste Leben führten. Die Aebte, welche inmitten ihrer Mönche lebten, waren ihres Lebens nicht sicher, wenn sie die klösterliche Regel mit zu großer Strenge handhaben wollten. Kamen Klagen nach Rom

so waren die Klöster gewiß, immer Recht zu behalten; denn wie die Mönche in dem Papste, so hatte auch dieser in ihnen die festeste Stütze. Die Mönche konnte der Papst weit inniger an sich knüpfen, als die Weltgeistlichen, welche noch immer einiges Interesse an dem Lande nahmen, dem sie angehörten. Die Mönche, welche das Gelübde der Armuth abgelegt hatten, wurden durch dieses von den gewöhnlichen Bestrebungen des irdischen Lebens losgeschieden und den Päpsten vollständig leibeigen gemacht.

Von den Päpsten erhielt die gesammte Geistlichkeit ihre mächtigste Anregung. Das Beispiel, welches sie gaben, wurde mit Eifer nachgeahmt. Da sie nur darnach trachteten, ihren Einfluß zu vermehren, ihre Reichthümer zu vergrößern und dabei jedes Mittel gebrauchten, welches ihre Zwecke förderte, so können wir uns über die Gewissenlosigkeit nicht wundern, mit welcher die Mönche ihr Ziel verfolgten.

Die Aebte und deren Gehülfen beschwätzten abergläubische Eltern, ihre Kinder, oft bevor diese noch geboren waren, „Gott zu weihen," d. h. sie zu dem unnatürlichen Stande des Mönchthums zu bestimmen. Die Kinder reicher Leute, auf welche allein die Lüsternheit der Mönche gerichtet war, brachten bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich den Klöstern ansehnliche Gaben mit. Wie hätten Eltern, welche ihre Kinder verschenkten, den Mönchen Häuser und Höfe verweigern können?

Verworfene Schurken, welche nur dem Laster gefröhnt hatten, wurden bereitwillig in die Klöster aufgenommen, falls sie denselben die Beute darbrachten, welche sie im Laufe ihres Lebens gewannen. Die Klöster füllten sich und entzogen dem Landbau, den Gewerben und allen übrigen natürlichen Bestrebungen der Erde Millionen kräftiger Menschen, um sie in den Dienst der Päpste und des Aberglaubens zu nehmen. Sie zerstörten das Lebensglück der unglücklichen Opfer, welche ihnen als Kinder gewidmet wurden, oder welche sich in einem Anfall von Mißmuth in deren finstern Schooß stürzten, und konnten zwar verworfenen, lebensmüden oder verdummten Menschen eine Zufluchtsstätte, unglücklichen, aber denkenden und fühlenden Menschen nur ein unerträgliches, durch die Ordensregeln noch peinlicher gemachtes Gefängniß bieten.

Die ganze Gesellschaft des Mittelalters war nichts weiter, als methodischer Unsinn und gesetzliche Leidenschaft. Warum sollte das Unwesen von Mönchen und Nonnen nicht eben so wohl geregelt werden, als das Unwesen des Faustrechts und der Raubritter? Basilius*) war es, welcher in den Unverstand der Mönche und Nonnen des Orients Methode brachte. Benedict von Nursia gab dem Klosterwesen des Abendlandes eine bestimmte Gestalt. Die Klöster des Orients haben aber minder feste Regeln und stehen miteinander in weniger bleibendem Zusammenhang, als diejenigen des Westens. Benedict von Nursia (im jetzigen Kirchenstaate) entwarf, im Jahre 515, eine Regel für seine Mönche, die er zuerst in dem von ihm auf Monte Casino bei Neapel (529) gestifteten Kloster einführte. Sie wurde das Muster für alle Klöster des Abendlandes. Benedict verordnete, daß seine Mönche, außer dem Werke Gottes, wie er das Gebet und das Lesen geistlicher Bücher nannte, die Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthum unterweisen, ferner Handarbeit treiben und die Wirthschaft des Klosters besorgen sollten. Er hielt seine Mönche namentlich an, Handschriften abzuschreiben und veranlaßte dadurch, daß manche Werke des Alterthums vom Untergange gerettet wurden. Die Benedictiner verbreiteten sich über das ganze Abendland. Sie hatten Klöster und Schulen zu St. Gallen, Fulda, Reichenau, Corvey, Hirschau, Bremen, Hersfeld und unzähligen anderen Orten. Sie gelangten bald zu unermeßlichen Reichthümern. Der Abt von Reichenau hatte z. B. 60,000 Gulden jährlicher Einkünfte. Die nothwendige Folge hiervon war eine furchtbare Ausschweifung, welcher sich die Mönche ergaben. Dieses Extrem führte bald zu einem

*) Siehe Buch III. §. 48.

entgegensetzten. Odo, Abt zu Clugny, (937) schärfte die Regel der Benedictiner. Romuald von Ravenna stiftete (1023) den Orden der Camaldulenser, welche streng fasten und beständig schweigen sollten. Bruno von Rheims überbot diesen noch auf dem Gebiete des Unsinns, indem er den noch strengern Karthäuserorden stiftete (1084).

Den Benedictinern standen die Augustiner zur Seite. Augustinus hatte die Geistlichen seiner Hauptkirche und mehrerer anderer Kirchen seines Sprengels zur Beobachtung des s. g. kanonischen Lebens, d. h. der Ehelosigkeit, Armuth, der Abgeschlossenheit (Clausur) und gemeinschaftlicher Andachtsübung veranlaßt. Hieraus entwickelte sich allmälig der Mönchorden der Augustiner, welcher, gleich den Benedictinern, in viele Unterabtheilungen zerfiel. Ursprünglich waren die Mönche keineswegs Geistliche. Doch bald erkannten die Päpste, daß sie keine eifrigeren Vertheidiger und Freunde hätten, als die Mönche und erklären daher dieselben, durch die Verwilligung der Tonsur, im zehnten Jahrhundert für Geistliche. An jeden Mönchsorden schloß sich gewöhnlich bald ein Nonnenorden gleichen Namens und gleicher Regel an. Mönche und Nonnen wetteiferten miteinander in Aberglauben, Schwärmerei und Dienstbeflissenheit für die Päpste. Sie übten großen Einfluß auf das Volk, dem sie sich anzunähern verstanden und auf die Erziehung der Jugend, deren sie sich da und dort bemächtigten.

Es liegt in den Gesetzen der Natur, daß nichts in sich selbst so verworfen und schlecht sein könne, das nicht auch etwas Gutes in seinem Gefolge habe. Werden doch auch die Gifte als Arzneimittel gebraucht!

So haben die in sich selbst durchaus verkehrten Klöster, neben unermeßlichen Uebeln, die sie verursachten, einiges Gute herbeigeführt. Im Großen und Ganzen wirkten Mönche und Nonnen mit rastloser Thätigkeit für die Verdummung der Völker. Doch manche werthvolle Handschriften wurden durch sie der Nachwelt aufbehalten. Der Aberglauben war der eigentliche Gegenstand ihrer Bestrebungen, allein der menschliche Verstand läßt sich nicht gänzlich unterdrücken, und wenn er ungestört forschen kann, so entdeckt er wohl auch in finsteren Klostermauern ab und zu eine Wahrheit. Die Klöster waren in der wilden Zeit des Mittelalters unstreitig für manchen kampfesmüden Menschen eine erwünschte Zufluchtsstätte. Aber darum blieb das Mönchswesen dennoch, seiner innersten Natur nach, eine durchaus verkehrte Einrichtung. Was nicht aus dem Wesen einer Anstalt hervorgeht, kann ihr nicht zum Verdienste gerechnet werden. Am Ende ist Alles gut, was geschehen ist, es lassen sich aus den furchtbarsten Verbrechen, wie aus den unsinnigsten Einrichtungen gute Folgen ableiten. Die Herrschsucht der Päpste brach die Gewalt der weltlichen Machthaber und führte folgeweise zu einem freieren Zustande der Völker. Doch da der Zweck der Päpste nicht deren Freiheit, sondern deren Knechtschaft war, so gereicht ihnen dieses weder zur Ehre, noch zum Lobe. So war auch der Zweck der Klöster keineswegs die Beförderung der Wissenschaft und die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, vielmehr war ihr Ziel, Gott durch Gebet und ein beschauliches Leben zu dienen. Wenn Mönche und Nonnen dessenungeachtet die Wissenschaften förderten, so können wir, da dieses nicht in dem Zwecke des Klosterwesens, sondern in der Persönlichkeit einzelner Aebte, Mönche und Nonnen begründet war, es nicht den Klöstern, sondern nur den einzelnen betreffenden Personen zum Verdienste anrechnen.

Für viele Tausende, selbst Könige und Fürsten nicht ausgenommen, wurden die Klöster zu Gefängnissen. Anderen dagegen dienten sie als reiche Pfründen, welche ihnen von Königen und Fürsten verliehen wurden. Hunderttausende, welche von ihren Verwandten um ihr Erbgut gebracht werden sollten, oder welche in einer augenblicklichen Bestimmung der Seele das dreifache Gelübde ablegten, wurden dadurch für die Zeit ihres Lebens die unglückseligsten Menschen der Welt. Die Zahl derjenigen, welche in den Klöstern eine

Ruhestätte und einen Zufluchtsort fanden, war jedenfalls sehr klein im Verhältniß zu denjenigen, welchen sie zum Gefängniß und zur Marteranstalt wurden. Die Völker aber, welche die Kosten der Klöster zu tragen hatten, erhielten in den Gebeten der Mönche und der Nonnen keine Entschädigung für die ihnen gebrachten Opfer. Nur die Päpste zogen Nutzen von Mönchen und Nonnen, weil diese ihnen mit der ganzen Kraft ihres Fanatismus und mit der ganzen Stärke ihres Aberglaubens dienten.

§. 51. Die Sakramente, Bann und Interdict.

Zu den besten Mitteln, welche die Päpste ergriffen, die Völker zu knechten, gehören jene Handlungen, welche später den Namen „Sakramente" erhielten, die jedoch sämmtlich schon in dem ersten halben Jahrtausend des Mittelalters in Uebung kamen: die Taufe, die Firmung, das Sakrament des Altars, die Buße, die letzte Oelung, die Priesterweihe und die Ehe. Die Taufe war schon bei den Juden und bei den ersten Christen üblich gewesen, ohne daß sie damals ein Sakrament genannt worden wäre. Indem die Päpste die symbolische Handlung der Bespülung eines Menschen mit Wasser ein Sakrament nannten und nicht blos, wie früher ausschließlich geschah, Erwachsene, sondern vorzugsweise Kinder damit versehen ließen, wurde ihr ursprünglicher Zweck und ihre natürliche Bedeutung vollständig verändert. Die Päpste stellten den Grundsatz auf, daß ohne die Taufe Niemand, selbst kein Kind, selig werden könne und behaupteten, die Wirkung derselben bestehe in der Nachlassung der Sünden, in der Rechtfertigung und Erlangung des ewigen Heiles. Von dem Priester, welcher allein taufen konnte, wurde also die ewige Seligkeit der Menschen abhängig gemacht. Ihm wurde es auch überlassen, die Taufpathen, deren Zuziehung angeordnet wurde, zu entfernen und sie folgeweise einer kirchlichen Controlle zu unterziehen.

Durch die Firmung sollte der getaufte und in dem christlichen Unsinn unterrichtete Mensch in seinem Aberglauben bestärkt werden. Sie wurde, gleich der Taufe, für unumgänglich nothwendig zur Seligkeit erklärt, und auch bei ihr wurden Pathen zugezogen, welche eine geistliche Verwandtschaft mit allen ihren oben schon geschilderten Folgen begründete.*)

Das einfache Gedächtnißmahl, welches Christus einsetzte zum Andenken an den letzten Abend, den er mit seinen Jüngern zubrachte, wurde von der katholischen Kirche in das s. g. „allerheiligste Sakrament des Altars" verwandelt. Unter schweren Strafen wurde geboten, daß man wenigstens ein Mal im Jahre dieses Sakrament empfange. Mannigfaltige Vorbereitungen, welche den Gläubigen dazu würdig machen sollten, wurden damit in Verbindung gebracht. Die schlauste Erfindung tückischer Pfaffen ist aber das s. g. Sakrament der Buße oder die Ohrenbeichte. In diesem soll, nach der kirchlichen Fabel, der Priester an Gottes Statt dem Sünder die nach der Taufe begangenen Sünden nachlassen, vorausgesetzt, daß er sie reumüthig und vollständig beichte. Mit Hülfe dieser Erfindung setzten die Priester alle Gläubigen in die unangenehme Alternative, entweder ihre geheimsten Gedanken, Empfindungen und Handlungen zu bekennen, oder aber der „ewigen Verdammniß" entgegen zu geben. Als Lohn dafür wird dem Gläubigen versprochen: erstens, Vergebung der Sünden; zweitens, Nachlassung der ewigen Strafe; drittens, die Gnade Gottes und viertens, sogar die Ruhe des Gewissens. Die gläubigen Dummköpfe wurden durch dieses s. g. Sakrament dem gutem Willen der Priester, welchen sie ihre Sünden beichteten, vollständig preisgegeben. Denjenigen, welche an dieses angebliche Sakrament nicht glaubten, wurde nicht die Freiheit gelassen, die Geheimnisse ihrer Seele

*) Siehe weiter oben § 48. Seite 151.

für sich zu behalten. Sie mußten dieselben entweder troß ihrem Widerstreben bekennen, oder aber sich verstellen und eine mangelhafte Beichte für eine vollständige ausgeben. Die Priester begnügten sich aber, wenigstens wo sie wünschten, eine vollständige Beichte zu erhalten, nicht mit den freiwilligen Angaben des „Beichtkindes," sondern forschten dieses noch mit großer Sorgfalt aus. Die unverheiratheten Priester benützten, den Frauen und Jungfrauen gegenüber, die Beichte sehr häufig zur Befriedigung ihrer Wollust. Herrschsüchtige Geistliche beuteten dieselbe Königen und Fürsten gegenüber aus, um Einfluß auf die Regierung des Staates zu gewinnen. Habsüchtigen Priestern wurde die Beichte ein erwünschtes Mittel zu mannigfaltigen Erpressungen, und leichtfertigen „Beichvätern" bereitete dieses s. g. „Sakrament" auf Kosten der geknechteten Männer, Frauen und Kinder eine frevelhafte Unterhaltung und ein Spiel mit deren heiligsten Gefühlen.

Die griechische Geistlichkeit brachte zuerst Methode in die Beichte. Jedes Vergehen erhielt seine Strafe. Den Laien wurde aber dieses Beichtgesetz wohlweislich verborgen. Aus dem Osten kamen die Bußregeln auch nach dem Westen. Zur Zeit Karl's I. befand sich schon in jedem Sprengel ein solches Sündenregister nebst beigefügter geistlicher Strafe, welche von vierzigtägiger bis zu siebenjähriger Buße ging. Während der Zeit der Buße mußte der arme Sünder fasten und beten, sich aller Geschäfte und Vergnügungen des gesellschaftlichen Lebens enthalten und durch seine Kleidung seine Eigenschaft als Büßender kund thun. Die Kirche kannte nicht den Begriff eines fortgesetzten Verbrechens. Sie strafte vielmehr jede einzelne Vergehung besonders. Unter solchen Umständen waren wohl wenige Menschen zu finden, welche nicht den größten Theil ihres Lebens in Sack und Asche hätten zubringen müssen, falls das Bußgesetz streng auf sie angewandt worden wäre, und sie vollständige Beichten abgelegt hätten. Die Kirche kam den Sündern zu Hülfe, indem sie die Bußen in Geldstrafen verwandelte. Ein Jahr Buße konnte mit sechsundzwanzig Solidi oder ein und ein Drittel Pfund Silber abgekauft werden. Der Arme, welcher nicht zahlen konnte, mußte sich dafür 3000 Streiche gefallen lassen.

Welche Herabwürdigung der menschlichen Natur, welche Ungleichheit zwischen Armen und Reichen, welche empörende Knechtschaft liegt in diesen Thatsachen begründet! Das Gesetz Mosis ließ nicht mehr, als 39 Streiche zu. Das Gesetz, welches die christlichen Geistlichen des Mittelalters handhabten, berechnete die Schläge nach Psalmen, indem bei jedem Hundert ein solcher hergesagt werden mußte, und nahm als Einheit den Psalter an, welcher 150 Psalmen enthält und daher 15,000 Streiche vorstellte.*)

Das Sündenregister der Geistlichen war sehr vollständig. Es enthielt Vergehungen, von denen das weltliche Strafgesetz schweigt, und welche zu unnatürlich und verabscheuenswerth sind, um hier erwähnt zu werden. Die Geistlichen, welche bei ihren Beichkindern nach allen diesen Sünden forschten, theilten Tausenden derselben Gedanken und Empfindungen mit, welche ihnen bis dahin fremd geblieben wären, und welche sie zu Vergehungen brachten, die sie außerdem vermieden haben würden. Doch die Sündhaftigkeit der Menschen war nicht minder als ihre Dummheit das Capital, von dem die Pfaffen lebten. Warum sollten sie dieses verringern? Ihr Vortheil war, es zu mehren.

Die Kirchenzucht zerfiel, doch Kirchen und Klöster wurden reich. Das Gefühl für Recht und Unrecht wurde abgestumpft, doch die reich gewordenen Pfaffen konnten schwelgen. Bereitwillig ertheilten die Beichtväter Ablaß, wenn nur die Taxe bezahlt wurde. Die Beichte hörte auf, Herzenssache zu sein. Sie wurde ein Handelsgeschäft für den Reichen, welcher zahlte, und eine Marter für den Armen, welcher dazu nicht im Stande war. Von

*) Gibbon, Geschichte des Falles des röm. Reiches.

Jahr zu Jahr wurde es üblicher, zum Nachlaß der Sünden oder zum Loskauf der Seele (in redemtionem peccatorum, pro mercede animae) der Kirche Schenkungen zu machen. Selbst Karl's I. Schenkungen an die römische Kirche sprachen theilweise diesen Zweck aus. Manche, welche ihre Sünden nicht gebeichtet hatten und nicht beichten wollten, erhielten gegen klingende Münze auf eine allgemeine Erklärung hin allgemeinen Ablaß. Die Kirche war nicht streng, wenn sie gut bezahlt wurde.

Besonders vortheilhaft war für sie die Lehre vom Fegefeuer. Im Anfang des sechsten Jahrhunderts führte sie Gregor, der s. g. Große, in den römischen Glauben ein. Sie sagte der phantastischen und sinnlichen Anschauungsweise des Mittelalters zu. Sie ließ sich trefflich anwenden, den Gläubigen Angst zu machen, und den letzten Heller ihnen auszupressen. „Alle Sünden", so lehrte Gregor, der große Erfinder von Gelderpressungsmitteln, „welche in dieser Welt nicht abgebüßt worden sind, müssen im Fegefeuer abgebüßt werden." Wer hätte nicht lieber hier einige hundert Streiche erduldet, einige Mark Silbers bezahlt, als dort einige Jahrhunderte gebrannt? Bald begnügte sich die Geistlichkeit nicht damit, Ablaß für begangene Sünden zu ertheilen. Sie verkaufte auch die Vergebung noch zu begehender Sünden für klingende Münze.

Die wenigen tiefer Blickenden suchten umsonst, diese verderblichen Bestrebungen der Kirche zu bekämpfen. Doch da sich diese für unfehlbar hielt, konnte es nicht ohne Gefahr geschehen. Die gutmüthigen Menschen, welche in der Kirche die einzige Seelenrettungs-Anstalt erkannten, klagten bitterlich. Die Gauner und Spitzbuben in großen und kleinen Kreisen lachten und zahlten willig einen Theil ihrer Beute, um den Rest in Seelenruhe genießen zu können. Der Strom der Zeit floß in der Richtung kirchlicher Uebergriffe. Niemand vermochte, ihn zu hemmen.

Wie die Taufe den Menschen in das Leben einführen, so sollte die letzte Oelung ihn aus demselben entlassen. Die schwachen Augenblicke, welche dem Tode voran zu gehen pflegen, benützten die Priester nur zu häufig, indem sie die Sterbenden, unter mancherlei Drohungen, veranlaßten, letztwillige Bestimmungen zu ihren oder der Kirche Gunsten zu machen.

Von der Priesterweihe und der Ehe haben wir schon weiter oben*) gesprochen.

Daß die Geistlichen durch diese sogenannten „Sakramente" einen unermeßlichen Einfluß gewannen, versteht sich von selbst. Wer daran glaubte, war vollständig in ihrer Gewalt. Wer nicht daran glaubte, nahm wenigstens den Schein an, als glaubte er daran, weil er außerdem befürchten mußte, aus der Gemeinschaft der „Gläubigen" ausgeschlossen und als „Ketzer" oder Ungläubiger an Leib und Leben bestraft zu werden.

Die Völker wurden dermaßen an die s. g. „Sakramente" gewöhnt, daß sie glaubten, ohne deren Genuß nicht selig werden zu können. Die Entziehung der Sakramente war für sie gleichbedeutend mit ewiger Verdammniß und deren Androhung versetzte sie in Schrecken. Die Päpste und ihre Diener besaßen daher die Macht, dadurch, daß sie den Völkern die s. g. „Sakramente" entzogen, sie nach ihrem Willen zu beugen. Die Päpste erfanden den großen und den kleinen Kirchenbann (excommunicatio). In äußersten Fällen verboten die Päpste den Priestern ganzer Städte, Provinzen und Länder ihre geistlichen Verrichtungen zu üben (interdictum). Die Kirchen wurden geschlossen, der „Gottesdienst" eingestellt, die Glocken nicht mehr geläutet, die „Sakramente" nicht mehr ausgetheilt und die Leichen ohne kirchliche Feier bestattet. Vernünftige Menschen wünschen, ohne Zweifel, eine dauernde Einstellung der Verrichtungen der Pfaffen. Allein noch in unseren Tagen ist die Zahl der Vernünftigen sehr gering, im Mittelalter war sie noch weit geringer. Die verdummten Völker glaubten, ohne die Gaukeleien der Pfaffen nicht

*) Siehe § 49. Seite 154.

leben zu können. Gregor V. sprach den großen Kirchenbann (998) zuerst gegen den König Robert von Frankreich aus, welcher sich von seiner Gemahlin Bertha, mit der er im vierten Grade verwandt war, nicht trennen wollte. Der Papst erreichte seinen Zweck; der König mußte sich von Bertha trennen, um nicht von seinem Volke verlassen zu werden. Mit nicht geringerm Erfolge belegte Gregor VII. den deutschen Kaiser, Heinrich IV., mit dem Banne.*)

Fürwahr ein vollständigeres System der geistlichen Herrschaft und der Verdummung der Völker kennt die Weltgeschichte nicht. Wohl sind viele seiner kräftigsten Stützen im Laufe der Jahrhunderte gebrochen worden, doch zum Hohne der menschlichen Vernunft besteht es in der Hauptsache heutzutage noch fort.

Fünfter Abschnitt.

Die Ideenwelt der ersten Jahrhunderte des Mittelalters.

§ 52. Einleitung.

Im Laufe des halben Jahrtausends, welches zwischen dem Sturze der römischen Republik und des weströmischen Kaiserreiches in der Mitte liegt, besaßen die Völker der gebildeten Welt einen Zustand materiellen Wohlbehagens, wie sie ihn, im Ganzen genommen, niemals früher gehabt hatten. Sie zogen die Früchte der geistigen Bestrebungen der vergangenen Jahrtausende, ohne selbst neue Früchte hervorzubringen. Die Völker mochten sich der Werke griechischer Kunst und Wissenschaft erfreuen, sie genossen den Schutz des römischen Rechtes, das sich im Laufe vergangener Jahrhunderte aus dem frischen Volksleben entwickelt hatte. Von den Küsten des atlantischen Meeres bis zu den Ufern des Tigris herrschte Frieden und freier Verkehr auf Meeren, Flüssen und Landstraßen. Doch den Völkern gebrach alles höhere Streben. Sie beugten sich willig unter das Joch frecher Despoten. Den Schandthaten und Freveln der Volksbedrücker wurden keine Schranken durch den Freiheitsmuth und das Rechtsgefühl der Völker gesetzt. Das Reich der Ideale, welches zur Blüthenzeit Griechenland's, und gewissermaßen auch zu den besseren Zeiten Rom's, in den Herzen der Völker gelebt hatte, war erstorben. Die Menschen hatten nur noch Kraft genug für die niedrigsten Verrichtungen des Lebens. Der schöpferische Geist im Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, die aufopfernde Liebe für Recht und Vaterland, der feste Glaube an eine höhere Weltordnung, — Alles, was dem menschlichen Leben seine Weihe gibt, war aus dem schlaffen Menschengeschlechte gewichen. Nur im Schooße des aufstrebenden Christenthums erhielt sich ein Funke jenes himmlischen Feuers, welches den Menschen über die Thierwelt erhebt und ihm mitten im Drange des Alltagslebens den Blick in eine schönere Zukunft und eine größere Vergangenheit erhellt.

Einen ganz anderen Charakter trägt das halbe Jahrtausend, welches auf den Fall des weströmischen Reiches folgte. Die Straßen, welche früher ein Land mit dem andern verbanden, waren in Trümmer zerfallen, die Völker welche früher unter dem römischen

*) Siehe oben § 34.

Scepter friedlich nebeneinander gelebt hatten, zerfleischten sich in blutigen Kriegen, die Kunstwerke des Alterthums waren zerschlagen oder unter Schutthaufen begraben worden, die Schriften der größten Geister der Vorzeit waren in Vergessenheit gerathen. Nur in wenigen Ländern bestand auf kurze Zeit einige Sicherheit der Person und des Eigenthums. List und Gewalt beherrschten, doch nicht, wie früher, in festem Bunde, die ganze Welt. Sie bekämpften sich unter der Larve geistlicher und weltlicher Obrigkeiten gegenseitig. Christenthum, Judenthum und Islam, die verschiedenen religiösen Ueberzeugungen, standen sich nicht minder feindlich entgegen, als die verschiedenen Nationalitäten und die verschiedenen Gewalten innerhalb derselben Religion, derselben Nationalität, derselben Provinz und häufig derselben Gemeinde.

So wirr und wild auch das Leben und Treiben in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters war, so hatte doch die dumpfe und stumpfe Zeit aufgehört, welche die römische Kaiserherrschaft bezeichnete. Nur in dem oströmischen Reiche wurde sie fortgesetzt. Die Menschen der ersten Jahrhunderte des Mittelalters waren minder klar, als diejenigen der Vergangenheit, doch ihre Herzen schlugen wärmer. Sie hatten verkehrte Begriffe von Recht und Gesetz, allein sie fühlten den Drang, ihre rechtlichen Verhältnisse zu befestigen. Der finsterste Aberglauben war über die ganze Welt verbreitet. Allein aus dem Aberglauben kann sich, im Laufe der Jahrhunderte, ein gereinigter Glaube entwickeln. Der Aberglaube gibt dem Menschen, der ihn hegt, wenn auch eine verkehrte und oft grausame, doch eine Thätigkeit, welche, früher oder später, zu glücklichen Erfolgen führen kann. In dem Aberglauben ruht eine Kraft, während der Unglaube die Folge der Kraftlosigkeit ist. Der Kampf zwischen Christenthum und Islam, zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt ruhte, da und dort, auf Aberglauben. Aus diesem Kampfe entwickelte sich die höhere Bildung der Neuzeit. Der Unglaube des sinkenden römischen Reiches war die Grundursache seiner Schlaffheit. Bevor das Kind gehen lernt, wankt es längere Zeit unsicher hin und her und fällt wohl auch bisweilen zur Erde nieder. Aus den ersten Versuchen entwickelt sich allmälig die Kraft der Beine und das Gleichgewicht des Körpers. Doch der Greis, welcher matt und lahm in seinem Sorgenstuhle sitzt, welcher den Glauben an die Kraft seiner Beine zugleich mit dieser verloren hat, kann nur von dem Grabe Erlösung erwarten.

Wir dürfen den Aberglauben des Mittelalters nicht ungünstiger beurtheilen, als die Ungeschicklichkeit des Kindes im Gehen.

§ 53. Römische Rechtsbegriffe.

Mehr als zwölf Jahrhunderte hatte das weströmische Reich bestanden, als ihm durch Odoacer ein Ende bereitet wurde. Wenige Staaten der Welt hatten länger gedauert, keiner hatte einen größeren Einfluß gewonnen auf den Entwickelungsgang der gesammten Menschheit. Mit dem Sturze der Kaiser des Westens waren aber alle diejenigen Begriffe, welche das römische Volk hervorgebracht hatte, nicht untergegangen. Die Römer waren nicht blos durch ihre Tapferkeit, sondern auch durch die Art und Weise, wie sie ihre gegenseitigen Verhältnisse im bürgerlichen und staatlichen Leben ordneten, groß gewesen. Das Rechtssystem, welches sie geschaffen hatten, überlebte ihr Weltreich. Während im Westen deutsche Völker herrschten, sammelte im Osten Justinian I. die Bestimmungen des römischen Rechtes. Die Deutschen konnten nicht umhin, inmitten der Römer, welche ihnen an Rechtskenntniß überlegen waren, auf das römische Recht Rücksicht zu nehmen. Die verschiedenen Gesetzgebungen, welche von ost- und westgothischen, von burgundischen und anderen deutschen Königen ausgingen, legen dafür Zeugniß ab. Ein erhöhtes Ansehen

gewann jedoch das römische Recht dadurch, daß in der Person Karl's I. das römische Reich im Abendlande wieder hergestellt wurde. Obgleich vernünftigerweise die zwischen dem Papste Leo III. und dem Frankenkönige Karl verabredete Kaiserkrönung keinen Einfluß auf die Rechte der Völker haben sollte, so war es doch den Freunden des römischen Rechtes, des römischen Despotismus und römischer Spitzfindigkeit nicht schwer, die Machthaber der damaligen Zeit zu überzeugen, daß das römische Recht nothwendig im römischen Reiche Geltung haben müsse. Nach dem ewigen Naturgesetze, daß, wenn eine stärkere Macht mit einer schwächeren in Berührung kömmt, die schwächere der stärkeren weichen muß, verdrängte das stärkere römische Recht das schwächere deutsche aus dem größten Theile des Abendlandes, und wo es dieses nicht gänzlich besiegte, erlangte es doch neben dem deutschen Rechte einen bedeutenden Einfluß auf das praktische Leben und auf die Rechtswissenschaft. Das römische Recht war mit dem römischen Volke groß geworden. Die zwölf Tafeln, deren wir in der römischen Geschichte*) Erwähnung thaten, bildeten dessen eigentliche Grundlage, auf welche die Beschlüsse des Volkes und des Senates, die Erlasse der Prätoren und später die Verfügungen der römischen Kaiser Rechtsgebäude stellten, welchen an Vollständigkeit und Folgerichtigkeit kein anderes gleich kam. Das römische Reich zählte in seinem Schooße die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, welche hauptsächlich das bürgerliche Recht entwickelten, weil ihnen auf diesem Gebiete allein einige Freiheit von den Kaisern gelassen wurde. Die berühmtesten derselben waren: Papinian, Ulpian, Paulus, Gajus und Modestinus.

Justinian I. ließ die bedeutendsten Stellen aus den Werken dieser fünf und aller übrigen berühmten Rechtsgelehrten ausziehen und in einer gewissen Ordnung zusammenstellen. Diese Sammlung besteht bis auf unsern Tag unter dem Namen Pandecten oder Digesten. Ihnen zur Seite stellte Justinian I. eine ähnliche Sammlung, welche er aus den zahlreichen Verfügungen der römischen Kaiser, unter dem Namen Codex, ausziehen ließ. Ein kurzer Abriß des gesammten römischen Rechtssystems wurde in den s. g. Institutionen entworfen, und da Justinian selbst außerordentlich viele Gesetze erließ, so ward, unter dem Namen Novellen, (neue Gesetze) noch eine vierte Abtheilung hinzugefügt. Institutionen, Pandecten, Codex und Novellen (in dieser Ordnung folgten sie in dem s. g. Corpus Juris aufeinander) bilden das römische Recht, welches während des Mittelalters auch im Westen Eingang fand und bis auf unsere Tage einen großen Einfluß auf die Entwickelung aller Gesetzgebungen und die Rechtsbegriffe aller Völker erlangt hat, selbst da, wo es nicht als unmittelbares Gesetz anerkannt wurde.

Das römische Recht entwickelte sich im Laufe von sieben Jahrhunderten vor und fünf Jahrhunderten nach Christus, also zu einer Zeit, welche um zwei und ein halbes Jahrtausend, oder wenigstens um dreizehn Jahrhunderte hinter unseren Tagen liegt. Es ist daher sehr verkehrt, dem römischen Rechte die Thorheit, welche neuere Gesetzgeber und Staatslenker begingen, indem sie es als geltendes Gesetz anerkannten, zur Last setzen zu wollen. Das römische Recht drückte gewiß reiner, schärfer und bestimmter die Begriffe des römischen Volkes über seine äußeren Verhältnisse aus, als irgend ein anderes Recht irgend eines anderen Volkes jemals that. Das römische Recht bildete sich freier und kräftiger aus dem Volksleben, als irgend ein anderes und wurde zur Zeit der römischen Kaiser nur in Betreff desjenigen Theils verdorben, welcher die öffentlichen Beziehungen des Lebens umfaßte. Gerade diesen Theil des römischen Rechtes können wir aber hier übergehen, weil die ganze Geschichte Rom's, wie wir sie auffaßten, fast nichts anderes ist, als die Geschichte der öffentlichen Beziehungen der Römer, oder des öffentlichen Rechtes derselben. Nur das bürgerliche Recht und das Strafrecht der Römer mögen hier noch eine ausführ-

*) Siehe Buch II. § 44. § 46 Seite 66 ff.

lichere Darstellung finden. Das römische Recht wird eingetheilt in das Recht der Personen, Sachen und Verbindlichkeiten. Das Personenrecht beruhte wesentlich auf dem Institute der Sklaverei. Sklavisch war die Ehefrau dem Gatten, waren die Kinder dem Vater, die Mündel dem Vormunde unterworfen. In Sklaverei löste sich jede Verbindlichkeit auf, welche der Schuldner nicht zu halten vermochte. Im Laufe der Jahrhunderte milderte sich allerdings einigermaßen diese Grundansicht. Allein wie die zwölf Tafeln, trotz allen Abänderungen und Zusätzen, die Grundlage des römischen Rechtes blieben, so ließ sich durch spätere Bestimmungen der Grundcharakter des römischen Rechtes nicht verändern. Die Ungleichheit im Wechselverhältnisse von Mann und Frau, von Kindern und Eltern, von Mündeln und Vormündern blieb bestehen. Die der Sklaverei entlehnte Form der Verehelichung und der Entlassung aus der ehelichen oder aus der väterlichen Gewalt wurde in eine weniger verletzende verwandelt. Allein nach wie vor blieb die Ehe ein Verhältniß der Ungleichheit. Die Gattin sollte dem Gatten gehorsam sein. Auf den Vortheil des Vaters oder des Vormundes war das ganze elterliche und vormundschaftliche Recht abgesehen. Die Ehefrau hatte bei Lebzeiten ihres Mannes in ihren Beziehungen zu diesem und zu ihren Kindern eine durchaus untergeordnete Stellung. Starb der Gatte, so hatte sie wiederum nicht gleiche Rechte mit ihm in Betreff der Verwaltung des Vermögens und der Beaufsichtigung der Kinder. Die edleren Beweggründe, welche jede Gesetzgebung heben und nähren sollte, sind in dem römischen Rechte aller Orten dem Eigennutze und der Herrschsucht untergeordnet. Nicht die Liebe, die gegenseitige Achtung, sondern die Unterwerfung und der Gehorsam wurden im Wechselverhältnisse der Familienglieder gegenüber dem Familienhaupte gehegt. Dasselbe ungleiche Verhältniß fand auch in den Vermögensverhältnissen der Familien statt. Der Vater blieb unumschränkter Herr des Vermögens seiner Kinder auch nachdem diese herangewachsen waren, sich selbst niedergelassen und eigenes Vermögen erworben hatten. Wie die Sklaven, so hatten auch die Kinder nur auf ein sogenanntes Sondergut (Peculium) gewisse Rechte, welche jedoch nicht zu vollen Eigenthumsrechten wurden. Wie die Kinder der Willkür des Vaters, so waren die Mündel derjenigen des Vormundes preisgegeben. Dieselbe Härte durchdrang das ganze Recht der Sachen und der Verbindlichkeiten, obgleich sie in diesen Theilen der Gesetzgebung nicht so anschaulich hervortritt, als in dem Personenrechte. Ein höheres Princip, billige Berücksichtigung der Kräfte, Bedürfnisse und Verhältnisse der Menschen, das Streben, allen Bürgern zu Wohlstand zu verhelfen, oder doch die nothwendigen Mittel zum Lebensunterhalte zu lassen, finden wir im römischen Rechte nirgends. Ueberall entscheidet eine leere Aeußerlichkeit, eine Form über Recht oder Unrecht, über Besitz und Anspruch. Selbst das wohlbegründete Recht geht verloren, wenn bei Anstellung der Klage irgend eine Form vernachlässigt, irgend eine Aeußerlichkeit mangelhaft ist. Der klar ausgesprochene Wille des Eigenthümers verliert alle Bedeutung, wenn ein Siegel, ein Ausdruck, oder eine Unterschrift mangelhaft ist.

Doch zu den Zeiten der Republik wurden diese Mängel dadurch gemildert, daß alle Rechtsverhandlungen öffentlich und unter Zuziehung von Geschworenen (so lassen sich die Volksrichter, judices, am besten übersetzen) und von frei gewählten Volksbeamten entschieden wurden. Als später die Oeffentlichkeit der Verhandlungen aufhörte und an die Stelle von Geschworenen und Volksbeamten kaiserliche Richter traten, wurde die Härte des Gesetzes durch die Härte der Richter noch geschärft.

Das Strafrecht athmete denselben Geist der Härte, wie das bürgerliche Recht. Nicht weniger als neun Verbrechen wurden, nach den zwölf Tafeln, mit dem Tode bestraft. Dem römischen Strafrechte der alten Zeit haben wir es zuzuschreiben, daß bis auf unsere Tage, fast aller Orten das Eigenthum durch strengere Strafen geschützt wird, als die Person.

Ueber Leben und Tod eines Bürgers kamen die römischen Gerichte weit leichter und weit schneller hinweg, als über die gewöhnlichsten Streitigkeiten in Vertrags- und Erbangelegenheiten. Auch handelt nur ein sehr kleiner Theil der Justinian'schen Gesetzgebung von Strafen und Verbrechen. Im Strafrechte suchen wir ebenso vergeblich, als im bürgerlichen Rechte nach einem bessern Principe. Die Verhütung der Verbrechen durch zweckmäßige Strafandrohungen und die Besserung der Verbrecher nach gesprochenem Strafurtheile sind Bestrebungen, von welchen das römische Strafrecht keine Spur enthält. Wiedervergeltung war das ursprüngliche, Einschüchterung der später vorherrschende Grundgedanke des römischen Strafrechts. Ueber alle Maßen grausam und empörend wurde dasselbe aber zur Zeit der Kaiser in allen s. g. „politischen und religiösen Vergehungen." Wir haben davon weiter oben *) einige Proben mitgetheilt.

In einer für das Volk und nicht für die Gelehrten bestimmten Weltgeschichte können wir auf weitere Einzelnheiten nicht eingehen. Doch wollen wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß alle Gesetzgebungen unserer Tage, selbst diejenigen der nordamerikanischen Freistaaten, in der Hauptsache noch immer auf dem römischen Rechte beruhen. Ungeachtet an die Stelle der römischen Religion die christliche getreten, die Sklaverei in Europa und dem größeren Theile Amerika's abgeschafft ist, und mildere Sitten und Lebensgewohnheiten sich über die ganze Erde verbreitet haben, ungeachtet der Wahlspruch der neueren Zeit: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist, — haben wir noch immer eine Gesetzgebung, welche ein Kind der römischen Weltanschauung, der Sklaverei und der empörendsten Härte ist.

§. 54. Deutsches Recht.

Mit dem Schwerte in der Hand hatten sich die Deutschen durch den ganzen Westen Europa's Bahn gebrochen. Die Gewalt allein gab ihnen einen Anspruch auf das Land, das sie in Besitz nahmen und auf die Beute, die sie raubten. Die Deutschen, welche im Heimathlande zurückgeblieben waren, mußten schwere Kämpfe gegen die scythischen Völker bestehen, welche den ersten Anstoß zu der großen Völkerwanderung gegeben hatten. Im Vertheidigungs-, wie im Angriffskriege, gab das Eisen den Ausschlag. Unter dem mächtigen Einflusse dieser Kämpfe entwickelte sich ein Recht, welches von dem römischen eben so verschieden war, als die römische Entwickelung von der deutschen. Die Römer hatten zwar auch fast unausgesetzt Kriege geführt, allein sie breiteten ihre Grenzen verhältnißmäßig langsam aus, und ihre Kriege mit den auswärtigen Völkern standen in keiner unmittelbaren Beziehung zu der Entwickelung ihres Rechts. Anders war es bei den Deutschen. Sie konnten nur insofern hoffen, im ruhigen Besitze ihrer Eroberungen, oder ihres alten Heimathlandes zu verbleiben, als sie denselben durch Gesetze sicherten. Die neuen Gesetze der Deutschen entsprachen vollkommen den neuen Verhältnissen, welche sich seit dem Ende des vierten Jahrhunderts zu entwickeln begannen und welche sieben Jahrhunderte, von dem Uebergange der Gothen über die Donau (376) bis zum Uebergange der Normannen über den Kanal (1066), fortdauerten. Die großartigsten Bewegungen, welche im Laufe dieser Zeit stattgefunden hatten, waren nicht, wie in früheren und späteren Zeiten, die Folgen der Beschlüsse und Maßregeln organisirter Staaten, sondern die Folgen der Verbindung kriegslustiger Führer mit beutegierigen Kriegern. Selbst da, wo Könige, Herzoge und Fürsten an die Spitze mächtiger Heere traten, wie z. B. der Gothe Athalarich, der Franke Chlodwig und der Normanne Wilhelm, zogen sie einen großen Theil ihrer Streitkräfte aus dem Schooße von Völkern und Stämmen, die ihrer Herrschaft nicht unterworfen waren, während

*) Siehe B. III. § 31. V. 91. B. VI. § 3.

sie nicht die Macht besaßen, alle diejenigen waffenfähigen Männer, welche zu ihrem Stamme oder ihrem Volke gehörten, aufzubieten. Zwischen dem Führer derartiger kriegerischer Unternehmungen und seinen Getreuen bildete sich ein besonderes Verhältniß, welches seinen Ausdruck in dem s. g. Lehenwesen fand. Auf das Lehenwesen läßt sich das ganze deutsche Rechtssystem des Mittelalters zurückführen. Die Longobarden, welche in Italien einbrachen, haben demselben zuerst eine bestimmte Gestaltung im Leben und im Gesetze gegeben. Das longobardische Lehenrecht ist, gleich dem Justinianischen Rechte der Römer, ein Erzeugniß des Mittelalters, gleich diesem wurde es im ganzen Westen Europa's Rechtsquelle oder geltendes Gesetz und verdient daher eine nähere Beleuchtung, um so mehr, als es, trotz allem Widerstreben der Völker und trotz der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts, noch immer den einflußreichsten Lebensverhältnissen des europäischen Abendlandes zu Grunde liegt und ihnen gesetzliche Gestalt gibt.

Seit den Zeiten, da Odoacer den Kriegern, welche ihn als Führer erkannten, Grundbesitz in Italien zugetheilt,*) hatte sich dieses Beispiel, wenn auch mit einzelnen Abänderungen, im ganzen westlichen Europa wiederholt. Die Normannen in England waren nicht so bescheiden, als Odoacer's Schaaren. Sie nahmen fast den ganzen Grundbesitz England's an sich. Nach der Bedeutung und den Verdiensten der Krieger, oder, was am häufigsten der Fall war, nach der Gunst, in der sie bei dem glücklichen Eroberer standen, erhielten die Kriegsleute desselben Ländereien zu beschränktem Eigenthum. Der Machthaber, welcher das Land austheilte, blieb, wie man sich auszudrücken pflegte, Obereigenthümer, der Kriegsmann, welcher das Land empfing, wurde Nutzeigenthümer, d. h. ihm stand für sich und seine Erben die Nutznießung des Landes zu, er war jedoch verpflichtet, dem Führer, der ihm das Land gegeben, dem Lehensherrn, stets treu und zu Diensten gewärtig zu sein. Neben dem Lehen bestand zwar das unbeschränkte Eigenthum (das s. g. Allodium) noch immer fort. Allein in demselben Maße, als die Eroberung in den großen und kleinen Kreisen des Lebens um sich griff, verlor es mehr und mehr an Bedeutung, während der Lehensverband fast die ganze Staatsverbindung in sich aufnahm. Die Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten und Grafen konnten mit Sicherheit nur auf Diejenigen zählen, welche Lehen von ihnen empfangen hatten. In äußersten Fällen gelang es wohl kräftigen Fürsten, wie z. B. Karl I., den gesammten Heerbann des Volkes aufzubieten. Doch unter den schwachen Karolingern wurde dieses von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer schwieriger und die Lehensherren mußten sehr thätig und gefürchtet sein, wenn sie auch nur ihre Lehensleute (Vasallen) stets in Bereitschaft haben wollten. Bei den unermeßlichen Landstrecken, welche den glücklichen Eroberern der ersten Jahrhunderte des Mittelalters zur Verfügung standen, und bei der Abneigung, welche die deutschen Adeligen von jeher gegen alle Handarbeit hatten, verliehen die Lehensleute die ihnen zugetheilten Ländereien unter ähnlichen Bedingungen, wie sie dieselben empfangen hatten, an andere Leute (Afterlehen).

In den gewaltthätigen Zeiten des Mittelalters war es freien Leuten, welche keine große Macht besaßen, oft nicht möglich, sich drängender Nachbarn zu erwehren. Sie sahen sich daher nach einem Schutz- und Schirmherrn um, den sie nur dadurch gewinnen konnten, daß sie ihm ihre Ländereien zu Lehen auftrugen, wie man sich auszudrücken pflegte, d. h. daß sie ihn als Lehensherrn über sich erkannten, ihr Land als Lehen von ihm empfingen und ihm dafür die üblichen Dienste leisteten. Lehensherr und Lehensmann traten in ein gegenseitiges Verhältniß der Lehenstreue. Die Verletzung der Lehenstreue (Felonie) wurde als schweres Verbrechen behandelt, zog den Verlust des Lehens und, den Umständen nach, noch härtere Strafen nach sich.

*) Siehe Buch III. § 37 Seite 100. B. IV. § 5. 14.

Die Treue ist allerdings eine Tugend, allein eine solche, welche der Mensch mit dem Hunde, dem Pferde und vielen anderen Thieren gemein hat. Ein Verhältniß, welches wesentlich auf dieser Tugend beruht, bleibt immer ein sehr beschränktes. Das Vaterland, die Nationalität und die Freiheit sind Gegenstände, welche einen weit größeren Gesichtskreis und weit großartigere Tugenden, als die Lehenstreue, voraussetzen. Der Gedanke, einem ganzen Volke Dienste zu leisten, die Bestrebungen einer Nation zu fördern, ist weit erhebender, als die Pflicht, welche uns an einen einzelnen Menschen bindet. Wohl standen die Lehensherren in mannigfaltigen Beziehungen zu ihrem Volke oder ihrer Nation, doch fanden sehr häufig Reibungen zwischen dem Volke und einzelnen Lehensherren, zwischen den Pflichten gegen das Vaterland und gegen den Lehensherrn statt. Der Lehensverband ist eine der niedrigsten Formen, in welchen der Staat sich bewegt hat. Unstreitig waren, was Schlagfertigkeit und Machtfülle betrifft, die Formen des römischen Kaiserreiches den mittelalterlichen Lehenseinrichtungen bei Weitem vorzuziehen. Allein der Zweck eines Verbandes besteht nicht darin, die höchstmögliche Schlagfertigkeit und Machtfülle zu Tage zu fördern, sondern die darin enthaltenen Kräfte einer harmonischen Entwickelung entgegen zu führen. Die rohen Völker des Mittelalters waren der künstlichen Formen des römischen Kaiserreiches unfähig, und besaßen viel zu viel Selbstgefühl und Ungestüm, um sich dieselben gefallen zu lassen. Weit besser war es, die Völker in den losen und ungeschlachten Formen des Lehenswesens sich mit einer gewissen, freilich nach unseren Begriffen höchst sonderbaren, Freiheit austoben zu lassen, als sie durch die starren Formen des orientalischen Despotismus im Keime zu ersticken. Der natürliche Entwickelungsgang führt von dem kleineren zu dem größeren Verbande. Der Mensch muß erst lernen, sich in einem kleineren Kreise frei und tüchtig zu bewegen, bevor er mit Nutzen in einem größeren selbstthätig auftreten kann. Der Lehensverband bestand aus einer Mehrzahl kleiner Kreise, in welchen die Menschen zu einer größeren Wirksamkeit vorbereitet wurden. Wir können daher das Mittelalter nicht anklagen, in dem Lehenswesen eine verkehrte Einrichtung gegründet zu haben. Dasselbe entsprach vollkommen den Bedürfnissen der damaligen Zeit und der Beschaffenheit der damaligen Völker. Verkehrt ist nur, wenn man im neunzehnten Jahrhundert beibehalten will, was dem Gesichtskreise, den Bedürfnissen und den Bestrebungen unserer Zeit schnurstracks widerspricht.

§ 55. Christlicher Glaube, Judenthum und Islam.

Den Mohammedanern war und ist der Koran zugleich Religions- und Gesetzbuch. Auch die Juden betrachteten die Bücher Mosis gleichmäßig als religiöse und gesetzliche Grundlage ihres Lebens. Eine ganz andere Stellung nahmen dagegen die Christen ihren heiligen Büchern gegenüber ein. Hätten sie die Vorschriften Christi in's wirkliche Leben eingeführt, hätten sie Anderen gethan, wie sie wünschten, daß sie ihnen thun möchten, hätten sie ihre Nächsten geliebt, gleichwie sich selbst, so hätten sie weder das römische Recht, noch das deutsche Recht annehmen können, wie wir das eine und das andere in den vorhergehenden Paragraphen schilderten. In demselben Maße, als die christliche Sittenlehre reiner und erhabener war, als die mohammedanische und die jüdische, blieb sie ein todter Buchstabe, oder höchstens ein Schatz, welcher der Gegenwart verschlossen war und nur der fernen Zukunft durchgreifende Hülfe versprach. Die Stichworte der französischen Revolution des neunzehnten Jahrhunderts: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, finden schon in den Lehren Christi ihre Begründung. Allerdings sind die Grundlagen der christlichen Lehre wiederum in dem Judenthum zu suchen. Christus erklärte ausdrücklich, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz Mosis abzuschaffen, sondern es zu erfüllen und daß es noth that,

die Juden seiner Zeit auf eine reinere Auffassung des mosaischen Gesetzes hinzuweisen, erhellt schon aus der Behandlung, welche Christo von Seiten der Schriftgelehrten und Pharisäer zu Theil wurde. Wie sich das Christenthum auf das Judenthum, so stützte sich der Islam auf diese beiden Religionen. In seiner Erzählung von dem Ringe hat schon Lessing darauf hingewiesen, daß die einzige Probe, welche Christen, Juden und Mohammedaner von der Reinheit ihrer Religion ablegen könnten, in der gewissenhaften Erfüllung ihrer Menschenpflichten bestehe. Judenthum, Christenthum und Islam beruhen sämmtlich auf dem Glauben an einen Gott und schärfen die gewissenhafte Erfüllung der Menschenpflichten ein. Doch im Laufe der Jahrhunderte entfernten sich alle drei Religionen mehr und mehr von den Gesetzen und Vorschriften, welche ihnen ihre Stifter gaben. Moses, Christus und Mohammed waren alle drei unstreitig ausgezeichnete Männer, welche die sittliche und religiöse Hebung ihrer Landsleute förderten, und die Menschheit stünde unzweifelhaft auf einer höheren Stufe der Bildung und des Glückes, wenn die Lehren Mosis, Christi und Mohammed's von ihren Anhängern tiefer erfaßt und gewissenhafter beobachtet worden wären. Doch warfen sich alle Gläubigen, mit sehr geringen, größtentheils nur durch die Macht der Verhältnisse bedingten Verschiedenheiten, statt auf den sittlichen Kern, auf die übernatürlichen Ausschmückungen, Glaubenssätze und Aeußerlichkeiten ihrer Religion. Wenn wir uns auf den Standpunkt des unparteiischen Geschichtschreibers stellen, so müssen wir erkennen, daß das Judenthum und der Islam große Verdienste um die Menschheit hatten, insofern sie mit Ausdauer und Kraft der Vielgötterei entgegentraten. Der Werth des Christenthums gegenüber jenen beiden Nebenbuhlern besteht aber darin, daß es mit weit größerer Wärme und Innigkeit die Pflicht der Menschenliebe einschärft und mit weit größerer Kraft auf die edleren und erhabeneren Gefühle der Menschennatur einwirkt. Der Islam, welcher den sinnlichen Genuß durch die Vielweiberei fördert und im Hinblick auf die Freuden des Paradieses aufstachelt, konnte schon aus diesem Grunde niemals zu einer freieren und reineren Weltanschauung gelangen. Das Judenthum hielt zu starr an seiner Vergangenheit fest, als daß es gleichen Schritt mit dem Entwickelungsgange der Menschheit hätte halten können. Das Christenthum, so sehr es auch von grübelnden Scheinweisen verunstaltet und von herrschsüchtigen Scheinheiligen ausgebeutet wurde, besaß doch, selbst in den finstern Zeiten des Mittelalters, eine Fülle der Wahrheit, eine Tiefe der Erkenntniß und eine Kraft der Begeisterung, welche es nicht nur vor dem Untergange bewahrten, sondern ihm auch eine große Zukunft sicherten.

Seit der Zeit der römischen Kaiser hatte das Judenthum die mannigfaltigsten Kämpfe zu bestehen, in deren Folge sich seine Anhänger über die ganze Erde verbreiteten. Besonders hart betrafen sie die Beschlüsse der christlichen Kaiser, namentlich Constantin's I. und Theodos I. Im Jahre 418 wurden die Juden von dem Kriegsdienste ausgeschlossen, zu dem sie bis dahin, gleich anderen Glaubensgenossen, beigezogen worden waren. Im Jahre 429 wurde ihr Patriarchat zu Tiberias aufgehoben. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wurden sie durch die römischen Kaiser, namentlich des Morgenlandes, mehr und mehr beschränkt und bedrückt. Doch als das weströmische Reich unterging, lebten die Juden unangefochten auf dem Festlande und den Inseln Italien's. Die Byzantiner fuhren fort, sie zu mißhandeln. In Frankreich und Spanien erlitten die Juden schon im sechsten und siebenten Jahrhundert grausame Verfolgungen*). Glücklicher war ihr Loos im fernen Osten unter der Herrschaft der parthischen und persischen Großkönige. Mit Hülfe der Perser bemächtigten sich die in Palästina wohnenden Juden (610) der Stadt Jerusalem. Doch ihr Triumph währte nicht lange. Kaiser Heraclius demüthigte sie bald schon wieder. Der Sieg des Islam über das Christenthum in Asien, Afrika und Spanien verbesserte die

*) Siehe oben §. 8.

Lage der Juden wesentlich in diesen Theilen der Welt. Mit Ausnahme vorübergehender Verfolgungen (z. B. in Mauritanien 790 und in Egypten 1010) lebten sie unter den mohammedanischen Fürsten glücklich und ohne Bedrückung. Manche Juden schwangen sich zu einflußreichen Stellen als Räthe, Geheimschreiber, Astrologen und Leibärzte empor. In Deutschland finden wir erst im achten Jahrhundert, am Rheine, Juden. In Sachsen und Böhmen ließen sie sich im zehnten, in Schwaben, Franken und Oesterreich im elften Jahrhundert nieder. Doch da sie in keine der daselbst üblichen Menschenklassen eingereiht werden konnten, wurden sie als Kammerknechte unter die Herrschaft der Kaiser gestellt, deren Willkür sie preisgegeben waren. Ungeachtet aller Bedrückungen hielten sie aber fest an ihrem Glauben und entwickelten mehr und mehr ihre Ansichten über Welt und Leben, über Wissenschaft und Lehre. Eine besondere Rolle in der jüdischen Literatur spielt der Talmud, welcher, neben dem Pentateuch, (den fünf Büchern Mosis) eine Hauptquelle des jüdischen Gesetzes wurde. Schon vor dem Anfange des Mittelalters hatten übrigens die Juden aufgehört, hebräisch zu sprechen und die Sprachen der Länder, in denen sie wohnten, angenommen. Der grübelnde und doch so wenig tief eindringende Geist des Mittelalters bewährte sich im Judenthume nicht minder, als im Christenthume, wovon der Talmud den deutlichsten Beweis liefert.

Im Laufe dieses Zeitabschnittes änderte sich das System der christlichen Hierarchie vollständig. Die griechischen und lateinischen Christen trennten sich in zwei feindliche Parteien. Die Geistlichkeit des Ostens fiel dem kaiserlichen Despotismus anheim. Die Geistlichkeit des Abendlandes siegte dagegen im Kampfe mit der weltlichen Gewalt. Die Synoden, welche früher im christlichen Leben eine so bedeutende Rolle spielten, hörten auf, von Bedeutung zu sein. Alle wichtigen Angelegenheiten der Religion wurden in Rom entschieden. Die Bischöfe, welche weltliche Herren geworden waren, hatten den Geschmack an theologischen Streitigkeiten verloren. Die meisten Klöster hatten sich der bischöflichen Aufsicht entzogen und dem Papste in die Arme geworfen. Wie in unseren Tagen die katholischen Geistlichen England's unter dem Banner der Religionsfreiheit, so suchten im elften Jahrhundert die Päpste, unter der Fahne der Freiheit der Kirche, Aberglauben und Knechtschaft zu verbreiten.

Wir haben in einem besonderen Abschnitte den Mißbrauch geschildert, welchen herrschsüchtige Pfaffen mit dem Christenthume trieben. Wir würden aber dem Berufe eines unparteiischen Geschichtschreibers nicht treu bleiben, wenn wir keinen Unterschied machten zwischen Christenthum und den damit verbundenen wilden Leidenschaften. Nicht blos im Schooße des Volkes, auch unter den Geistlichen fanden sich, neben Millionen verdummter und abergläubischer Menschen, auch Einzelne, welche den reinen Kern des Christenthums erkannten, im Geiste seines Stifters lebten und durch Wort und That denselben verbreiteten. Besonders wirksam erwies sich das Christenthum, indem es die Sklaverei, das Faustrecht und die Blutrache milderte, an mannigfaltige Formen knüpfte und theilweise abschaffte. Die Bücher des neuen Testaments waren in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters eine Seltenheit. Doch wurden sie, gleich den Werken der Kirchenväter, griechischer und lateinischer Classiker in den Klöstern der Benedictiner abgeschrieben und nicht blos den Abschreibern, sondern auch manchen Lesern näher gerückt.

Der Islam würde unrichtig beurtheilt, wenn wir nur seine Beziehungen zum Judenthum und Christenthum in's Auge faßten. Dem Christenthum leistete er gute Dienste, indem er dessen Neigung zur Vielgötterei und zum Götzendienste entgegenwirkte. Weit bedeutender war aber der Einfluß, den er gegenüber den heidnischen Völkern Asien's und Afrika's gewann. Diese wurden durch ihn jedenfalls von noch größeren Abgeschmacktheiten zurückgebracht und durch eine frische, kräftige Anregung aus ihrem Schlummer aufgerüttelt.

So wild und stürmisch die Saracenen im Kampfe gegen Andersglaubende anfangs wütheten, wurden sie doch später, nachdem sich ihre Reiche befestigt hatten, duldsamer, als die Christen ihrer Zeit. Nicht blos Juden, sondern auch Christen wohnten da und dort zahlreich inmitten der Mohammedaner und blieben, wenn sie nur ihren Tribut bezahlten, unbehelligt und unverfolgt von Seiten der Beherrscher des Landes.

Auf den Schultern des Judenthumes schwang sich das Christenthum empor und gewann zahlreichere Anhänger, als jenes. Judenthum und Christenthum bildeten gemeinschaftlich die Grundlage des Islam und dieser gewann noch größere Massen für sich, als seine Vorgänger im Gebiete der Religion. Doch nicht die Zahl der Anhänger, vielmehr nur der innere Werth einer Lehre leistet Bürgschaft für ihre Dauer. Das Judenthum hielt starr an den Lehren der Vergangenheit fest, der Islam hörte, nach einigen Jahrhunderten der Blüthe, schon auf, sich weiter zu entwickeln. Das Christenthum bedurfte eines Jahrtausends, um sich über die dafür empfänglichen Theile der alten Welt auszubreiten. Doch es ist in stetem Wachsen begriffen, während der Islam seit Jahrhunderten nur Rückschritte machte, und das Judenthum stehen blieb.

§ 56. Faustrecht und Gottesfriede.

Das römische und das deutsche Recht, das alte Heidenthum und der darüber ausgebreitete Schleier des Christenthums, Judenthum und Islam, die Religion der Liebe und das Vertrauen auf das gute Schwert, — Faustrecht und Gottesfriede standen in bunter Mischung neben einander und kein Weiser des Mittelalters konnte vorhersagen, welcher dieser widerstrebenden Grundbestandtheile des damaligen Lebens nach einem Jahrtausende den Sieg davon getragen haben würde. Schwerlich dachte irgend Jemand, daß diese unversöhnlichen Gegensätze so lange neben einander bestehen würden, als sie neben einander hergegangen sind. Die Deutschen und die Araber hatten ihre Reiche durch die Schärfe des Schwertes gegründet. Die Morgenländer waren mehr an Gehorsam gewöhnt, als die Abendländer, sie verstanden es, in ihren Reichen bald jene Ordnung einzuführen, welche in unseren Tagen von den Tyrannen und deren Anhange so sehr gepriesen wird: die Ordnung, welche nicht aus der Bildung und dem Willen der Massen, sondern aus der Grausamkeit und der Willkür ihrer Beherrscher hervorgeht. Hätte sich im Abendlande dieselbe Geneigtheit zu blindem Gehorsam gefunden, wie im Osten, so hätte schnell auch hier eine solche Scheinordnung hergestellt werden können. Doch zum Glücke für die Menschheit war das Selbstgefühl und der Sinn für Unabhängigkeit im Abendlande zu mächtig, als daß der orientalische Despotismus auf deren Trümmern sein Banner siegreich hätte aufpflanzen können. Die tapferen Krieger, welche die neuen Reiche des Westens gegründet hatten, steckten nach dem Siege ihre Schwerter nicht in die Scheiden, um ihre Rücken vor zürnenden Despoten zu krümmen. Sie bedienten sich ihrer, den Umständen nach, gegen ihre Könige und ihre Gleichen. In Deutschland, dem Mutterlande sämmtlicher neuen Reiche des Westens, erhielt sich der unbändige Geist des Mittelalters am längsten. In England ging er zuerst in gesetzliche Freiheit über. Die Gerichte des Mittelalters waren nicht geeignet, die stolzen Ritter in das Geleise der Gesetze zu bannen. Selten verstanden es die Krieger, zu lesen und zu schreiben. Die Volksgerichte früherer Zeiten waren abgekommen, die gerichtlichen Verhandlungen wurden schleppend und dem gesunden Menschenverstande durch Beimischung römischer Förmlichkeiten unverständlich. Ueberdies fehlte es sehr häufig den Richtern an den Mitteln, ihre Urtheile mächtigen Herren gegenüber zu vollziehen, und noch häufiger an Muth, den Schwachen gegen den Starken zu schützen. Alle diese Verhältnisse wirkten zusammen, die Eigenmacht, oder das Faustrecht zu stärken.

Statt an einen Richter, dessen Urtheil zweifelhaft war, und welcher keine Bürgschaft für dessen Vollstreckung geben konnte, wandte sich der Bedrängte, wenn er schwach war, an einen Mächtigen mit der Bitte um Schutz, oder griff er, wenn er sich stark fühlte, zum Schwerte, um sich selbst sein Recht zu verschaffen. Es galt für gesetzlich erlaubt, eine klar verbriefte Forderung dadurch geltend zu machen, daß man dem säumigen Schuldner deren Betrag in Gegenständen irgend einer Art abnahm. Doch sollte dem Schuldner die Pfändung vier Wochen vorher angekündigt werden. Dieses wurde gewöhnlich unterlassen, um desto leichter zum Ziele zu gelangen. Auch waren tapfere Ritter nicht besonders genau bei der Prüfung, ob die Forderung in der That klar und verbrieft sei. Die königliche Gewalt war fast aller Orten im Abendlande zu schwach, um durchgreifende Abhülfe zu gewähren und beschäftigte sich vorzugsweise mit ihren eigenen Fehden, die ihr nur zu viele Mühen und Sorgen bereiteten. Das bloße Verbot der Selbsthülfe blieb so lange unwirksam, als es sich nicht stützte auf eine bedeutende Waffenmacht und als ihm nicht wohlgeordnete Gerichte zur Seite standen. Das Faustrecht blieb daher das vorherrschende Recht des Mittelalters und die Kirche, welche nicht stark genug war, es abzuschaffen, bemühte sich nur, durch den sogenannten „Gottesfrieden" es zu mäßigen. Mit Mühe setzten die Geistlichen durch, daß von Donnerstag Abends bis Sonntag Abends in jeder Woche, in der Advents- und Fastenzeit, an allen Festtagen und in den Octaven der hohen Feste die Waffen ruhen sollten. Diese Zeit der Waffenruhe nannte man den Gottesfrieden (treuga dei). Zuerst wurde derselbe im Jahre 1030 in Südfrankreich und Burgund eingeführt, und auf den Concilien zu Narbonne (1054), Troyes (1093), Clermont (1095), Rouen (1096) und Nordhausen (1105) bestätigt. Ueberdies wurden gewisse Plätze: Kirchen, Klöster, Spitäler, Kirchhöfe u. s. w. und gewisse Personen: Geistliche, Ackersleute auf dem Felde und überhaupt alle Wehrlosen in den Gottesfrieden eingeschlossen. Dieser wurde namentlich durch das Concilium zu Clermont eingeschärft (1095). Uebrigens bildete der „Gottesfrieden" nur eine schwache Schranke gegen mächtige Herren. Für Deutschland wurde er, im Jahre 1038, auf dem Reichstage zu Solothurn angenommen. Wilhelm der Eroberer führte ihn in England ein und im Jahre 1071 wurde er in den Niederlanden verkündigt.

Der von den Geistlichen verkündete „Gottesfrieden" des Mittelalters verhielt sich zu dem Frieden Gottes, nach welchem sich die gedrückten Völker sehnten, gerade so, wie das Christenthum jener Zeit zu Christi Lehre. Er war nur eine tönende Schelle ohne wirklichen Werth. Die großen und mächtigen Herrscher beobachteten ihn nicht und die kleinen wurden durch denselben in dem Gedanken der Rechtmäßigkeit ihrer Gewaltthaten, vorausgesetzt, daß sie an den nicht gefriedeten Tagen und an nicht gefriedeten Personen verübt wurden, bestärkt. Immerhin bezeichnet er einen Fortschritt in dem langsamen Entwickelungsgange jener Zeit.

§ 57. Gottesgerichte.

Das Mittelalter zeichnete sich mehr, als irgend ein anderer Abschnitt der Geschichte, durch schroffe Gegensätze aus. Blutige Gewaltthat ging aller Orten Hand in Hand mit einem gläubigen Bekenntnisse der Religion. Je schwächer die Erkenntniß war, desto mehr mußte der Glauben aushelfen. Wie in den größten Kreisen des Lebens der Kaiser und der Papst, die Vertreter des Schwertes und des Kreuzes, einander bald feindlich gegenüberstanden, bald sich „freundschaftlich" die Hände reichten, so standen sich auch in den kleineren Kreisen die Principien, deren Träger sie waren, gegenüber. Die Gewalt hatte entschieden zwischen den Gründern der neuen Staaten und den Vertheidigern des alternden

römischen Reiches. Da die Entscheidung zu Gunsten der Deutschen ausgefallen war, hatten diese große Neigung, alle ihre Streitigkeiten dem Kampfe anheim zu geben. Zwischen Faustrecht und gerichtlichem Zweikampfe bestand kein wesentlicher Unterschied. Wie der Gottesfriede von den Geistlichen erfunden ward, um Methode in das Faustrecht zu bringen und es zu mildern, so wurden die gerichtlichen Zweikämpfe von den Richtern erdacht, um dem Faustrecht eine gewisse bindende Form zu geben. Der Starke hatte natürlich bei den gerichtlichen Zweikämpfen, wie bei dem außergerichtlichen Faustrechte, immer zu erwarten, daß er den Schwachen besiegen würde. Die gerichtlichen Zweikämpfe unterschieden sich von dem außergerichtlichen Faustrechte nur dadurch, daß bei ihnen die persönliche Beschaffenheit der Kämpfer den Ausschlag gab, während der Reichthum, die Zahl und die Tapferkeit der Kriegsleute beider Theile bei den außergerichtlichen Kämpfen in die Wagschaale fiel. Der tüchtigere Haudegen war beim gerichtlichen Zweikampfe des Sieges eben so sicher, als der mächtigere Ritter es bei dem außergerichtlichen Faustrechte war. Recht oder Unrecht kamen dabei wenig oder gar nicht zur Sprache, theils weil bei den meisten Streitigkeiten beide Theile glauben, das Recht auf ihrer Seite zu haben, theils aber auch, weil in Fällen, da das Unrecht offenbar auf der einen Seite war, der Trieb der Selbsterhaltung in der Regel mächtiger wirkte, als das Bewußtsein der Schuld. Diejenigen, welche selbst nicht kämpfen konnten, mußten einen Kämpfer für sich zu gewinnen suchen. Uebrigens wurden nicht blos Streitigkeiten über mein und dein, sondern auch Zweifelsfragen allgemeiner Natur und selbst solche, welche in das Gebiet der Religion einschlugen, durch gerichtlichen Zweikampf entschieden. Beweis genug, daß, wenn die Priester auf der einen Seite dem Faustrechte widerstrebten, sie dasselbe auf der anderen doch auch wieder hegten und förderten.

Weit abgeschmackter, als der gerichtliche Zweikampf, waren die übrigen s. g. „Gottesurtheile" oder **Ordalien:** die Feuerprobe, die Wasserprobe, der geweihte Bissen, das Gericht des heiligen Abendmahls, und das Bahrrecht. Bei dem s. g. Gottesurtheile des gerichtlichen Zweikampfs war der Ausgang von vorherein nicht immer mit Gewißheit vorauszusehen. Die Kämpfer waren sich häufig ziemlich gewachsen und wenn sonst die Bedingungen des Kampfes gleich waren, mochte wohl das feste Bewußtsein des Rechtes den Ausschlag geben. Allein bei den übrigen s. g. Gottesurtheilen war für den vernünftigen Menschen der Ausgang nicht zweifelhaft. Die Feuer- und Wasserprobe konnte auch der Unschuldigste ohne Betrug nicht aushalten. Bei dem geweihten Bissen, dem Gerichte des heiligen Abendmahls und dem Bahrrechte konnte auch der Schuldigste gewiß sein, siegreich die Probe zu bestehen. Bei der Feuerprobe mußte der Beklagte über glühende Kohlen oder neun glühende Pflugschaaren mit bloßen Füßen schreiten, ein glühendes Eisen mit bloßer Hand mehrere Schritte weit tragen, sich glühende Kohlen auf den bloßen Fuß legen lassen, oder durch ein Feuer gehen. Alles dieses konnte er, ohne Betrug, unversengt nicht thun. Bei der Probe des kalten Wassers mußte der Beklagte ertrinken und bei derjenigen des heißen Wassers konnte er nicht vermeiden, Blasen zu bekommen. Ganz anders verhielt sich dagegen die Sache bei den drei anderen Proben. Je verhärteter und ungläubiger ein Bösewicht war, mit desto größerer Seelenruhe konnte er die Wirkung des geweihten Bissens und des heiligen Abendmahls erwarten. Wurde ihm in die Hostie oder in den dargereichten Bissen kein Gift gemischt, so legten beide den gewöhnlichen Weg im menschlichen Körper ohne allen Nachtheil für den Genießenden zurück. Von ganz gleicher Beschaffenheit war im Wesentlichen das Bahrrecht. Es müßte ein ganz besonderes Unglück gewesen sein, wenn die Berührung einer Leiche oder der Todeswunden derselben bewirkt hätte, daß das Blut von neuem geflossen wäre. War ein Mensch wirklich todt, so konnte die Berührung seiner Leiche sein erstarrtes Blut nicht

mehr flüssig machen. Der Mörder konnte sie daher, wenn er anders verständig war, mit dem befriedigenden Bewußtsein berühren, daß er dadurch in den Augen aller Gläubigen seine Unschuld beweisen würde.

Eine Art Zweikampf, obgleich nicht mit Schwertern, war das s. g. „Kreuzgericht". Es kam in zwei Formen vor. Man stellte die streitenden Theile, mit ausgestreckten oder kreuzweise ausgebreiteten Armen, unter ein Kreuz. Wer die Hände am längsten ruhig halten konnte, hatte Recht, wer sie zuerst bewegte, oder sinken ließ, Unrecht. Dabei kam am meisten auf Muskelkraft und Uebung in solchen Dingen an. Ohne Zweifel hätte bei dieser Probe ein indischer Selbstpeiniger Recht gegen jeden christlichen Heiligen erhalten. Die zweite Form des Kreuzgerichts war, daß man den angeschuldigten Verbrecher zu einer Reliquie oder in eine Kirche führte, dort von zwei Würfeln einen mit einem Kreuze bezeichnete und dann in den Sack griff. Wurde der Würfel mit dem Zeichen des Kreuzes gezogen, so wurde der Angeklagte für unschuldig gehalten, im entgegengesetzten Falle für schuldig.

Die Hauptsache bei allen diesen s. g. Gottesurtheilen bestand in der Bestimmung dieser oder jener Probe. Die schlauen Geistlichen behielten sich die geweihten Bissen und das Abendmahl bevor, und waren sicher, mit deren Hülfe immer ihre Unschuld zu beweisen. Durch das Bahrrecht ließ sich ohne Mühe die Unschuld jedes Mörders, welcher der Feuer- oder Wasserprobe unfehlbar erlegen wäre, darthun. Bei dem Kreuzgerichte ließen sich leicht mancherlei Unterschleife treiben. Nur bei dem gerichtlichen Zweikampf entschieden männliche Tapferkeit, Kraft und Gewandtheit.

List und Gewalt, die beiden vorherrschenden Grundbestandtheile des Mittelalters, gaben auch bei den s. g. Gottesurtheilen den Ausschlag. Der Glaube und das Bewußtsein des Rechts vermochten wenig oder nichts gegen die Macht des Feuers, des Wassers und des Eisens, und gegen den Zufall der Würfel. Die Gewalt entschied beim Zweikampfe und die List bei der Wahl der Proben. Je weniger ein Mensch glaubte und je mehr er im Vertrauen auf die natürliche Beziehung von Ursache und Wirkung sich des von ihm angestrebten Zieles versicherte, desto gewisser war er der Sieger.

Gerichtliche Zweikämpfe, Feuer- und Wasserprobe waren schon zu den Zeiten des Heidenthums bei der deutschen Nation üblich gewesen. Den christlichen Geistlichen blieb es vorbehalten, das Urtheil, welches früher den heidnischen Göttern zugeschrieben wurde, auf die christliche Dreieinigkeit überzutragen, und zu den alten heidnischen Proben den geweihten Bissen, das Abendmahl, das Bahrrecht und das Kreuzgericht hinzuzufügen. Wir sehen bei dieser, wie bei hundert anderen Gelegenheiten, daß das Christenthum des Mittelalters in vielen Beziehungen nur eine Fortsetzung des alten Heidenthums war.

§ 58. Königthum, Adel und Leibeigenschaft.

Die Geschichte der ersten Jahrhunderte des Mittelalters ist aus dem Grunde von so hoher Bedeutung, weil im Laufe derselben sich alle jene Ideen entwickelten, welche die Herrschaft der Machthaber unserer Tage noch stützen. Auf allen Erlassen derselben findet man die Gnade Gottes als Ursprung ihrer Gewalt angeführt. Dennoch weist die Geschichte einen ganz anderen Ursprung thatsächlich nach. Im vorigen Abschnitte haben wir gesehen, welches der Ursprung der geistlichen Herrschaft in den christlichen Staaten war und haben gefunden, daß wenn göttliche Gnade nicht gleichbedeutend ist mit Fälschung, Betrug und List, die geistliche Herrschaft vom Papste abwärts bis zum geringsten Dorfpfarrer keineswegs auf göttlicher Gnade beruht. Wenn die wesentliche Grundlage aller

geistlichen Herrschaft Fälschung und Betrug, so war diejenige der weltlichen Gewaltthat und Krieg. Wie sich der Ursprung der päpstlichen, der erzbischöflichen, der bischöflichen und jeder anderen geistlichen Behörde geschichtlich nachweisen läßt, so auch der Ursprung aller weltlichen Macht. Die Geschichte zeigt uns mit vollständiger Klarheit, wie das römische Kaiserthum des Abendlandes und die Reiche der verschiedenen Könige Europa's entstanden. Nicht minder deutlich bekundet sie, wie der Adel zu seiner bevorzugten Stellung und zu seinen Reichthümern gelangte. Aus einer Verabredung des Königs der Franken, Karl's I., und des Papstes Leo III. ging die Wiederherstellung des abendländischen römischen Reiches hervor. Gewalt und Betrug fallen bei dieser Gründung zu ziemlich gleichen Theilen in die Wagschaale. Leo III. täuschte den Frankenkönig und die ganze Welt, indem er sich den Anschein gab, als habe er über die römische Kaiserkrone zu verfügen. Der Frankenkönig hielt diesen Betrug aufrecht durch die Gewalt seiner Waffen. Das Geschlecht der Merovinger begründete seine Herrschaft durch die Siege Chlodwig's. Die Karolinger schwangen sich zu Königen empor, indem sie die letzten Merovinger einsperrten und, mit Hülfe der Päpste, sich selbst an deren Stelle setzten. In ganz ähnlicher Weise wurden später die Karolinger von den Capetingern verdrängt. Nachdem Hengist und Horsa zuerst mit dem Schwerte ihre Herrschaft in England begründet, und die Dänen eine Zeit lang auf derselben Grundlage in Albion gewaltet hatten, eroberte später Wilhelm I. das Land und stiftete die noch in unseren Tagen bestehende englische Monarchie. Durch Gewalt eroberten die Saracenen Spanien; durch Gewalt breiteten sich die christlichen Könige später daselbst wieder aus. Auf gleiche Weise gründeten Longobarden und Normänner in Italien, Bulgaren und Ungarn an der Donau und die Wäringer in Rußland ihre Reiche. Wie die Gewalt den Ausschlag gab zwischen den Nationen, so gab sie auch die Entscheidung im Wechselverhältniß von Fürst und Volk. Die einzige Gewalt, welche eine volksthümliche Grundlage hatte, das Königthum in Deutschland, welches auf Wahl beruhte, konnte nie zu Kräften kommen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier die geschichtlichen Grundlagen jedes einzelnen Reiches in Europa prüfen wollten. Wir haben dieselben bei der Geschichte der verschiedenen Staaten bereits dargestellt. Hier möge die allgemeine Bemerkung genügen, daß es, im Angesichte aller dieser geschichtlichen Thatsachen, ein bitterer Hohn ist, den blutigen Ursprung der Königreiche Europa's der göttlichen Gnade zuzuschreiben.

In der früheren Geschichte der deutschen Völker bildeten vier Stände: die Semperfreien, die Gemeinfreien, die Hörigen und die Sklaven, die Organisation, auf welcher die Ordnung der deutschen Stämme beruhte. Die Könige waren nichts anderes, als Semperfreie, welche sich, begünstigt durch die Verhältnisse oder gehoben durch ihre Verdienste, zu den Führern ihrer und, den Umständen nach, anderer Stämme, emporgeschwungen hatten. Im Anfange des Mittelalters wurde die vorübergehende Würde der obersten Führer in ganz Europa eine dauernde, bald auch erbliche. Die Stufenleiter der staatlichen Organisation erhielt auf diese Weise eine höhere Sprosse, wogegen sich die niederste (die Sklaverei) allmälig verlor. An die Stelle der s. g. Semperfreien der älteren Zeit trat der hohe Adel und die Gemeinfreien gingen in den niederen Adel über, so daß wir in der Geschichte des Mittelalters wiederum vier Begriffe finden (Königthum, hoher Adel, niederer Adel und Leibeigenschaft), welche den ganzen Staatsorganismus ausfüllen. Neben diesen vier Trägern der weltlichen Herrschaft im Mittelalter ging allerdings noch eine gewisse Anzahl freier, nicht adeliger Menschen einher, welche übrigens erst später eine erhöhte Bedeutung erlangte, als sich die Städte zu selbstständiger Kraft erhoben.

Von den ehemaligen semperfreien und gemeinfreien Geschlechtern erhielten sich nur

wenige ihre bevorzugte Stellung im Staate, insofern sie nicht entweder Lehensleute (Vasallen) oder Dienstleute (Ministerialen) der Kaiser und Könige wurden. Alle Staatsgeschäfte wurden theils durch die Lehens-, theils durch die Dienstleute versehen. Wie die Könige, so machten auch die Vasallen und Ministerialen allmälig ihre Aemter erblich. Das öffentliche Wohl wurde fast durchschnittlich dem Vortheile der bevorzugten Familien, die staatsrechtlichen Begriffe den Begriffen des Eigenthums und der Erbschaft untergeordnet. Der Adel, welcher in den alten deutschen Zeiten seinen Einfluß nur aus seinem größeren Güterbesitze und persönlichen Verdiensten abgeleitet hatte, erhielt im Laufe des Mittelalters in den erblichen Aemtern der Lehensleute, der Herzoge, Grafen u. s. w. und der Ministerialen (Truchseße, Schenken, Marschälle und Kämmerer) eine neue Grundlage.

Von allen bevorzugten Ständen gelang es nur den deutschen Königen und den römischen Kaisern des Abendlandes nicht, ihre Stelle erblich zu machen. Die Rücksicht auf persönliche Tüchtigkeit wurde bei der Vergebung der Staatsländereien und Staatsämter größtentheils überall den Familienverhältnissen untergeordnet. Die Folge davon war natürlich eine sehr schlechte Verwaltung derselben. Die Menschheit hat aber insofern dabei gewonnen, als es, in dessen Folge, keinem einzelnen Träger der Macht, weder der geistlichen, noch der weltlichen, weder dem Königthume, noch dem Adel, gelang, einen vollständigen Sieg über seinen Nebenbuhler davon zu tragen.

Während Könige, hoher und niederer Adel herrschten, kämpften und stritten, ruhte die ganze Last der Arbeit auf dem Stande der Leibeigenen. Dieser wurde durch entlassene Sklaven und Freie, welche nicht die Macht besaßen, sich selbst gegen gewaltige Nachbarn zu schützen, von Jahrhundert zu Jahrhundert vermehrt. Die Leibeigenen bildeten die große Masse des Volkes. Ihr Schicksal war ein sehr hartes. Sie durften ohne Erlaubniß ihres Herrn sich nicht verehelichen, und diese wurde, im günstigsten Falle, von der Leistung einer Abgabe (Bedemund, Frauenzins, Klauenthaler, Hemdschilling, Bußengeld oder Bußenhuhn) abhängig gemacht. In einzelnen Ländern wurde sogar, verruchterweise, von den Leibherren das Recht auf die erste Nacht (jus primae noctis) geltend gemacht. Die Kinder der Leibeigenen durften, ohne Einwilligung des Leibherren, keine andere Lebensart ergreifen, als die, worin sie geboren waren. Der Leibherr konnte willkürlich körperliche Strafen und Züchtigungen verhängen und verlangte schwere Abgaben und Dienste, welche theils gemessen, theils ungemessen waren und ihm stets die Früchte der Arbeit des Leibeigenen zuführten. Der Leibeigene sollte zwar nicht willkürlich von seinem Hofe vertrieben werden, doch war es ihm schwer, gegen habsüchtige und gewaltthätige Herren irgendwo Recht zu finden.

In der finstersten Zeit des Mittelalters war es, in welcher den Leibeigenen jene unzähligen Abgaben, Frohnden, Zinsen und Gülten auferlegt wurden, unter deren Wucht in einem großen Theile Europa's der Bauer bis zum heutigen Tage noch seufzt.

Die Deutschen wurden Christen zum Theil schon vor anderthalb Jahrtausenden, allein die Grundgedanken ihrer Staatsverfassung zur Zeit des Heidenthums haben sich bis auf heute erhalten. Statt der brüderlichen Gleichheit, welche Christus lehrte, finden wir noch immer schroffe Standesunterschiede, statt der brüderlichen Liebe, welche die Grundlage seiner Lehre bildet, einen unerträglichen Druck, der von den bevorzugten Ständen auf die ganze Masse des Volkes ausgeübt wird. Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß die persönlichen Bande der Abhängigkeit seit den Zeiten des Mittelalters gelockert worden sind. Doch wenn zu der größeren persönlichen Freiheit nicht auch eine entsprechende Verbesserung der Eigenthumsverhältnisse hinzutritt, so bleibt immerhin ein trauriger Uebelstand. Die Lage der Leibeigenen des Mittelalters war gewiß eine sehr betrübte Doch der Ideenkreis der-

selben, das Ziel ihrer Wünsche und Bestrebungen war sehr beschränkt. Das Glück oder Unglück der Menschen wird bestimmt durch das Wechselverhältniß zwischen Streben und Ziel. Der Mensch ist in demselben Maße glücklich oder unglücklich, als er dem Ziele seiner Bestrebungen näher rückt oder ferner bleibt. Die Frage ist nicht, ob der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts günstiger gestellt ist, als der Leibeigene des Mittelalters, sondern ob die Ideenwelt unserer Arbeiter, oder die Ideenwelt der Arbeiter des Mittelalters dem Ziele ihrer Wünsche näher ist? Diese Frage müssen wir zu Gunsten des Mittelalters beantworten. Die Kluft zwischen den Wünschen und deren Erfüllung war damals gewiß kleiner, als in unseren Tagen. Allerdings hat sich die Ideenwelt der Arbeiter unserer Tage erweitert, und darauf ruht wesentlich die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die wir hegen.

§. 59. Künste und Wissenschaften.

Im Kampfe der deutschen Völker gegen Rom, in den Glaubenskriegen, welche die verschiedenen Secten der Christen miteinander führten, im Strudel der Verfolgungen, welche die siegreichen Christen über die unterdrückten Heiden ergehen ließen, endlich in den Kämpfen zwischen Saracenen und Christen, und in den Raubzügen der Normänner, — gingen unschätzbare Werke der Kunst und der Wissenschaft unter, die friedlichen Zeiten, in welchen die reichen Römer mehr aus langer Weile, als aus edleren Beweggründen, Künste und Wissenschaften hegten, waren vergangen. Hunderttausende früher wohlhabender Familien verloren Hab und Gut in den Kriegen, welche dem Sturze des abendländischen Reiches vorhergingen und folgten. Werthvolle Büchersammlungen wurden ein Raub der Flammen, der größere Theil der Werke klassischer Bildnerei, Malerei und Baukunst wurde verschüttet, zerschlagen und verschleppt. Die Völker, welche in den verschiedenen Provinzen des römischen Reiches neue Staaten gründeten, brachten in dieselben, wenn auch Tapferkeit und frische Kraft, doch keinen Sinn für Künste und Wissenschaften mit. Jahrhunderte vergingen, bevor aus dem Wechselverkehre der siegreichen Barbaren und der besiegten Römer sich von neuem Sinn für Kunst und Wissenschaft entwickelte. Einst standen auf dem Capitole zu Rom zwölftausend Bildsäulen, Tausende der größten Meisterwerke griechischer Kunst schmückten den Hain in Olympia. Unter den zahlreichen Darstellungen der griechischen Götter waren die von Phydias gefertigten Bilder der Minerva in Athen und des olympischen Jupiters die berühmtesten. Die Römer hatten im Laufe ihrer Eroberungskriege unzählige Meisterwerke nach Italien verbracht, welche dort in den unglücklichen Kriegen des fünften und sechsten Jahrhunderts größtentheils untergingen. Anfangs kamen zwar noch Bildsäulen der Kaiser, einflußreicher Staatsmänner und Heerführer vor; diese wurden aber von fanatischen Kirchenlehrern für Erfindungen des Teufels erklärt. Als, im neunten Jahrhundert, der Bilderdienst im griechischen Reiche feste Wurzeln schlug, wurden die Bildsäulen wieder häufiger, allein das richtige Ebenmaß und der Sinn für das Schöne arteten immer mehr aus. Dagegen wurde großer Werth auf kostbare Stoffe, Gewänder, Ohrgehänge, Arm- und Halsbänder gelegt. Die Bildsäulen wurden mit Perlen und Edelsteinen geschmückt. Die Bildnerei sank mehr und mehr, bis sie am Ende nur dazu diente, Altäre, Tabernakeln, Gefäße und Urnen zu verzieren. Die christliche Kirche that lange Zeit wenig für die Künste. Kreuze, Gedenktafeln, Säulen, Sarkophage und Kleinodienkästen sind die einzigen schwachen Ueberreste, welche uns erinnern, daß die Bildhauerei in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters nicht vollständig untergegangen sei. Nicht ganz so sehr gerieth die Baukunst in Verfall. Byzanz wurde die Mutter einer neuen Kunstschule, welche der christlichen Religion die Werke dienstbar machte, welche

früher die heidnische verherrlicht hatte. Der einfache Geschmack der klassischen, griechischen Zeit wurde durch Pracht und Glanz verdrängt. Stoff und Schmuck wurden höher geschätzt, als die reine Kunstform. Das bedeutendste Bauwerk aus den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ist die Sophienkirche, welche Justinian I. aufführen ließ. Bis in's neunte Jahrhundert erhielt sich die griechische Baukunst noch auf einer gewissen Höhe. Dann sank auch sie. Im Abendlande errichtete Theodorich, König der Ostgothen, mehrere bedeutende Bauwerke, wovon in Ravenna und Verona noch Ueberreste vorhanden sind. Es entwickelte sich allmählig der Baustyl, welcher später den Namen des gothischen erhielt und welcher im Gegensatze zu dem neu-gothischen der alt-gothische genannt wird. Die Lombarden besaßen wenig Kunstsinn. Alle ihre Bauten waren geschmacklos und fehlerhaft. Als später griechische Baumeister in ihrem Dienste arbeiteten, verbesserte sich ihre Baukunst. In dem lombardisch-neu-griechischen Style sind die Dome zu Bamberg, Worms und Mainz, und der ältere Theil des Straßburger Münsters erbaut. Als die Araber, im achten Jahrhundert, in Spanien eindrangen, hob sich durch sie die früher von Vandalen, Alanen, Sueven und Westgothen vernachlässigte Baukunst wieder. Saraceniſche Baumeister wurden in Griechenland, Italien und anderen Ländern gesucht und verbanden sich zu einer Zunft mit christlichen, besonders griechischen Meistern. In Deutschland war Karl I. bemüht, die gesunkene Kunst zu heben. Er errichtete seine Bauwerke mit Hülfe italienischer Künstler. Die größten Werke der Baukunst des Mittelalters entstanden jedoch erst nach dem Ende unseres Zeitabschnittes.

Für die Bildnerei und für die Malerei war der Bilderstreit von hoher Bedeutung. Seit dem vierten und fünften Jahrhunderte wurden in den Kirchen Heiligenbilder gebräuchlich. Als die bilderstürmenden Kaiser ihnen aber den Krieg erklärten, wurden viele griechische Künstler gezwungen, ihre Heimath zu verlassen. Sie brachten ihre Kunst, welche im Abendlande ganz darnieder lag, nach Italien, ohne jedoch Bedeutendes zu leisten. Erst im dreizehnten Jahrhundert entwickelte sich die berühmte italienische Malerschule.

Die bildenden Künste entwickelten sich bei den meisten Völkern später, als die Dichtkunst. Der Gesang ist die erste Kunst, welche der einzelne Mensch, sie ist auch die erste, welche die Nationen üben. Trotz allen Kriegesstürmen hatte sich im Schooße der Deutschen der Sinn für Dichtkunst erhalten. Da und dort lebte noch im Volke der Gesang ihrer alten Barden. Doch da dieser auf heidnischer Anschauung beruhte, wurde er von den christlichen Geistlichen auf's bitterste verfolgt. So ließ z. B. der Apostel Irland's, Patrick, dreihundert Rollen heidnischer Dichtungen verbrennen. Die Sagen und Dichtungen der Druiden Britanien's verschwanden. Die Reste brittisch-wallisischer Poesie, welche sich erhalten haben, zeugen von einem hohen Schwunge und großer Kraft der Begeisterung. In Wallis fanden namentlich die unzähligen Gesänge von Arthur's Tafelrunde, ihren Rittern und vom heiligen Graal ihren Ursprung. Die scandinavischen Sagen, von denen wir sprachen,*) wurden im Laufe dieses Zeitraums niedergeschrieben. Die Gesänge der Skalden erreichen aber die Innigkeit und Weichheit der Gefühle nicht, welche die gälischen Dichtungen Ossian's auszeichnen. Rohe Kraft und wilde Verachtung des Schmerzes, körperliche Stärke und kriegerische Tapferkeit sind die Lieblingsgegenstände, welche sie schildern. Die Völker des Nordens konnten dem Süden weder Künste noch Wissenschaften mittheilen, und die Sendlinge des Südens waren mehr bemüht, ihnen christliche Glaubenssätze, als reine Erkenntniß und Sinn für Schönheit und Wahrheit einzuflößen. Die lateinischen Dichtungen, welche seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts unter den Angelsachsen aufkamen und von da sich über das Abendland verbreiteten, waren Künsteleien ohne Kraft und Spielereien ohne höhern Sinn.

*) Siehe Buch III. §. 55. Seite 155.

Was Karl I. und Alfred, der Große, für Kunst und Wissenschaft thaten, haben wir weiter oben angedeutet.*)

Das berühmteste aller Gedichte aus der ersten Zeit des Mittelalters ist das Nibelungenlied, welches ohne Zweifel schon im fünften Jahrhundert gedichtet, allein erst weit später zusammengestellt und zu einem Ganzen vereinigt wurde. Andere Gedichte ähnlicher Art, welche in diesem Zeitabschnitt entstanden, sind das Gedicht von Hadubrad und Hildebrand, der Roman von Horn und Hanlaf, das Weißenbrunner Gebet, Otfried's Evangelienbuch und Lieder, das Ludwigs-Lied und das Anno-Lied. Sie sind von Werth als Denkmäler der alt-deutschen Sprache. Ihr dichterischer Gehalt ist aber nicht hoch anzuschlagen. Mehr Frische und Kraft erlangte gegen das Ende unseres Zeitraums die Dichtkunst im südlichen und westlichen Frankreich. Dort erstanden zuerst die Dichtungen der Liebe und des Ritterthums, welche von den Gerichtshöfen der Liebe gehegt und gepflegt wurden. Diese blühten schon um die Mitte des elften Jahrhunderts, unter dem Vorsitz edler Frauen, und übten einen mächtigen Einfluß auf die Poesie und das Leben.

Erst gegen das Ende unseres Zeitabschnittes beginnt die romanische und die allemannische Ritterpoesie, deren Veranlassung der (1085) gegen Toledo unternommene christliche Ritterzug war.

Die wissenschaftliche Bildung ging von den Schulen und Kirchen der Klöster aus und konnte, schon aus diesem Grunde, nur sehr kümmerlich und einseitig sein. Der Papst Gregorius I., der s. g. Große, schrieb Gespräche, welche ihre Würze durch Teufels- und Spukgeschichten, Schauder erregende Erzählungen von der Bestrafung ungläubiger und ungehorsamer Feinde der Geistlichen und andern Unsinn erhielten.

Isidorius von Sevilla machte, im siebenten Jahrhundert, Auszüge aus den Werken der Kirchenväter und anderer berühmter Schriftsteller. Beda Venerabilis stellte (im Anfange des achten Jahrhunderts) was bis zu seiner Zeit über Zeitrechnung, Astronomie, Naturkunde und Grammatik in den Schulen gelehrt wurde, die Kirchengeschichte der Angeln und die Geschichte England's, von Cäsar bis in's achte Jahrhundert, zusammen.

Zu den gelehrtesten Männern seiner Zeit gehörte der Lehrer Kaiser Otto's III., Gerbert, der nachher, unter dem Namen Sylvester II., Papst wurde. Er beschäftigte sich mit der Sternkunde (Astronomie) nach arabischen Mustern, verfertigte Erd- und Himmelskugeln und Sonnenuhren und wurde von Manchen deßhalb für einen Hexenmeister gehalten. Gerbert hatte seine Bildung auf französischen Schulen erhalten und seine Kenntnisse in Spanien vermehrt. Meinwerk, Bischof von Paderborn, machte sich um die Baukunst verdient und brachte Wasserorgeln in Gebrauch. Bernward, Bischof von Hildesheim, sammelte Bücher, beschützte Künste und Künstler, ließ Mosaikfußböden legen und förderte die Musik. Beide lebten, gleich Gerbert, zur Zeit der Ottonen. Um diese Zeit blühten die Lehranstalten von Pavia, Avranches, Poitiers und von Bec in der Normandie. Auf der letzteren zeichneten sich insbesondere Lanfranc und Anselm von Canterbury aus. Beide waren Italiener. Lanfranc lehrte das römische Recht; Anselm, welcher (1062) gleichfalls nach Bec kam, beschäftigte sich hauptsächlich mit Philosophie und Gottesgelehrheit. Zu seiner Zeit brach der Streit zwischen Realisten und Nominalisten aus. Die Letzteren behaupteten, die Begriffe seien den Dingen vorausgegangen und müßten daher als ihr eigentliches Wesen betrachtet werden; der Begriff der Dinge und folglich das Wesen der ganzen Außenwelt sei von Ewigkeit her in der Gottheit gewesen, dem Begriffe sei allein Dasein zuzuschreiben, von welchem die äußere Erscheinung nur dem Menschen kund werde. Die Realisten dagegen waren, mit Aristoteles, der

*) Siehe Buch IV. § 30 § 36.

Ansicht, daß die Dinge und deren Begriffe gleichzeitig und von einander unzertrennlich seien. Anselm von Canterbury war anfangs Nominalist, wurde aber später Realist und verfolgte seine Gegner mit großer Bitterkeit.

Der Streit zwischen Nominalisten und Realisten, oder zwischen den Vertretern des Begriffes und der Wirklichkeit, läßt sich zurückführen auf die Frage, welcher Standpunkt, derjenige des einzelnen Menschen oder der ihm gegenüber stehenden ganzen Welt der richtigere ist? Begriff und die demselben entsprechende Aeußerlichkeit sind keineswegs gleichzeitig und unzertrennlich. Die Wissenschaft der Erdbildung beweist uns mit voller Gewißheit, daß der Mensch, das allein begriffsfähige Wesen, später entstand, als die Erde die Pflanzen- und die niedere Thierwelt. Alle diese Dinge waren also schon vorhanden bevor die Menschen und folgeweise die von ihnen gebildeten Begriffe vorhanden waren. Auf dem Wechselverhältnisse zwischen der inneren und der äußeren Welt, zwischen dem Individuum und der übrigen Welt beruht der ganze Entwickelungsgang der Menschen. Der eine Theil ist dabei eben so wesentlich, als der andere, obgleich es sehr wohl denkbar, ja vollkommen erwiesen ist, daß Dinge vorhanden sein können, bevor Wesen leben, welche sie begreifen. Führen wir übrigens den Begriff nicht auf die Menschen, sondern auf die Gottheit zurück, so wird der Streit abhängig von der Ansicht über das Wesen der Gottheit und kann daher füglich, als unlösbar, entlassen werden. Als Wilhelm I. England erobert hatte, berief er zuerst Lanfranc und dann Anselm auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury. Der Streit zwischen Realisten und Nominalisten dauerte noch Jahrhunderte lang fort. Wir werden auf denselben im nächsten Buche zurückkommen.

Geschichte, im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, gab es in der ersten Zeit des Mittelalters noch nicht. Doch befaßten Viele sich damit, die Ereignisse ihrer Zeit niederzuschreiben. Cassiodorus, der Minister Theodorich's I., des Ostgothen, schrieb in schwülstigem Style die Geschichte der Ostgothen. Jornandes, oder richtiger Jordanes, hat uns einen Auszug seines Werkes hinterlassen.

In Britannien und in Frankreich erstand zuerst die Geschichtschreibung in lateinischer Sprache. Gregor von Tours erzählte „von den Kriegen der Könige," „vom Kampfe der Märtyrer mit den Heiden und mit dem Heidenthume," „von dem Streite der Rechtgläubigen mit den Ketzern" und „vom Leben der Heiligen." Er führte die Geschichte bis auf das Jahr 597, verlor seinen geistlichen Zweck nie aus den Augen und strebte darnach, die Urreligion der Deutschen in Vergessenheit zu bringen und die christlichen Glaubenslehren einzuschärfen. Die Geschichte Gregor's von Tours wurde von verschiedenen Schriftstellern bis zum Jahre 768 fortgesetzt. Karl I. und sein Sohn Ludwig veranlaßten, daß mehrere Personen Annalen (Jahrbücher) schrieben. In diese Zeit fallen auch zahlreiche Lebensbeschreibungen von Heiligen. Das Leben Karl's I., welches sein Geheimschreiber und Schwiegersohn Eginhard nach dem Muster Sueton's schrieb, beweist uns, daß sein Gönner und Herr, zu dessen Verherrlichung und in dessen Sinne er schrieb, allen deutschen Einrichtungen durchaus feindlich und ängstlich bemüht war, der römischen Bildung in Deutschland Eingang zu verschaffen. Die Annalen von Bertin, von Metz, von Fulda und von St. Gallen mögen hier besonders genannt werden.

Die Geistesarmuth der meisten Annalisten der karolingischen und der unmittelbar darauf folgenden Zeit erhellt am besten daraus, daß sie häufig, um ihren eigenen Mangel an schöpferischer Kraft zu verbergen, die erforderlichen Einleitungen, Ausschmückungen und allgemeinen Bemerkungen irgend einem römischen Schriftsteller, für den sie Vorliebe hatten, wörtlich entlehnten. So wählte sich Regino von Prüm, dessen Geschichte die letzte Zeit des neunten Jahrhunderts umfaßt und bis zum Jahre 906 reicht, den Römer Justinus zum Muster. Seine Schilderung von dem Einbruche der Magyaren in Deutsch-

land schrieb er wörtlich aus Justinus ab. Was dieser von den Scythen sagte, wandte der Annalist leicht auf die Ungarn an. Luitprand's „Geschichte der Thaten der Könige und Kaiser seiner Zeit" ist ein Bild der rohen Sinnlichkeit und des gemeinen Eigennutzes der Italiener, in deren Mitte Luitprand aufwuchs und lebte. Er war ungerecht gegen die griechischen Kaiser Nicephorus und Zimisces, und schmeichelte in niedriger Weise den Ottonen. Die Nonne Roswitha besang, der Aufforderung Otto's II. zufolge, die glänzenden Thaten der Ottonen bis zum Jahre 967. Wittichind hatte sich den Sallust zum Vorbilde auserkoren, vertauschte diesen jedoch bisweilen mit der lateinischen Bibelübersetzung der Vulgata.*) Er schrieb (bis 980) drei Bücher von den Thaten der Sachsen. Nach dem Siege auf dem Lechfelde legte Wittichind dem deutschen Kaiser Otto I. die Rede in den Mund, welche Catilina, den Berichten Sallust's zufolge, vor der letzten Schlacht an seine Genossen hielt. Die wichtigsten Quellen für die älteste Geschichte von Meißen, Polen, Ungarn und der Slaven sind Ditmar von Merseburg's acht Bücher, welche einen Zeitraum von 107 Jahren (von Kaiser Heinrich dem Vogler bis auf Heinrich II.) umfassen. Wippo beschrieb das Leben Conrad's II. in Sallustischen Redensarten. Der schwäbische Graf Hermann von Beringen schrieb die ganze Geschichte bis auf seine Zeit (1053). Sein Muster war Eusebius. Doch hatte er die Einsicht, unsinnige Fabeln und Wundermährchen zu verwerfen und unerhebliche von wichtigen Ereignissen zu scheiden. Bertbold von Constanz setzte Hermann's Geschichte fort, jedoch in einem weniger freien Geiste, indem seine Vorliebe für den damaligen Papst, Gregor VII., und seine Abneigung gegen den deutschen König, Heinrich IV., allzudeutlich hervortritt. Lambert von Aschaffenburg führte die Geschichte seiner Zeit (von 1050 bis 1077) weiter. Ein tiefes Gefühl, ein redlicher Sinn und ungeheuchelte Religiosität spiegelten sich in seinem Werke. Während die meisten Männer seiner Zeit von Parteiwuth verblendet waren, wägt er die Schuld Heinrich's IV. und Gregor's VII. gewissenhaft ab.

Eine für die Entwickelung der Menschheit besonders wichtige Erscheinung, die mit der Bildung der neuen Staaten gleichen Schritt hielt, war die Entstehung zahlreicher neuer Sprachen, welche in diesen Zeitabschnitt fällt. Im Osten traten die russische, polnische und ungarische; im Westen die italienische, französische, spanische und englische Sprachen hervor. Diese letzteren entstanden aus einer Mischung römischer und deutscher Grundbestandtheile. Zweige der deutschen Sprache wurden die holländische, die dänische, die norwegische und die schwedische.

Im neunten Jahrhunderte hatte sich die Sprache des Volkes im südwestlichen und nördlichen Frankreich schon so weit entwickelt, daß das lateinische ihm unverständlich war. Anfangs bildeten sich zahlreiche, verschiedene Mundarten, welche sich indeß im Laufe der Jahrhunderte zu den bereits oben genannten Hauptsprachen entwickelten. Die Sprache ist der beste Spiegel des geistigen Lebens eines Volkes. Die Sprachen des Mittelalters zeigen uns deutlich den Einfluß, welchen die verschiedenen Stämme auf das geistige Gesammtleben ausübten. In Italien, Frankreich und dem christlichen Theile der pyrenäischen Halbinsel blieb das römische Element vorherrschend; in der englischen Sprache war das deutsche weit stärker vertreten. Die Sprachen der Holländer und der Scandinavier waren ursprünglich nur verschiedene Mundarten der gemeinschaftlichen deutschen Sprache.

*) So wird die von der katholischen Kirche für allein rechtmäßig erklärte Uebersetzung der Bibel genannt.

Sechster Abschnitt.

Schlußbetrachtungen.

§ 60. Die Völker.

Unter dem Joche der römischen Kaiser lebten wohl zahlreiche Schaaren von Knechten, allein keine Völker im höheren und wahren Sinne des Wortes. Bevor Rom zur Weltherrschaft gelangt war, gab es Egypter, Syrier und Griechen, Karthager, Gallier und Spanier, nicht blos im geographischen, sondern auch im politischen Sinne. Alle diese Völker hatten ihre eigenthümlichen Sitten, Staatsverfassungen, Lebensgewohnheiten und Religionen, wenn auch die verschiedenen Stämme der westlichen Völker nur locker mit einander verbunden waren. Diese Eigenthümlichkeiten verloren sich zum größern Theile unter der römischen Herrschaft. Die Römer des Westens unterschieden sich wohl von denjenigen des Ostens, weil hier die griechische und dort die römische Sprache vorherrschend war, auch hatten sich manche Charakterzüge da und dort erhalten. Allein diese konnten dem Leben und Streben der Völker keine wesentlich verschiedene Farbe verleihen. Römische Gesetze, römische Beamte, römische Heere schlugen, unter der Leitung römischer Kaiser, alle Sonderinteressen nieder. Die Völker waren, vom atlantischen Ocean bis zum Tigris, in die römische Zwangsjacke gekleidet worden und trugen sie, aller Orten, als Sklaven. Die deutschen Stämme, welche nach dem Süden und Westen zogen, brachen die Ketten, in welchen die Nationen des Abendlandes seit Jahrhunderten schmachteten. Sie zertrümmerten die alten Einrichtungen Rom's und leisteten dadurch schon der Menschheit einen großen Dienst. Was die deutschen Völker für das Abendland, waren die Araber für das Morgenland. Sie brachen den doppelten Despotismus, den geistlichen und den weltlichen, welchen Constantin I. und seine Nachfolger im Osten begründet hatten. Wir hegen keine Vorliebe für den Islam. Allein augenscheinlich stand derselbe im Laufe dieses Zeitabschnittes höher, als das Christenthum des Morgenlandes. Er erfüllte seine Bekenner mit einer weit mächtigeren Begeisterung, als die morgenländischen Christen jemals an den Tag legten, daher diese eine leichte Beute ihrer mohammedanischen Feinde wurden. Zwischen dem Islam und dem Christenthum des Morgenlandes gab übrigens nicht blos das Schwert den Ausschlag: wenn wir die Religionsbegriffe, den Bildungszustand, die Staatsverwaltung und den Volkswohlstand beider Theile in's Auge fassen, so müssen wir in allen diesen Beziehungen den Arabern vor den Griechen, den Mohammedanern vor den Christen den Vorzug geben. Unumschränkter Despotismus herrschte gleichmäßig in den arabischen Reichen, wie in dem griechischen. Der Unsinn war groß in beiden Religionen. Doch der Despotismus der Araber wurde gemildert durch die Kraft des Glaubens, welcher Herrscher und Völker verband, durch mannigfaltige edlere Bestrebungen, welche mit ihm verbunden waren, und durch das Bewußtsein errungener glorreicher Siege. Gewiß hätten die Bewohner Afrika's, Egypten's und Syrien's nicht so schnell den Islam mit dem Christenthum vertauscht, wenn sie ihren Glauben mit einiger Tiefe erfaßt gehabt hätten. Die Heuchelei und der Götzendienst hatten das Christenthum im Osten schon gänzlich untergraben, bevor es mit dem Islam in Berührung trat. Wir können daher den Sieg des Islam über das Christenthum im Osten und den Sieg des

Deutschthums über das Römerthum im Westen nicht, als eine Niederlage und einen Rückschritt beklagen. Vielmehr erkennen wir darin mit Berücksichtigung der natürlichen Verschiedenheit des Ostens und des Westens einen Sieg der frischen Kraft über die alternde Schwäche. Nur im Osten und in dem am wenigsten begünstigten der drei Welttheile, in Afrika, schlug der Islam dauernde Wurzeln. Beim Zusammenstoße mit dem durch neue Kräfte erfrischten Westen, wurde der Islam niedergeschlagen.

Allerdings mußte ein Theil der pyrenäischen Halbinsel das Gesetz der Araber annehmen. Allein es gelang ihnen doch nicht, jemals ganz Spanien zu unterwerfen. Schon im Laufe des ersten Abschnittes der Geschichte des Mittelalters vermehrte sich die Macht der Christen von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis endlich noch vor dem Anfange der neuen Geschichte der Islam wieder ganz aus dem Westen Europa's verdrängt war.

Frankreich, welches beim Sturze des abendländischen Reiches in sich zerrissen, ohne Schwerpunkt und Selbstständigkeit war, schwang sich durch die frische Kraft der Franken und durch die ausgezeichneten Gaben der Gründer dreier Königsgeschlechter, insbesondere Chlodwig's, Karl's I. und Hugo Capet's, zu dem mächtigsten Reiche des Abendlandes empor. Gallien zog, wenn auch nach schweren Leiden, mehr als irgend ein Land Vortheil aus dem Sturze des römischen Reiches. Die deutsche Nation, aus deren Schooße alle jene Kräfte ausgegangen waren, durch welche der ganze Westen mit neuem Leben versehen wurde, erholte sich langsam von dem Verluste zahlreicher Auswanderungen. Zuerst gekettet an das fränkische Reich nahm es einen höheren Aufschwung, nachdem diese unselige Verbindung gelöst war. Doch der Ehrgeiz seiner Beherrscher brachte das deutsche Volk bald in ein anderes, nicht minder verderbliches Verhältniß zu Italien, welches seine besten Kräfte aufzehrte: wir wollen nicht sagen nutzlos, denn im Gange der Weltgeschichte kann keine von Millionen getragene und Jahrhunderte lang fortgesetzte Strebung nutzlos sein. Den Nutzen des Wechselverhältnisses zwischen dem deutschen und dem italienischen Volke des Mittelalters erkennen wir darin, daß die beiden Spitzen des christlichen Despotismus (Kaiser und Papst) sich gegenseitig bekämpften, schwächten und folgeweise nicht im Stande waren, den, wenn auch unklaren und ungestümen, Freiheitsdrang der Völker zu ersticken. Eine Folge des Kampfes zwischen Papst und Kaiser war namentlich die, daß das Königthum, welches in allen anderen Ländern Europa's erblich wurde, in Deutschland von der Wahl der Fürsten abhängig blieb. Die Herzogthümer Sachsen, Baiern, Franken, Schwaben, Lothringen und Thüringen gingen zwar im Laufe der Jahrhunderte unter; allein das von ihren Beherrschern vertretene Princip der Aristokratie, im Gegensatze zur Monarchie, behielt am Ende doch den Sieg. Neben den weltlichen Großen schwangen sich auch zahlreiche Geistliche hoch empor, namentlich die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, welche schon bei der Krönung Otto's I. besondere Ansprüche erhoben.

Italien, von welchem die Weltherrschaft zu heidnischen Zeiten ausgegangen war, verstand es, wenn auch auf einer anderen Grundlage, die kaum verlorene Gewalt wieder an sich zu reißen. Die römischen Päpste traten an die Stelle der römischen Kaiser, der römische Aberglauben und die unter päpstlicher Herrschaft stehenden Geistlichen thaten dieselben Dienste, welche früher römische Gesetze und römische Heere versahen. Das italienische Volk hatte, außer der Befriedigung einer falschen Eitelkeit, von der Herrschaft seiner Päpste wenig Vortheil. Die deutschen Heere, welche häufig das Land durchzogen, rieben und fraßen mehr auf, als gläubige Pilger und Abgabenzahler nach Rom schickten. Vor allen Dingen hatte das italienische Volk selbst aber auch das Joch römischer Herrschaft zu tragen, welches, mit seiner Hülfe, der gesammten Christenheit des Abendlandes auferlegt wurde. Besonders waren es die Normänner Unter-Italien's, welche

den Päpsten zum Siege verhalfen. Das italienische Volk wurde nicht, gleich dem deutschen, französischen oder englischen, ein großer Körper; es blieb zerrissen. In Unter-Italien herrschten hinter einander Griechen, Araber, Deutsche und Normänner, in Rom und der Umgegend der Papst, Ober-Italien stand abwechselungsweise unter der Herrschaft der römisch-deutschen Kaiser und seiner eigenen kleinen Tyrannen. Doch manche Städte, namentlich Venedig und Genua, erhielten sich eine Unabhängigkeit, welche ihre spätere Größe zur Folge hatte.

Das englische Volk entwickelte sich aus den Kämpfen, welche zuerst Angeln, Sachsen und andere deutsche Stämme mit den Eingeborenen, die Dänen mit den Angelsachsen und die Normänner mit diesen führten. Ungeachtet aller Kriege, welche das Land zerrissen, blühte doch schwerlich irgend ein Reich damaliger Zeit so schön, als England unter Alfred dem Großen. Durch Wilhelm den Eroberer erhielt Albion eine ganz neue Gestalt. Er theilte den englischen Boden in 60,000 Ritterlehen, wovon er 1400 für sich behielt und die übrigen an seine Getreuen verlieh. In kurzer Zeit hatte die Geistlichkeit fast die Hälfte derselben an sich gerissen. Die Zahl der Grundeigenthümer wurde dadurch außerordentlich klein, die Masse der Besitzlosen stieg riesenhaft. An diesem Krebsschaden leidet England noch heute. Er wirft ein furchtbares Gegengewicht in die Wage, auf deren anderer Schaale manche treffliche Einrichtungen bürgerlicher Freiheit liegen.

Von den Scandinaviern des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts kann man Aehnliches sagen, als von den Deutschen des vierten, fünften und sechsten. Ihre Geschichte spielte mehr außerhalb, als innerhalb ihrer Landesgrenzen. Sie erschöpften dadurch, gleich ihren deutschen Brüdern, ihre Kräfte und bedurften Jahrhunderte, um sie wieder zu sammeln, um so mehr, als sie niemals auf längere Zeit zu staatlicher Einheit gelangten und ihre Könige sich häufig untereinander bekriegten.

Lange Zeit hatten die Ungarn (Magyaren) das ganze Abendland, insbesondere aber Deutschland, in Schrecken gesetzt. Gegen das Ende unseres Zeitabschnittes hörten ihre Raubzüge auf; sie nahmen das Christenthum an und bebauten das Land. Bei ihnen, wie bei ihren Nachbarn, den Polen und Russen, finden wir in der Hauptsache, wenn auch mit noch etwas mehr Rohheit vermischt, dieselben inneren Kämpfe, welche die ersten Jahrhunderte des Mittelalters bezeichnen. Geistliche und weltliche Große beuteten um die Wette die Völker aus. In Rußland wurden die geistlichen Künste nach griechischen, in Polen und Ungarn nach römischen Mustern betrieben. Das Königthum wurde durch Adel und Geistlichkeit beschränkt. Die Massen des Volkes gehorchten, arbeiteten und darbten.

§ 61. Die Städte.

Im Anfange des Mittelalters blühten zwar manche Städte, allein sie entbehrten alle des belebenden Hauches der Freiheit. Die großen Städte des Ostens: Constantinopel, Alexandria, Antiochia, Nikomedien und andere standen unter dem Einflusse despotischer Kaiser und habsüchtiger Statthalter. Im Westen litten die berühmten Sitze der Macht früherer Zeiten: Rom, Mailand, Ravenna, durch verwüstende Kriege. Früher oder später wurden die meisten größeren Städte Sitze mächtiger Gebieter, welche die Bevölkerungen zu ihrem persönlichen Vortheil ausbeuteten und jede Bewegung derselben eifersüchtig überwachten. Rom wurde der Sitz der Päpste. In Ravenna ließen sich die Statthalter der griechischen Kaiser nieder. Pavia wurde die Hauptstadt des lombardischen Reiches. Als die Araber siegreich vordrangen, hoben sich die „heiligen" Städte Arabien's

Mecca und Medina. Bagdad an der Westseite des Tigris wurde die große Hauptstadt der Abbasiden und der Mittelpunkt ihres mächtigen Reiches. Cordova und Granada blühten unter der Herrschaft der Mohammedaner in Spanien. Kairowan schwang sich unter den Aglabiten zu einem bedeutenden Stapelplatze des Handels und der Gewerbe empor. Kairo wurde unter den Fatimiden eine volkreiche Stadt in Egypten. Wo sich ein neuer Herrscher festsetzte, Geld in Umlauf brachte und Paläste baute, fand sich schnell eine zahlreiche Bevölkerung, welche unter dem Schutze fürstlicher Gnade in Sicherheit zu leben und durch die Gunst des Herrschers mit Vortheil Handel und Gewerbe zu treiben hoffte. Alle diese Städte hatten ihre Bedeutung für Handel und Gewerbe, theilweise auch für Künste und Wissenschaften. Für die Entwickelung der höchsten Güter der Menschheit waren jedoch jene Sitze, welche ohne Zuthun der Fürsten und oft sogar im Kampfe mit benachbarten Machthabern sich im Laufe des Mittelalters emporrangen, weit bedeutungsvoller. An Volkszahl blieben allerdings die Residenzen der Herrscher der Welt allen Städten überlegen. Doch bald schon erreichten die unabhängigen Städte Europa's einen weit größern Wohlstand. Unter dem Schutze der Freiheit entwickelte sich der menschliche Geist frischer und kräftiger, als unter dem Scepter der Fürsten. Amalfi, Venedig und Genua wurden frühzeitig in Italien reich durch Handel und Gewerbe und mächtig durch den kräftigen Geist ihrer Bewohner. Doch Amalfi verlor schon gegen Ende dieses Zeitabschnittes durch die Normänner seine Unabhängigkeit. Genua und Venedig legten in diesem Zeitraum den Grund zu ihrer späteren Größe.

Deutschland hatte im Anbeginne des Mittelalters nur im Westen, namentlich an den Ufern des Rheines, zahlreiche Städte. Um die Burgen, welche Karl I. anlegte, seine Herrschaft in Deutschland zu befestigen, und um die Klöster und Bischofssitze, welche Karl und seine Nachfolger gründeten zur Befestigung des Christenthums — sammelten sich da und dort gewerbfleißige Menschen und bauten Städte. Bedeutender für die Entwickelung des Volkes wurden aber diejenigen Städte, welche auf Veranlassung Heinrich's I., des Voglers, zum Schutze gegen die Ungarn erbaut wurden: z. B. Nordhausen, Quedlinburg, Duderstadt, Soest und andere. Heinrich I., welcher in den Städten die wirksamsten Vertheidigungsmittel gegen die flüchtigen Schaaren der Ungarn erkannte, verlieh deren Bewohnern Vorrechte, welche die Anlegung zahlreicher neuer Städte und die Zunahme der Bevölkerung in den älteren beförderten. Die Bewohner der Städte wurden angehalten, sich zu bewaffnen. Sie wurden dadurch mächtig, konnten hinter ihren Mauern den Angriffen der benachbarten und den aus der Ferne heranrückenden Feinden Troß bieten und dieselben, den Umständen nach, auch außerhalb ihres Gebietes aufsuchen. Je wilder der Adel auf dem flachen Lande hauste, desto gesuchter wurden die Städte von allen Denjenigen, welche sich außerhalb derselben nicht sicher fühlten. Manche adelige Familien hielten es für gerathen, sich in Städten niederzulassen und bildeten Patriziergeschlechter, welche einen vorherrschenden Einfluß an vielen Orten gewannen. In anderen Städten lagen königliche Besatzungen, welche von Burggrafen befehligt wurden und welche die Angelegenheiten der Gemeinde zu beherrschen sich anmaßten. Häufig wohnten in den Städten auch Bischöfe. Diese suchten nicht minder als die Burggrafen auf die städtischen Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen. So nagten an dem jungen Leben der Städte frühzeitig schon manche Würmer. Doch alle kräftigeren Gemeinden entwickelten sich im Kampfe mit denselben. Im Laufe unseres Zeitabschnittes wurden dazu nur die ersten Keime gelegt.

§ 62. Handel, Gewerbe und Ackerbau.

Es besteht ein unausgesetztes Wechselverhältniß zwischen den staatlichen Beziehungen der Völker, ihrem Wohlstande und ihrem Gewerbfleiße. Die Blüthe eines Staates ist immer davon abhängig, daß ein gewisser Zustand rechtlicher Sicherheit bestehe. Wo sich dieser nicht findet, beschränkt sich der Handel auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, stocken die Gewerbe und bringt selbst der Ackerbau nicht mehr hervor, als die dringendste Noth zu pflanzen gebietet. Der Despotismus, welcher im römischen Reiche herrschte, schloß eine gewisse rechtliche Sicherheit nicht aus. Die Erpressungen und Gewaltthaten der römischen Kaiser und ihrer obersten Diener trafen wohl einzelne Familien, bisweilen auch ganze Städte und Provinzen. Das römische Reich war aber so unermeßlich, daß diese Ungerechtigkeiten, wenn sie auch einen höhern Aufschwung des Handels und der Gewerbe hemmten, dennoch im Verhältniß zu den später eintretenden Mißständen, nur geringe Hindernisse dem Geschäftsmanne in den Weg legten. Furchtbare Stöße erlitt dagegen der Handel, als die Stämme des Nordens in das römische Reich einbrachen, ganze Provinzen verwüsteten, Bevölkerungen ausrotteten, Städte und Dörfer plünderten und verbrannten. Später entwickelten sich allerdings aus den wirren Zuständen des abendländischen Reiches neue Staaten. Doch vergingen Jahrhunderte, bevor im Schooße derselben nur ein Schein rechtlicher Sicherheit erstand. In Staaten, welche sich damit begnügten, dem Faustrechte durch den Gottesfrieden, der Gewaltthat und dem Betruge durch gerichtliche Zweikämpfe, Feuer-, Wasser- und andere Proben ein Ziel zu setzen, war es gefährlich, Geschäfte zu machen, Handel zu treiben und Credit zu geben. Das Band, welches den Osten mit dem Westen verknüpfte, und welches die verschiedenen Provinzen des Westens zusammenhielt: die römische Herrschaft, war gebrochen. Aus der einzigen Sprache, welche früher im Abendlande allgemein verstanden worden war, entwickelten sich zahlreiche Mundarten, von denen die meisten Abendländer nur eine einzige sprachen. Das römische Recht, welches von den Ufern des Tigris bis zur Küste des atlantischen Meeres gegolten hatte, wurde verdrängt durch zahlreiche Gewohnheiten, Landes-, Provinzial- und städtische Gesetze, welche oft innerhalb einer Entfernung weniger Meilen mannigfaltig von einander abwichen.

Im oströmischen Reiche blieben zwar Gesetze und Verfassung dieselben. Allein der schwache Staat war nicht im Stande, seine Grenzen gegen feindliche Einfälle zu schützen. Vom Norden her verwüsteten Avaren, Bulgaren, Russen, vom Osten her die Perser die griechischen Provinzen. Mehr als einmal war Constantinopel der einzige Fleck, welcher den griechischen Kaisern noch Gehorsam zollte. Auch die Araber, welche sich wie eine wilde Fluth über die drei Theile der alten Welt ergossen, verwüsteten anfangs manche Saatfelder, bevor sie dieselben von neuem befruchteten, und die Normänner, welche fast zu derselben Zeit, da die Mohammedaner vom Süden her ihre Kriegeszüge unternahmen, vom Norden hervorbrachen, machten alle Meere Europa's und alle Küsten unsicher. Doch wie einst die Phönizier und Griechen zuerst auf Raub ausgegangen waren und dann die Vermittler des Welthandels wurden, so schwangen sich auch die Saracenen und Normänner von Störefrieden zu mächtigen Beförderern des Handels und der Gewerbe auf. Das Reich, welches die Chalifen gründeten, stand an Volkszahl und Wohlstand nicht weit hinter dem römischen zurück, und wenn sich auch bald mächtige Provinzen: Spanien, Nordafrika und Egypten, von ihm lossagten, so blieb doch zwischen den verschiedenen mohammedanischen Reichen, deren Ostgrenze Indien und deren Westgrenze der

atlantische Ocean waren, ein reger und wohlgeordneter Verkehr bestehen. Italienische Kaufleute führten die Waaren des Südens über die Alpen, den Rhein hinab nach den Niederlanden. Normännische Handelsmänner brachten die Waaren, welche sie in Nowogorod gekauft hatten, eben dahin und versorgten den Norden und den Osten mit den Erzeugnissen Mitteleuropa's. Die Lombarden wurden frühzeitig berühmt durch die großartigen Geldgeschäfte, welche sie machten, die Normänner durch ihre Entdeckungen und kühnen Handelsreisen.

Die blühendsten Reiche der ersten Zeit des Mittelalters waren unstreitig die mohammedanischen. Weder vor, noch nach der saracenischen Herrschaft zählte die pyrenäische Halbinsel eine so große Bevölkerung, so viele und so wohlhabende Städte und einen so trefflich angebauten Boden. Im Schooße der mohammedanischen Staaten waltete auch eine rege gewerbliche Thätigkeit, während in den christlichen der Druck, welcher auf dem Handel ruhte, Gewerbe und Ackerbau nicht aufkommen ließ. Die Rohheit im christlichen Europa war damals so groß, daß die Ausbeutung des menschlichen Elendes fast das einzige war, was mit einem gewissen Systeme betrieben wurde. Herodot erzählt uns, daß zu seiner Zeit die Thracier (Deutschen) die Küsten ihres Landes durch Grenzpfähle bezeichnet hätten, um Streitigkeiten über gestrandete Schiffe zu verhüten. Aehnliche Bestimmungen finden sich auch in der Gesetzgebung des Mittelalters nur zu häufig und in empörender Ausdehnung. Wenn ein Wagen auf der Straße zusammenbrach, ein Schiff im Flusse den Grund berührte, wurde das Gut gesetzlich dem Herrn der Gegend zugewiesen. Die natürliche, durch das Christenthum überdies noch als religiöse Pflicht eingeschärfte Rücksicht für den unglücklichen Eigenthümer des gebrochenen Wagens, des gestrandeten Schiffes und deren Ladung wurde der Raubsucht der Herrscher untergeordnet. Ja, selbst die persönliche Freiheit und das Gut aller Fremden war stets in Gefahr. Wer sich Jahr und Tag an einem fremden Orte aufhielt, wurde Leibeigener von dessen Herrn. Die Habe des Fremden, welcher starb, fiel dem Ortsherrn zu. Als die Küstenbewohner Frankreich's vor den Normännern in das innere Land flohen, wurden sie dort aufgegriffen und zu Sklaven gemacht. Die schlimmsten aller Räuber waren die Adeligen und die Richter, welche theils selbst auf Raub ausgingen, theils Raubeshehlerei trieben. Karl der Kahle wußte kein anderes Mittel gegen die Letzteren, als daß er sie eidlich versprechen ließ, weder Räuber noch Raubeshehler sein zu wollen. Unter dem Drucke solcher Verhältnisse verödeten die fruchtbarsten Provinzen des Abendlandes. Italien füllte sich mit Wäldern und Sümpfen, und wo früher zahlreiche Gemeinden gewohnt hatten, gingen Wölfe und andere wilde Thiere auf Beute aus.

Karl I. that, was in seinen Kräften stand, um Handel, Gewerbe und Ackerbau zu fördern. Er verfolgte die Räuber und Raubeshehler mit unnachsichtlicher Strenge, legte Handelsplätze an und baute Straßen. Besondere Sorgfalt wandte er dem Ackerbau zu. Seine großen Güter am Rheine verwaltete er musterhaft. Er veredelte und dehnte den Weinbau aus, hegte die Bienenzucht und den Obstbau und gab umfassende Vorschriften, wie die Felder, Wiesen und Wälder zu behandeln seien. Die Zucht des Viehes und namentlich der Pferde wurde von ihm gehoben. Selbst die Gartengewächse und Blumen zog dieser Kaiser in das Bereich seiner Thätigkeit. Aus dem Verzeichnisse von Gartengewächsen, welche Karl I. pflanzen ließ, das auf uns gekommen ist, erhellt ein großer Reichthum von Blumen, Gemüsen, Gewürzen und wohlriechenden Kräutern. Auch Alfred der große von England wirkte wohlthätig für Handel, Gewerbe und Ackerbau. Doch schuf Karl I. durch alle seine Thätigkeit schwerlich so viel Nützliches und Schönes, als er durch seine Kriege zerstörte. Seine Nachfolger führten meistentheils auch Kriege, thaten aber wenig oder nichts für die Geschäfte des Friedens. In Folge der furchtbaren Kriege, der

Seuchen und der wiederholt wüthenden Hungersnoth fehlte es fast aller Orten im christlichen Abendlande an kräftigen Arbeitern. Deren Zahl wurde durch die nicht endenden großen und kleinen Fehden der Machthaber, durch die Einführung des Priestercölibates und die Vermehrung der Klöster noch verringert. Die Arbeitslust konnte da nicht groß sein, wo der Arbeiter seines Lohnes nicht froh wurde. Das Christenthum mit seinen Grundsätzen allgemeiner Menschenliebe war nur Wenigen bekannt und wurde von noch Wenigeren geübt. Viele Jahrhunderte vergingen, bevor die Massen durch die Aeußerlichkeiten, mit welchen man es umgeben hatte, bis zu dessen Kerne durchzudringen vermochten.

Durch den Ackerbau wurden nur den nicht arbeitenden Grundbesitzern Scheunen und Keller gefüllt. Durch die Gewerbe erhielten die Ritter ihre Waffen, die Geistlichen ihre kostbaren Gewänder und sonstigen Bedürfnisse des Kirchendienstes. Nur in den Städten entwickelte sich allmälig eine Bevölkerung, welche außer dem Adel und der Geistlichkeit die Gewerbe beschäftigte. Das Landvolk mußte sich selbst seine Kleidung, seine Nahrung und seine Geräthschaften anfertigen. Denn es fehlte ihm gänzlich an Gelde zu deren Ankaufe. Auf dem Bauernstande lastete der Druck der Zeiten am schwersten. Dieser wagte im Laufe unseres Zeitabschnittes da und dort Versuche, das auf ihm lastende Joch zu brechen. Im Sachsenlande erhoben sich, in der Mitte des neunten Jahrhunderts, Frilinge und Laten (freie Grundeigenthümer und Hörige), jagten die adeligen Herren und die Geistlichen davon, stellten die in früheren Zeiten üblichen Gebräuche wieder her, (daher wurden sie Stellinga genannt,) konnten sich aber gegen die mächtigen Fürsten und Herren nicht lange behaupten. Im Jahre 842 wurden sie von Ludwig dem Deutschen auf's Haupt geschlagen und in ein schweres Joch, als ihr früheres, gespannt. Im Jahre 992 erhoben sich die Landleute im Thurgau gegen den Adel und die Geistlichkeit. Sie schworen einander zu, von ihren Rechten und der Waffenehre nicht lassen zu wollen, Frohnden und Zinsen zu verweigern, sonst aber zu leisten, was der rechten Obrigkeit gebühre. Am 26. August 993 wurden sie aber bei Diessenhofen, unfern vom Einfluß der Schwarzach in den Rhein, geschlagen und später härter, als zuvor, gedrückt. Wenige Jahre darauf schlossen die Bauern der Normandie einen Bund gegen ihre Dränger. Sie gelobten sich gegenseitig eidlich, keinen Herren mehr haben zu wollen. Sie gedachten die Frohndienste abzuschaffen und die Wälder und die Wasser, welche Adel und Geistlichkeit in ausschließlichen Besitz genommen hatten, wieder frei zu machen. Bevor die Bauern jedoch ihren Plan ausführen konnten, wurde er dem Herzoge Richard II. (997—1026) verrathen. Die armen Landleute der Normandie wurden zusammengehauen, verstümmelt und mißhandelt, wie ihre Leidensgenossen im Thurgau und im Sachsenlande. Die Knechtschaft mußte noch schwerer werden, bevor sie abgeschüttelt werden konnte.

§ 63. Kriegswesen.

Bei dem Kriegswesen sind drei Dinge hauptsächlich wichtig: die Zahl, die körperliche und geistige Beschaffenheit und die Kunst der Krieger. In diesen drei Beziehungen waren die Mohammedaner der ersten Jahrhunderte des Mittelalters fast durchschnittlich ihren Gegnern überlegen. Der Glaube machte ihre Heere zugleich zahlreich und begeistert. In der Kriegskunst waren sie zwar anfangs ihren griechischen Feinden nicht gewachsen. Doch wo die Krieger zahlreich und muthig sind, reicht die überlegene Kriegskunst der Gegner auf die Dauer nicht aus; denn selbst die Niederlagen sind für sie lehrreiche Schulen. Abgesehen von den tiefer liegenden religiösen und politischen Ursachen der Siege der Anhänger Mohammed's, finden wir dieselben auch schon in ihrem Kriegswesen begründet

Der Saracene warf sich in das Kriegsgetümmel mit der Ueberzeugung, entweder den Sieg auf dieser, oder das Paradies in jener Welt zu erobern. Die griechischen Heere, welche die Mohammedaner bekämpften, bestanden aus Söldnern, welche wenig oder keinen Antheil an den Schicksalen der Kaiser, denen sie dienten, nahmen. Der Sold, die Hoffnung auf Beute und die Aussicht, sich durch den Kriegsdienst emporzuschwingen — diese niedrigsten aller Beweggründe beseelten allein die gemietheten Truppen. Die nationalen und religiösen Hebel wirkten in zweiter Reihe ebensowohl in den griechischen Heeren, als die Rücksichten des Eigennutzes inmitten der mohammedanischen. Allein dadurch wurde doch der Unterschied zwischen den streitenden Theilen noch nicht ausgeglichen. Eine besonders große Rolle in der Geschichte der griechischen Kriege dieses Zeitabschnittes spielt das s. g. griechische Feuer, welches sogar unter dem Wasser fortbrannte und welchem allein die griechischen Heere zahlreiche Siege, namentlich zur See, verdankten. Das Kriegswesen der Saracenen blieb sich von ihrem ersten Auftreten bis zum Ende unseres Zeitabschnittes ziemlich gleich. Eben dieses gilt von demjenigen der Griechen. Dagegen erlitt das Kriegswesen des Abendlandes im Laufe der Jahrhunderte, welche zwischen dem Sturze des abendländischen Reiches und dem Beginne der Kreuzzüge in der Mitte liegen, mannigfaltige Veränderungen. Die Völker des Nordens besiegten die römischen Heere hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihre gesammte waffenfähige Mannschaft in den Krieg zog. Nimmermehr hätten einzelne Stämme der Deutschen, wie die Gothen, die Vandalen, die Burgunder, die Longobarden und andere, den römischen Waffen Trotz bieten können, wenn ihre Heere in ähnlicher Weise, wie die römischen, d. h. durch Werbung zusammengebracht und durch Soldzahlung unter den Fahnen zurückgehalten worden wären. Gerade diejenigen Stämme, welche den Römern am verderblichsten wurden, hatten die Brücke der Rückkehr hinter sich abgerissen und waren entschlossen, mit dem Schwerte in der Hand neue Wohnsitze zu gewinnen. Die große Kraft, welche diese Beweggründe den deutschen Heeren mittheilte, verlor sich bald, nachdem sie ihren Zweck erreicht hatten. Die Ostgothen in Italien und die Vandalen in Afrika wurden durch die überlegene Kriegskunst der griechischen Heere ohne viele Mühe besiegt. Die kriegerische Stärke der deutschen Völker, welche sich in den Provinzen des weströmischen Reiches niederließen, erschlaffte bald, wie sich zur Genüge aus ihren Kämpfen mit den Normännern ergibt. Diese konnten sich an Zahl mit den Franzosen, Engländern, Italienern und Deutschen nicht messen. Dennoch machten sie sich allen diesen Völkern furchtbar und eroberten selbst große Landstriche in Frankreich und Italien und von der Normandie aus ganz England.

Die größte aller Mächte ist die Macht der Verhältnisse. Denn sie beruht gleichmäßig auf den Neigungen der Völker und deren Beziehungen zur Außenwelt. Es war nicht schwer, große Massen aufzubieten, wenn einer armen und schwer gedrückten Nation die Reichthümer und das Wohlleben eines benachbarten und entnervten Volkes in Aussicht gestellt wurde. Doch sobald sich diese verwirklicht hatte, erlagen die Sieger mehr oder weniger denselben Einflüssen, welchen früher ihre besiegten Feinde gewichen waren. Die allgemeine Volksbewaffnung, oder, wie sie bei den alten Deutschen genannt wurde, der Heerbann, konnte nur in seltenen Ausnahmsfällen und von besonders kräftigen Herrschern aufgeboten werden. Dieselben Erscheinungen, welche sich in dem kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Leben bemerklich machten, traten auch in dem Kriegswesen zu Tage. Die engsten Kreise des Lebens waren diejenigen, welche bei den Abendländern des Mittelalters am meisten Kraft und Lebensfähigkeit besaßen. Der Blick der Meisten war so beschränkt, daß er nicht weiter, als bis zum unmittelbaren Vorgesetzten reichte. Mit diesem stand, wie der Bauer und das Beichtkind, so auch der Krieger in fester Verbindung. Jener gehorchte willig seinem Gutsherrn oder Beichtvater, dieser seinem Lehensherrn.

Welche Pflichten der Lehensherr dem Herzoge, dem Könige oder dem Kaiser gegenüber hatte, untersuchte Niemand. Wie in früheren Zeiten, waren, wenn es galt, alle wehrhaften freien Männer und zwar je nach der Größe ihres Grundbesitzes mit größerer oder kleinerer Rüstung, größerer oder kleinerer Dienstmannschaft zur Kriegsfolge verpflichtet. Doch die Volksbewaffnung hatte ihr ganzes Wesen, ihre volle Bedeutung verloren. In der Volksversammlung war früher der Krieg und das Aufgebot des Heerbannes beschlossen worden, die freien Männer hatten sich selbst ihre Führer gewählt. Nachdem die deutschen Stämme sich da und dort niedergelassen hatten, fuhren ihre Könige fort, Kriege zu führen, welche aber nicht das Wohl der Völker, sondern nur die Befriedigung fürstlichen Ehrgeizes und zügelloser Herrschsucht bezweckten. Natürlich waren die freien Männer unwillig, in solchen Kriegen Hab und Gut, Leib und Leben auf's Spiel zu setzen. Durch die eigene Schuld der Könige kam der Heerbann in Verfall. Um so mehr wurde dagegen der Lehensdienst gehegt. In diesen waren wohl auch dieselben Männer eingereiht, welche im Heerbanne dienstpflichtig waren. Allein sie dienten, als Lehensleute, nicht dem Vaterlande, nicht einer großen Idee, vielmehr blos einer Person, welche sie gewisse persönliche Vortheile verdankten. Mit dem Lehendienste mochten sich, den Umständen nach, nationale und religiöse Beweggründe verbinden, wie z. B. diese gewiß in dem Heere, das Karl Martell den Mohammedanern entgegenführte, sich bewährten. Das Wesen des Lehendienstes brachte aber derartige höhere Beweggründe nicht mit sich. Der Lehensmann mußte sein Schwert umgürten und seinem Herrn folgen, ob dieser einen gerechten, oder einen ungerechten, einen dem Vaterlande nützlichen oder verderblichen Streit ausfechten wollte. In dem Kriegswesen, wie in allen übrigen Kreisen der Wirksamkeit, ging das Bestreben im Mittelalter dahin, die selbstständige Prüfung des Untergeordneten so sehr als möglich auszuschließen und sie durch den Gehorsam zu ersetzen. In früheren Zeiten war der Gehorsam der freien Männer nur die Folge einer Berathung gewesen, an welcher sie selbst Theil genommen hatten. Als das Lehenrecht zum herrschenden Gesetze wurde, entschied das persönliche Verhältniß zwischen Herrn und Vasallen. Dieser mußte gehorchen, wenn er nicht seine Leben auf das Spiel setzen wollte.

Die Heere waren unter diesen Verhältnissen zwar noch immer sehr zahlreich, doch erreichten sie diejenigen Zahlen nicht mehr, welche sie zur Zeit der Völkerwanderung gehabt hatten. Auch haben die Lehensheere keine der glänzenden Thaten aufzuweisen, wie sie die Geschichte der Volksheere uns aufbehalten hat. Die Kriegskunst sank im Abendlande mit der Zahl und der inneren Tüchtigkeit der Streiter. Die einzelnen Heerhaufen waren nicht nach den Regeln der Kriegskunst, sondern nach persönlichen und Stammesrücksichten geordnet.

Weder eine griechische Phalanx, noch eine römische Legion konnte durch die Zusammenstellung der verschiedenen Dienstmannschaften hergestellt werden. Auf ein bestimmtes Verhältniß der Waffengattungen, auf das Vorhandensein sämmtlicher Erfordernisse der Kriegsführung konnte eben so wenig gerechnet werden, als auf eine gute Mannszucht und auf eine genaue Ausführung kriegerischer Bewegungen. Die deutschen Heere des neunten, zehnten und eilften Jahrhunderts hätten schwerlich das abendländische römische Reich zertrümmert. Karl I. brachte allerdings noch eine bedeutende Kriegsmacht auf die Beine, allein er beherrschte Frankreich, Deutschland und einen Theil von Italien und Spanien. Wie schwach das Abendland in kriegerischer Beziehung war, zeigte sich namentlich auch in seinen Kämpfen mit den Ungarn, welche bis jenseits der Alpen und zu den Pyrenäen streiften, Deutschland tributpflichtig machten, und erst nach langjährigen und blutigen Kämpfen zur Ruhe gebracht werden konnten.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Uebergang von der alten zur mittleren Zeit (476—622).

Zweiter Abschnitt.

Die Entstehung und erste Ausbreitung des Islam (622—1095).

Dritter Abschnitt.

Die weltliche Herrschaft in den christlichen Staaten (622—1095).

Vierter Abschnitt.

Die geistliche Herrschaft in den christlichen Staaten (476—1095).

Fünfter Abschnitt.

Die Ideenwelt der ersten Jahrhunderte des Mittelalters.

Sechster Abschnitt.

Schlußbetrachtungen.

Alphabitisches Wörter-Verzeichniß.

A.

B

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

1000	. . .	. .	...ie stre-
1002	. . .	. .	
1004	. . .	. .	
1013	. . .	. .	
1015	. . .	. .	
1016	. . .	Melus ruft die Normannen zu Hülfe.	
1017	Basil II. schlägt die Bulgaren.		
1018	. . .	. .	
1023	. . .	. .	
1024	. . .	. .	H...ftet den ...r.
1030	. . .	. .	
1032	. . .	. .	
1035	. . .	. .	
1038	. . .	. .	
1039	. . .	. .	
1046	. . .	. .	
1053	. .	Schlacht bei Civitella.	
1054	. .	. .	... Bann-
1055	. . .	. .	... Kirche.
1056	. . .	. .	
1057	Isaak I., Comnenus wird Kaiser.	. .	
1058	. . .	. .	
1060	. . .	Roger beginnt die Eroberung Siciliens.	... zu Rom.
1062	. . .		
1063	. . .	. .	
1065	. . .	. .	
1066	. . .	. .	
1067	. . .	. .	
1069	. . .	. .	
1071	Der Kaiser Romanus Diogenes wird von den Türken geschlagen und gefangen.	. .	
1072		. .	
1073		. .	...er dem
1074	. . .	. .	... Felde
1075	. . .	. .	...tiv ein-
1076	. . .	. .	
1077	. . .	. .	
1078		. .	
1081	Alexius Comnenus wird Kaiser.	. .	
1084	. . .	. .	...ten
1085	. . .	Robert Guiscard stirbt.	
1086	. . .	Gregor VII. stirbt.	
1087	. . .	. .	
1088	. . .	. .	
1091	. . .	. .	
1092	. . .	. .	
1093	. . .	. .	
1095	. . .	. .	

...renäische Halb-Insel.	Uebrige Reiche.	Geistliche und geistig[e] Bestrebungen.
		Die Paulicianer werden na[ch] Thracien verpflanzt.
		Synode von Mainz.
	Die Ungarn lassen sich an der Theiß nieder.	
	Zwentibold von Mähren stirbt.	
...acht bei Zamora.		
	Obeidallah gründet das Geschlecht der Fatimiden.	
...errahman III. be...t seine Herrschaft.		
...gno II. erhebt Leon ...einer Hauptstadt.		
...tien blüht.		
...ova zählt 1,200,000 ...äude.		Theodora und ihre beiden Tö[chter] herrschen in Rom.
...ien wird eine selbst...ige Grafschaft.		
	Die Bulgaren belagern Constantinopel.	Odo, Abt zu Clügny, schärft di[e] Regel der Benedictiner.
	Ibn Razek wird Emir al Omra.	
	Hako von Norwegen stirbt.	
	Olga läßt sich taufen.	
	Miesko herrscht in Polen.	
	Wladimir I. läßt sich taufen.	